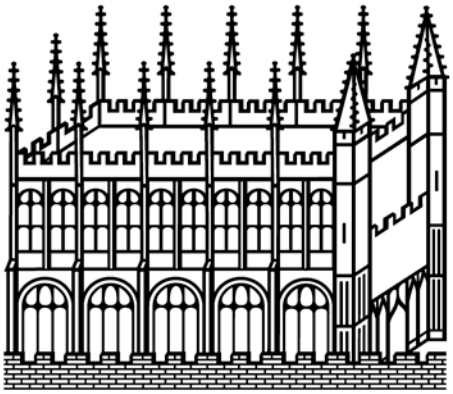


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Paul Ernst

LX 505 A. 4

~~312 P 47~~

Paul Ernſt / Liebesgeſchichten

Liebesgeſchichten

von

Paul Ernſt

1930

Verlegt bei Georg Müller, München

Copyright 1929 by Georg Müller Verlag Aktiengesellschaft
München
Printed in Germany

Mutter und Tochter

In einer anmutigen Landſchaft unſerer Heimat lebte ein junger Gutsbeſitzer, der nach dem frühen Tode ſeiner Eltern erſt einige Semeſter ſich auf Univerſitäten aufgehalten und dann mit fünfundzwanzig Jahren das väterliche Beſitztum übernommen hatte. Er war verlobt mit der Tochter eines Gelehrten, die er heimzuführen gedachte, wenn ſie achtzehn Jahre alt wäre; inzwiſchen baute er das alte Haus wohnlich um und richtete die Wirtſchaft nach ſeinen Kenntniſſen und neuen Ideen ein. Die Hochzeit wurde bei den Eltern der Braut gefeiert; da es ſeine Geſchäfte geſtatteten, ſo machte man eine Hochzeitsreiſe nach dem Süden; dann führte er die junge Gattin in das gemeinſame Heim.

Die Beiden waren glücklich als junge Leute, die ein langes Leben in Ruhe vor ſich haben, Alles nach ihren Wünſchen für ſich und ihre Nachkommen bedenken und einrichten können, und in ſolcher Tätigkeit eine beſtändige und heitere Unterhaltung finden.

Es wurde ein Obſtgarten hinter dem Hauſe angelegt, wo früher gleich das Feld begonnen hatte. In gleichmäßigen Abſtänden wurden Baumgruben gegraben, Gartenerde wurde angefahren zur Vermiſchung mit dem Mutterboden, aus einer berühmten Baumſchule Bäumchen beſtellt und die in ſauberen Reihen gepflanzt und an entrindeten Baumpfählen feſtgebunden. Es war für die Bäumchen ein großer Raum berechnet zur künftigen Ausbreitung der Krone, wenn ſie ausgewachſen; unterdeſſen, ſolange ſie noch jung waren, war immer zwiſchen zwei Hochſtämme ein Buſchbäumchen gepflanzt, das nur ſolange leben wird, bis die Hochſtämme herangewachſen ſind. Der Boden war ſchon im Herbſt mit

Grasſamen beſät, in welchen Samen von allerhand Wieſenblumen gemiſcht war, damit eine bunte Wieſe zwiſchen den Stämmen ſich bilden ſollte; aber um die Bäumchen wurde die Baumſcheibe immer ſauber und locker gehalten, daß der Regen gut eindringen und an die Wurzeln kommen konnte und der Boden ſich frühzeitig erwärmte, wenn der Schnee fortging.

Mit frohem Sinn leiteten die Beiden dieſe Arbeiten und berechneten ihr eigenes Leben, das Leben der Kinder, welche ſie erwarteten, und das Leben der Bäume. Sie ſagten ſich, daß in etwa fünfzehn Jahren die Buſchbäumchen fallen mußten, dann war ihr Sohn ein Knabe, denn ſie nahmen an, daß das erſte Kind ein Sohn ſein würde. In etwa zwanzig Jahren begann für die Hochſtämme die Zeit des kräftigen Tragens; dann ſtanden ſie Beide auf der Höhe des Lebens, die Frau mit achtunddreißig und der Mann mit fünfundvierzig Jahren. Ihr Sohn war dann zwanzig Jahre alt. Vierzig Jahre lang verharrten dann die Bäume in ihrem kräftigen Alter, bis für ſie das Abnehmen kam, dann waren ſie Beide wahrſcheinlich tot und ihr Sohn bereits ein Mann von ſechzig Jahren, der nun auch ſchon erwachſene Kinder und größere Enkel hatte.

Der Mann brachte heimlich aus der Stadt Zwiebeln von Crocus, Scilla und Schneeglöckchen mit und verteilte ſie im Raſen; wie der Schnee verging, da kamen hier und da die läutenden Glöckchen zum Vorſchein, dann die leuchtenden gelben Crocusblüten und endlich die Sterne der Scilla. Die Frau ſah das erſte Schneeglöckchen, pflückte es und brachte es dem Mann als eine Überraſchung des Frühlings; dieſer lachte, küßte ſie und ſagte ihr: er habe ſich darauf gefreut, daß ſie das erſte Blümchen ſehen werde, über den Raſen eilen, ſich bücken und es ihm bringen, denn er liebe ihre Bewegungen,

ihren Gang, die Freude auf ihrem Geſicht und ihr verwundertes Fragen.

Auch alles Ernſtere teilten die Beiden. Es begannen damals jene ſchwierigen Zeiten für die Landwirte, daß die Arbeiter in die Städte zogen, wo ſie in der aufblühenden Induſtrie lohnendere Arbeit fanden bei freierer Bewegung und größerer Unabhängigkeit; der Mann ſah ſchon damals die ſchweren Folgen dieſes Zuſtandes voraus und ſann auf Mittel, die Arbeiter, denen ja doch zuletzt der Boden allen Wert verdankt, durch ein ſtärkeres Intereſſe an die alte Heimat zu feſſeln, und bei ganz geſicherten Umſtänden und einfacher Lebensführung war er für dieſe Zwecke auch zu manchem Opfer bereit, das weniger günſtig geſtellte oder mehr auf Äußerliches achtende Nachbarn zu ihrem endlichen eigenen Schaden nicht bringen konnten oder mochten. Und ſo hatten die Eheleute, Alles in Allem, das beglückende Gefühl, daß ſie nicht nur zur eigenen Zufriedenheit lebten und für ihre eigene Nachkommenſchaft, ſondern durch Überlegung, Tätigkeit und Entſagung auch für die Menſchen Gutes wirkten, welche ſie umgaben.

Nach einigen Monaten fühlte die junge Frau, daß ſie ein Kind erwartete, und wie denn bis nun Alles in Glück und Heiterkeit vor ſich gegangen war, ſo ſchien auch weiterhin Alles ſich erfreulich und wohltuend zu geſtalten.

Die erſte Ernte fiel über alles Erwarten gut aus. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, beim herrlichſten Wetter, ſummte die Dreſchmaſchine, auf den Böden häufte ſich das ſchwerſte Korn; die Arbeiter lachten und ſangen; der Gutsherr konnte den erſten Schritt zu ſeinen neuen Maßregeln tun, indem er ihnen einen größeren Teil Land anwies, wie ſie bis nun gehabt, und vielen Leuten ermöglichte, eine Kuh zu halten; er ſah mit Freude die Zufriedenheit und Hoffnung in den Geſichtern ſeiner Leute. »Du haſt mir alles

Glück gebracht«, ſagte er zu ſeiner Gattin, indem er ſie umarmte.

Gegen den Spätherbſt, als die Entbindung herannahte, kam eine Drahtnachricht von den Eltern der Frau. Durch eine Nachläſſigkeit eines Dieners im bakteriologiſchen Inſtitut war eine Krankheit in der Univerſitätsſtadt ausgebrochen, die Eltern lagen ohne Hoffnung darnieder. Der Mann ließ anſpannen und fuhr zur Bahn, es war unmöglich, daß ſeine Frau in ihrem Zuſtande die Reiſe machte. Wie er ankam, waren die Schwiegereltern tot. Er ordnete Alles, beſorgte das Begräbnis, vertraute das Hausweſen einem zuverläſſigen Freund der Verſtorbenen, und eilte ſo ſchnell er konnte nach Hauſe zurück, wo jede Stunde ſeine Anweſenheit notwendig ſein konnte. Als er auf der Station in den Wagen ſteigen wollte, fand er den alten Wagen, junge, ungeübte Pferde, und auf dem Bock einen jungen, unerfahrenen Menſchen; der alte Kutſcher war mit dem richtigen Geſchirr nach der entgegengeſetzten Richtung gefahren, um den Arzt zu holen, weil die Hebamme ängſtlich geworden war. In ſeiner Eile und Voreingenommenheit beachtete er das Ungewohnte nicht und ſtieg ein. Der Burſche fuhr los; er wollte ſich als ſchneidigen Kutſcher zeigen, nahm die Leinen kurz und ließ die Peitſche auf dem Rücken der Tiere tänzeln; die Tiere wurden wild, riſſen ihm die Zügel aus der Hand, ſtürmten mit dem Wagen los und warfen an einer der alten Pappeln um, welche an der Kreuzung ſtanden. Man zog den Gutsbeſitzer ohnmächtig aus den Trümmern der Kutſche vor; er fiel in eine lange Krankheit, welche durch eine Gehirnerſchütterung verurſacht war; als er wieder vom Lager aufſtehen durfte, hatte ihn eine tiefe Schwermut befallen.

Inzwiſchen war die Frau eines geſunden und ſchönen Mädchens geneſen.

Im Frühling gingen die Gatten in ihren vielgeliebten Obſt-

garten. Der Gärtner ſchnitt ſorgfältig die Blütenknoſpen von den Bäumchen ab. Der Kranke ſagte traurig: »Ja, ſie dürfen auch nicht blühen«; der Frau kamen die Tränen, ſie wendete ſich ſchnell ab. Die Kinderfrau war mit dem Kind in die Sonne hinausgegangen; an dem einen Stämmchen blitzte ein Blechſtreifen, auf dem der Name der Sorte angeſchrieben ſtand, und das Kind ſah unverwandt nach dem blitzenden Blech. Traurig ſprach der Mann: »Das habe ich nun auf dem Gewiſſen, daß ich ſo viel Geld vergeudet habe für den Garten, das Kind wird Not leiden.« Vergeblich ſuchte ihm die Frau den kranken Einfall auszureden, er ſah ſie nur liebevoll an und ſchüttelte den Kopf. »Du wirſt auch noch Not leiden durch mich«, ſagte er. »Wir können doch immer unſer Leben durch Arbeit verdienen«, tröſtete ſie ihn. Er ſah ſie wieder ſchmerzlich an und erwiderte: »Wer durch ſeine Arbeit leben will, der muß lächeln und ſich bücken vor den Leuten, die ihm Arbeit geben. Mir ſchnitt es immer ins Herz, wenn Leute, die von mir abhängig waren, ſich ſo demütig zeigten. Aber das iſt nun ſo. Vornehme Leute können nicht durch Arbeit Geld verdienen.«

Solche Geſpräche führte er öfter. In einer Nacht ſtand er leiſe auf, küßte ſeine Frau, die er ſchlafend wähnte, flüſterte: »Verzeihe mir, ich habe dich unglücklich gemacht«; dann ging er aus dem Zimmer. Die Frau erhob ſich ſchnell, warf ihre Kleider über, weckte den Diener und den Kutſcher und folgte ihm unbemerkt. Er ging durch den Baumgarten, ſchüttelte den Kopf und ſeufzte, ging zu dem See und begann ſeine Kleider abzulegen. Die beiden Dienſtleute ſprangen zu und hielten ihn feſt; er wehrte ſich verzweifelt und ſchrie: »Laßt mich ſterben, ich habe meine Familie unglücklich gemacht.« Man mußte ihn binden. Seine Aufregung nahm zu, und es wurde notwendig, ihn in eine Irrenanſtalt zu bringen.

Die Gattin blieb allein zurück in der großen Wirtſchaft als

neunzehnjährige Frau. Ein tüchtiger und braver Verwalter führte treulich aus, was der Kranke geplant und begonnen hatte, erklärte der Herrin und unterrichtete ſie, ſo daß ſie ein ſelbſtändiges Urteil bekam; ſo wurde Alles in Ordnung weiter geführt, es wurde der Acker beſtellt und die Frucht geerntet; das Kindchen wuchs und die Bäumchen wuchſen; in jedem Vorfrühling kamen die Schneeglöckchen, verbreiteten ſich von Jahr zu Jahr zu immer größeren Büſcheln, die Crocus kamen, die Scilla; fünf Jahre lang wurden von den Bäumen alle Blütenknoſpen abgeſchnitten, die Stämmchen wurden ſtärker, die Kronen dichter und breiter; dann kamen die erſten Äpfel; das Kind ſpielte im Garten, pflanzte ſich auf einem Fleck, der ihm gehörte, kleine Bäumchen, die es aus Apfelkernen zog, hackte mit ſeiner Kinderhacke die Baumſcheibe, ſteckte zwiſchen ihnen Zwiebeln von Schneeglöckchen und Crocus in die Erde. Am Türpfoſten machte die Mutter Striche, welche die Größe des Kindes anzeigten. Unendlich langſam vergingen die Stunden und Tage; jedes Vierteljahr beſuchte ſie die Irrenanſtalt und ſah den Kranken, ohne von ihm geſehen zu werden; das waren die großen Einſchnitte im Leben; jedes Vierteljahr wurde ein neuer Strich am Türpfoſten gemacht. So vergingen die Jahre geſchwind, wie ſie im Traum zu vergehen ſcheinen.

Plötzlich beſuchte eine Nachbarin ſie, und nach allerhand gleichgültigen Erzählungen ſagte die, daß das Kind nun ſiebzehn Jahre alt ſei, daß ſie es nicht immer bei ſich behalten dürfe; es müſſe Dinge lernen, die es hier nicht lernen könne, müſſe auch Menſchen ſehen; ſo nahm ihr die Frau das Verſprechen ab, daß ſie ihre Tochter fortſchicken wolle.

Am Abend, wie der Beſuch fortgefahren war, ging ſie zu dem Kinderbett, in welchem ihre Tochter ſchlief. Sie ſchlief noch in einem Kinderbett. Aber ſie war ja kein Kind mehr. Siebzehn Jahre war das nun her, daß Alles geſchehen war. Was war

denn geweſen in den ſiebzehn Jahren? Sie hatte Rechnungsbücher durchgeſehen, mit dem Verwalter geſprochen, war aufs Feld gefahren, war in den Baumgarten gegangen. Schon waren die Buſchbäumchen entfernt. Die Hochſtämme breiteten ſich aus, ſie trugen ſchwer dieſes Jahr und waren geſtützt. Plötzlich wurde ihr klar, daß das Kind nun erwachſen war, daß die Bäume erwachſen waren; und ſie ſelbſt war doch wohl eigentlich nun eine alte Frau?

Sie beſah ſich im Spiegel. Wenn ihre Tochter heiratete in demſelben Alter, wie ſie ſelber geheiratet hatte, dann konnte ſie in zwei Jahren Großmutter ſein. Das war ihr wunderbar, daß ſie Großmutter ſein ſollte, ſie dachte ſich, daß Großmütter alt ſind, im Lehnſtuhl ſitzen und eine weiße Haube tragen.

Eine wunderliche Unruhe kam ihr ins Herz. Wie? War ſie denn nicht mehr jung? Hatte ſie denn gelebt? Was war denn das, daß ſie mit einem Male alt ſein ſollte?

Die Köchin kam, um die Befehle für den andern Tag zu holen. Sie hatte die Köchin immer für eine alte Frau gehalten. »Wie alt biſt du?« fragte ſie. »Sechsunddreißig«, antwortete die Köchin. Wie? So alt war ſie ja ſelber! War ſie denn ſchon ſo alt wie dieſe alte Frau? »Ja, unſereins wird ſchneller alt wie die Herrſchaften«, ſagte die Köchin. »Wir können uns nicht ſo pflegen. Die gnädige Frau, ja die ſehen aus wie fünfundzwanzig.« Ja, die Köchin hatte recht; ſie war ja noch jung. Dann dachte ſie, daß das eine der groben Schmeicheleien war, welche die Leute ſo gern machen; ſie wurde verſtimmt, gab kurz ihre Anordnungen und entließ die Perſon. Die hatte breite Hüften und einen ſchlürfenden Gang. Wie? So alt war ſie, wie Dieſe da?

Sie nahm das Licht und beſah ſich im Spiegel. Über der Stirn waren zwei ganz feine Falten; die kamen von der üblen Angewohnheit, daß ſie die Stirn beim Nachdenken zu-

ſammenzog. Ihre Geſtalt war voller wie früher; aber ſie war doch noch nicht alt?

Nach einigen Tagen reiſte ſie mit ihrer Tochter. In ihrem Wagenabteil ſaß noch eine ältere Dame, welche, wenn ſie von dem jungen Mädchen ſprach, ihr immer ſagte »Ihr Fräulein Schweſter«; aber dann ſah ſie einmal, wie ihre Tochter bei dieſer Bezeichnung ſich das Lachen verbiß. Natürlich, ſie war noch ganz kindiſch, ihr kam ja ſchon ein Menſch uralt vor, der über zwanzig war. Sie überlieferte das Kind der Vorſteherin des Inſtituts und reiſte allein zurück.

Es wurden Manöver in der Gegend abgehalten, und auf den Gutshof wurde viel Einquartierung gelegt. Unter den Offizieren war ein älterer Oberleutnant, ein Mann von über dreißig Jahren, der einen eigentümlichen Eindruck auf ſie machte. Er war ſehr ſtill, ernſt, wurde aber etwas geſprächiger, als ſie mit ihm allein zuſammenſaß. Sie wurde von einer wunderlichen Unruhe ergriffen in ſeiner Gegenwart; wenn er abweſend war, mußte ſie viel an ihn denken; ſie betrachtete ſich ſorgfältiger im Spiegel, lachte plötzlich über ſich, wie ihr das zum Bewußtſein kam, ſchämte ſich, wurde ohne Grund rot und ſeufzte.

Der Offizier hatte viel geleſen, ſie ſprach mit ihm, meiſtens über Bücher und Anſichten. Sehr ſchnell ſtellte ſich eine Gemeinſchaftlichkeit heraus, die Beiden hatten ihre Dinge für ſich, von denen die Andern nichts wußten; wenn ſie ſich an dem gemeinſamen Geſpräch beteiligten, ſo ſprachen ſie andere Dinge und in anderer Weiſe, wie wenn ſie allein zuſammen ſprachen.

Abends, wenn ſie in ihrem Schlafzimmer allein war und ſich das Haar löſte, dann ſuchte ſie ſich wohl Manches klar zu machen, aber ſie wurde plötzlich verwirrt, die Unruhe in ihrem Herzen begann, und einmal kamen ihr ohne Urſache die Tränen, und ſie mußte lange weinen. Vergeblich wollte ſie

ſich die Gefühle ihrer Brautzeit zurückrufen, um zu wiſſen, ob dieſe Anzeichen Verliebtheit kundtun konnten; es war ihr Alles entſchwunden; ihr gegenwärtiges Leben ſogar erſchien ihr mit einem Male wie verſchleiert und undeutlich; und plötzlich ſagte ganz deutlich Etwas in ihr: »Wenn er mich in den Arm nimmt, ſo gehe ich mit ihm.« Dann ſchrie es in ihr, und es war ihr faſt, als habe ſie ſelber laut geſchrien: »Was iſt denn das?«

Ihr Herz pochte, der Atem blieb ihr ſtehen.

Am nächſten Nachmittag kam er allein auf den Hof geritten. Sie erſchrak und ahnte, wollte dem Stubenmädchen Anweiſung geben, ſie ſei nicht zu ſprechen, aber fürchtete ſich dann, es zu tun. Er ging in ſein Zimmer. »Nun kleidet er ſich um«, dachte ſie, mußte dann gezwungen über ſich lachen und ſagte: »Wie töricht.«

Nun ſaßen ſie ſich gegenüber. Er ergriff ihre Hand, ſie wollte die Hand zurückziehen, aber ſie fühlte ſich zu ſchwach, dann dachte ſie: »Es iſt ja alles eins, ich fließe im Strom, mich trägt der Strom.« Er ſprach von Einſamkeit, er tat ihr leid, denn er war einſam geweſen; er ſprach, daß ſie zuſammen gehörten; ſie dachte: »Weshalb ſollten wir nicht zuſammen gehören?« Er ſagte, ſie müſſe verzeihen, wenn er an ihre Wunde rühre, aber da ihr Gatte unheilbar ſei, ſo dürfe ſie ſich ſcheiden laſſen. Da ſchrie ſie plötzlich auf, brach in ein heftiges Weinen aus, eilte aus dem Zimmer. Aber das war alles ohne eigentliche Abſicht geweſen, es war, weil es ſo ſein mußte, ohne daß ſie es wollte. Sie war in ihrem Schlafzimmer, kniete vor ihrem Bett, hatte den Kopf in das Bett gedrückt. Er ſtand neben ihr, entſchuldigte ſich ungeſchickt, er wiſſe, daß es unpaſſend ſei, wenn ein Herr einer Dame in ihr Schlafzimmer folge. Da war ihr, als ob ſie laut lachen müſſe, aber ſie bezwang ſich.

Sein Ton war warm, es kam Alles aus dem Herzen, das er

ſagte. Er ſagte, er wolle, daß ſie glücklich ſei. »Ach, ich bin ja älter wie Sie«, rief ſie; und: »Gott, wie trivial bin ich!« dachte ſie. Er antwortete, es gebe glückliche Ehen bei ähnlichen Altersunterſchieden. »Gott, wie trivial«, dachte ſie. Da küßte er ihre Hand. »Jetzt ſind wir wohl verlobt?« dachte ſie; in demſelben Augenblick küßte er ſie auf den Mund, ſie erwiderte den Kuß. »Gott, was mache ich!« dachte ſie und wollte ſich losreißen. »Beruhige dich, in einer Stunde komme ich wieder, wir haben Wichtiges zu beſprechen.« Sie nickte nur, und er ging.

Wie ſie die Beſprechung hatten, ſagte er ihr, daß dem Kranken doch kein Unrecht geſchehe, und daß ſie ein Recht auf das Leben habe. Sie erwiderte, daß ſie das mit dem Verſtande wohl einſehe, aber wenn ſie daran denke, wie er ihr dieſes Haus eingerichtet, und wie ſie den Obſtgarten gepflanzt, und wie er immer nur geſorgt habe für ſie, dann werde ihr das zu ſchwer. Wie denn die Menſchen in ſolchen Fällen gern phariſäiſch werden, ſagte er ihr, daß ſie ihrer Tochter ſchuldig ſei, nicht mehr ſo eingezogen zu leben, und ſie gab dieſen Grund zu, wiewohl ſie genau fühlte, daß er falſch war. Sie ſagte, daß ihre Tochter ſiebzehn Jahre alt ſei. Er hatte wohl ungefähr gewußt, daß die Tochter nicht mehr Kind war, aber plötzlich, wie er die beſtimmte Zahl hörte und daran dachte, daß ein gleichaltriger Regimentskamerad eben ein ſiebzehnjähriges Mädchen heimgeführt hatte, da wurde ihm zumut, als wenn er ſich ſelber plötzlich älter mache, wenn er die Mutter heirate, und er ſchwieg befangen. Sie fühlte ſeinen kaum bewußt werdenden Gedanken mit, und unbewußt, um abzuleiten, bat ſie ihn — denn der Aufenthalt ihrer Tochter war in der Stadt ihres Verlobten —, daß er die Anſtalt beſuchen und ſehen ſolle, ob auch alles in Ordnung ſei. Er ſagte es zu.

Am Ende verſprachen ſich die Beiden, daß ſie Alles geheim

halten müßten, bis die Scheidung beendet ſei, welche der Verlobte durch einen ihm bekannten Rechtsanwalt einleiten wollte. Und ſo zog er denn mit den andern Herrn am nächſten Morgen in der Frühe vom Gutshauſe ab, indeſſen ſie hinter den Gardinen lauſchte.

Der Rechtsfreund erklärte, daß als erſte Unterlage für den Scheidungsprozeß ein Gutachten des behandelnden Arztes notwendig ſei, das von der Gattin eingefordert werden müſſe. Der Verlobte teilte ihr den Beſcheid mit, und in dem Wunſche, immer in einer Verbindung mit der Geliebten zu ſein, beſuchte er inzwiſchen die Erziehungsanſtalt, wo ſich ſeine zukünftige Stieftochter aufhielt.

Wie erſtaunt, ja erſchüttert war er, als ihm das verjüngte und verſchönte Ebenbild der Geliebten entgegentrat. Seine Empfindung für die Mutter war nicht unmittelbar geweſen, ſie hatte ſich entwickelt durch das Zuſammenſein, das Sprechen, ähnliche Geiſtesrichtung und das Gefühl, aus Einſamkeit zu kommen; als er nun die Geſichtszüge, Bewegungen, Mienen, den Klang der Sprache, ja die Art der Figur, welche er derart lieb gewonnen hatte, ſo plötzlich in allem Reiz der Jugend vor ſich ſah, mit jener kindlichen Befangenheit, welche uns Männer immer ſo anzieht, da ſchlug eine neue Empfindung wie ein Blitz in ihm ein; und es war ihm klar, daß das bei ihm eingetreten war, was er ſo oft als eine törichte Erfindung ſchlechter Romanſchreiber verlacht hatte, die Liebe auf den erſten Blick. Er wurde verlegen, errötete und ſtammelte einige nichtsſagende Worte; ſeine Verlegenheit teilte ſich ihr mit, ein feines Rot zog bis unter ihre Haarwurzeln, und ſie erwiderte gezwungen.

Ihre Freundinnen hatten gelauſcht. Wie der Beſuch gegangen war, ſtürmten ſie mit Fragen und Ausrufen hervor. Sie ſagten, der Fremde ſei ein ſchöner Mann, ſie ſchwärmten von ſeinem Bart, von ſeiner Stimme, von ſeiner Uniform.

Sie ſelber ſagte, er ſei doch ſchon alt, da lachten die Andern; Eine behauptete, ſie ſei in ihn verliebt und würde ſich von ihm entführen laſſen; eine Andere ſagte, ihre Mutter habe gewiß den Beſuch veranlaßt, damit ſie ſich mit ihm verlobe; endlich bedachte ſie ſich, daß er ein ſtattlicher Mann war, und wenn ſie ihn heiraten ſolle, ſo werde ſie ſich nicht weigern. Wie ſie allein auf ihrem Zimmer war, packte ſie ihre Puppen in einen großen Pappkaſten und ſagte ſich, daß ſie nun nicht mehr mit den Puppen ſpielen dürfe, da ſie jetzt erwachſen ſei. Dann träumte ſie von ihm, am anderen Tage las ſie Gedichte, dachte ſich aus, wie ſie an ſeinem Arm gehen werde, wenn ſie mit ihm verheiratet ſei, daß ſie einen kleinen Diener haben werde und ihr Haus ganz allein regieren könne, ohne eine Lehrerin oder die Mutter zu fragen.

Der ſo heimlich Angeſchwärmte ging indeſſen mit heftigen Gewiſſensbiſſen und in großer Aufregung über die ſo plötzlich veränderte Lage nach Hauſe; er ſagte ſich, daß er unmöglich ſein gegebenes Wort zurücknehmen dürfe, daß er die Frau, welche ſo lange Jahre ruhig gelebt, in das neue Liebesgefühl geſtürzt habe, und daß er nun die Folgen ſeiner Handlungsweiſe tragen müſſe. Aber durch dieſen Zwang gegen ſich ſelber machte er das Gefühl nur ſtärker, welches er gegen die Tochter hatte, er fühlte ſich unglücklich, ſah ein verfehltes Leben voller Bitternis und innerer Kämpfe vor ſich, und malte ſich das Bild des jungen Geſchöpfes immer reizender aus, das alle Güte, Liebe und Aufopferung der Mutter hatte, dieſelben Augen, welche eine tiefe und ſtarke Seele anzeigten; und dazu jenen wunderbaren Zauber der erſten unſchuldigen Jugend.

Die Mutter ſaß inzwiſchen auf dem Gute in ihrem Arbeitszimmer zweifelnd und befangen vor dem Schreibtiſch. Sie dachte an die kurze Zeit ihrer Ehe, an alle Güte ihres Gatten, an das unſagbare Glück jener Monate; und immer mehr er-

ſchien es ihr ſchändlich, undankbar und unrecht, wenn ſie der neuen Liebe nachgab, das alte Band löſte und ein neues Leben begann, als ſei alles Vorige nicht geweſen. Nur mit Mühe mußte ſie ſich immer wieder klar machen, daß ſie ja doch ihrem neuen Geliebten gegenüber Verpflichtungen hatte, daß ſie ſein Leben nicht zerſtören durfte durch vielleicht falſche Bedenken; daß ihr unglücklicher guter Gatte in ſeinem Zuſtand ja doch überhaupt Nichts von dem ahnte, das ſie tat, daß ſie alſo, wenn ſie ihr Wort zurücknahm, zwei Menſchenleben zum Opfer brachte, das ihres Geliebten und ihr eigenes, ohne daß ſie dem Dritten wirklich nützte. Seufzend entſchloß ſie ſich, den Brief an den Arzt zu ſchreiben.

Während ſie die erſten Zeilen mühſam zu Papier brachte, wurde ihr die angekommene Poſt übergeben. Froh, einen Grund zur Verzögerung zu haben, ſah ſie die Briefe durch; es war unter ihnen eine Nachricht von der Anſtalt, in welcher ſich ihr Gatte befand. Der Arzt ſchrieb, daß ſeit längerer Zeit in dem Befinden des Kranken eine merkwürdige Wandlung zum Beſſeren begonnen habe, daß er jedoch ihr habe keine Mitteilung machen wollen, um nicht vielleicht falſche Hoffnungen zu erwecken. Nun aber ſei er ſeiner Sache gewiß; es liege einer der ſeltenen Fälle vor, wo eine beginnende Veränderung im Körperlichen, wie ſie um das fünfundvierzigſte Jahr einzutreten pflege, die geiſtige Verfaſſung beeinflußt habe; wenn ihr Gatte auch fernerhin noch öfters Anfälle von Trübſinn haben werde, ſo ſeien die doch nicht mehr eigentlich Krankheit, ſondern ſo, wie ſie auch bei normalen Menſchen einträten; und kurz, er könne ihn als geheilt entlaſſen.

Sie legte den Kopf auf die Platte des Schreibtiſches und weinte — aus Glück, Verzweiflung, Angſt, Sehnſucht, Scham — ſie wußte nicht, weshalb.

Nun wußte ſie, daß ſie ihren Gatten abholen und zuvor dem Verlobten ſchonend das Neue mitteilen mußte; und es durfte

Niemand von dem Vorgefallenen erfahren. So machte ſie ſich ſofort nach der Stadt ihres Verlobten auf; es wäre ihr feige vorgekommen, ihm zu ſchreiben; ſie war es ihm und ſich ſchuldig, ihm Alles mündlich mitzuteilen. Es gab, der Menſchen wegen, keinen anderen Ort der Zuſammenkunft wie die Anſtalt, in welcher ihre Tochter erzogen wurde; ſo ſchrieb ſie ihm ein kurzes Briefchen und bat ihn um ſeinen Beſuch.

Trotz ihrer eigenen Erregung merkte ſie, daß mit ihrer Tochter irgend etwas geſchehen war; aber auf alle Fragen hatte die nur Lachen und Weinen zur Antwort. So gab ſie denn die Nachforſchungen bald auf, da ſie ſich dachte, daß Wichtiges das Kind ja nicht vorhaben könne. Wie die Beiden noch zuſammenſaßen, ſich an den Händen haltend, die Mutter forſchend und die Tochter ausweichend, wurde der Offizier gemeldet. Die Tochter wurde feuerrot, ſprang auf, wollte das Zimmer verlaſſen, kehrte noch einmal zurück, fiel der Mutter um den Hals und küßte ſie, und lief dann fort, an dem eintretenden Herrn vorbei.

Die Mutter war zu ſehr mit ihrer eigenen Sache beſchäftigt, um die naheliegenden Schlüſſe aus dieſem wunderlichen Benehmen zu ziehen. Sie reichte dem Beſuch die Hand zum Kuſſe und deutete auf einen Stuhl. Eine lange Pauſe entſtand, in der Jeder von den Beiden mit ſeinen Gedanken beſchäftigt war. Endlich begann die Frau eine gezwungene Unterhaltung vom Wetter.

Dem Offizier war das Betragen der Tochter aufgefallen, und er hatte die Urſache gefühlt, wie ja in ſolchen Fällen die dunkeln Gefühle meiſtens ſehr viel richtiger ſind als die klaren Worte. Nun verſpürte er die Befangenheit der Frau, und da er deren Urſache nicht kannte, ſo nahm er an, ſie werde dadurch verurſacht, daß ſie mit beſonderer Hellſichtigkeit Etwas von der Beziehung gemerkt habe, die ſich zwiſchen ihm und der Tochter angeſponnen hatte.

Aber da das doch nur ein Gefühl war, und er nicht wußte, ob er ſich nicht irrte, ſo wollte er über den Punkt nicht ſprechen, ſondern dachte ſie nur über Alles zu beruhigen. Deshalb begann er von dem Brief zu reden, den ſie an den Arzt ihres Gatten ſchreiben müſſe. Hier wurde ſie nun noch befangener, da ſie ja nun endlich Alles ſagen mußte; und zuletzt brach ſie aus Verlegenheit in Weinen aus.

Er hinwiederum argwöhnte, daß dieſe Tränen der Untreue gelten möchten, die ſie etwa in ſeinen Geſinnungen geſpürt habe, und begann in ſeiner Angſt zu ſchwitzen. Er konnte ſich des Gedankens nicht entſchlagen, daß doch Alles in ſchönſter Ordnung wäre, wenn er nicht auf dem Gut zu ihr geſprochen hätte; er würde ſie dann einfach um die Hand ihrer Tochter bitten; und ſie machte ſich dieſelben Vorwürfe, daß ſie ſeine Leidenſchaft ermutigt hatte; denn hätte ſie das nicht getan, ſo würde ſie jetzt mit glücklichem und zufriedenem Sinn zu ihrem Gatten reiſen.

Er begann, um ihr den Argwohn zu nehmen, von ſich zu ſprechen, daß ſie Vertrauen zu ihm haben müſſe, und er verſpreche ihr als Mann und Offizier, daß er das Vertrauen nie enttäuſchen werde. Sie nickte unter Tränen und dachte bekümmert, daß ſie ſelber es ja war, die Vertrauen enttäuſchte. Er faßte ihre Hand, um noch tröſtender zu ihr zu ſprechen; ſie entzog ihm die Hand, denn ſie durfte ja jetzt ſeine Beteuerungen nicht mehr anhören. In ſeiner nun immer ſteigenden Verlegenheit rief er auf die ungeſchickteſte Weiſe aus: »Wollen Sie mich denn nicht glücklich machen?«

Sie erwiderte weinend: »Das liegt ja nicht in meiner Hand.«

Nun hatte die Tochter, nachdem ſie in der geſchilderten Weiſe geflohen war, die feſte Überzeugung gefaßt, daß die Mutter gekommen ſei, um mit dem Offizier über ſie zu ſprechen; ſo konnte ſie ſich nicht überwinden und ſchlich auf den Fußſpitzen zur Tür zurück, um zu lauſchen. Sie hatte die ein-

leitenden Geſpräche verſäumt, das Folgende hatte ſie nicht verſtanden, nun hörte ſie, wie der Geliebte ihre Mutter fragte, ob ſie ihn denn nicht glücklich machen wolle, und bezog die Frage natürlich auf ſich; dann hörte ſie, wie die Mutter antwortete, es liege nicht in ihrer Hand, und deutete die Worte darauf, daß etwa der Vormund Schwierigkeiten mache. Über dieſe Torheit des Vormunds geriet ſie ſo in Erbitterung, daß ſie die Tür öffnete, in das Zimmer trat und ſagte: »Wir fragen den Vormund gar nicht. Wenn du deine Zuſtimmung gibſt, ſo iſt es gut. Er hat ſich überhaupt nie um mich gekümmert.« Die beiden Andern ſtanden auf und ſahen ſie beſtürzt an, ſie erkannte plötzlich das Wunderliche ihres Betragens, es nahte ihr eine Ohnmacht, und ſie fiel in die Arme ihres Geliebten.

Nun wurde der Mutter die Sache wohl klar, und wiewohl ſich ihre Lage durch den unerwarteten Vorfall auf das Wünſchenswerteſte klärte, verſpürte ſie doch einen kleinen Verdruß und ſagte etwas ſpitz: »Ich ſehe, Sie ſind geübter, den Liebhaber zu ſpielen, als ich dachte.« Es durchzuckte ihn, daß er das Vertrauen des ohnmächtigen Mädchens nicht enttäuſchen konnte, und er ſagte das Unmöglichſte, das er in der Lage ſagen konnte, nämlich: »Ja, gnädige Frau.« Über dieſe Antwort und ihren Gegenſatz zu ſeinem ratloſen Geſicht mußte ſie lachen, und das Luſtige der Lage kam ihr zum Bewußtſein. Die Tochter war inzwiſchen wieder Herrin ihrer Sinne geworden; ſie ſchickte das Mädchen aus dem Zimmer; und wie ſie nun wieder mit dem früheren Geliebten und jetzigen Geliebten der Tochter allein war, erzählte ſie ihm unter manchem Erröten, wie ſie gleich nach ſeinem Fortgang ſich klar gemacht habe, daß ſie Beide Etwas für Liebe genommen, das nur Freundſchaft geweſen ſei und Übereinſtimmung der Seelen, und wie ſie dann, als ſie gerade ihm habe ſchreiben wollen und ihn bitten, Alles zu vergeſſen, den Brief vom Arzt ihres Gatten erhalten habe.

Wir wollen nicht ſchildern, wie die weiteren Verlegenheiten überwunden wurden, bis die Mutter den beiden Liebenden ihre Genehmigung gab.

Nachdem ſie wegen der Verlobten Alles angeordnet hatte, nämlich die Tochter nach Hauſe geſchickt und dem Bräutigam den Tag genannt, wo er ſich auf dem Gute vorſtellen ſolle, reiſte ſie zu ihrem Gatten. Wie ſich die Beiden nach einer Trennung von mehr als einem halben Menſchenalter begrüßten, in ihren Geſichtern forſchten nach den Zügen der Vergangenheit, wie ſie auf der Heimreiſe ſich an tauſend Dinge erinnerten, die damals geſchehen waren, als ſie von ihrer Hochzeitsreiſe zum erſten Male auf das Gut kamen; wie alte Liebe und Zärtlichkeit aufwachte, verſchönt durch die Erinnerung und hinausblickend in eine Zukunft, welche nach dem ſchweren Leid doppelt golden vor ihnen ſtand, auch das ſoll an dieſer Stelle nicht berichtet werden.

Am Abend gingen ſie im Baumgarten. »Wie ſchön ſind unſere Bäume gewachſen, wie ruhig und friedevoll breiten ſie ihre Äſte!« ſagte der Mann. »Und wir, ſind wir wirklich älter geworden? Mir ſcheint, wir haben einen ſchweren Traum gehabt, und nun ſind wir wieder wach, und nur eine einzige Nacht ſind wir älter — eine einzige Nacht, während deren wir beieinander ruhten mit verſchlungenen Händen, und Eines Seele in der Seele des Andern.«

Da kam ihnen die Tochter entgegen am Arm ihres Verlobten. Der Gatte umklammerte den Arm der Frau und rief: »Kommt wieder ein Leiden über mich — ich ſehe ja uns ſelber, wie wir damals waren, wir kommen uns ſelbſt entgegen!« Die Gattin tröſtete ihn lächelnd: »Es iſt deine Tochter, in ihr erkennſt du mich wieder; ihr Verlobter führt ſie, er gleicht dir nicht und könnte nicht an deiner Stelle ſtehen; aber wir ſelber kennen ja unſere Form nicht, und ſo iſt dein Irrtum erklärlich.«

Der Mann ging den Beiden freundlich entgegen, reichte ihnen die Hände und ſprach: »Unſere Jugend, unſere Jugend.« »Ja, unſere Jugend«, ſagte die Frau und blickte ſie mit mütterlicher Liebe an.

»Im nächſten Frühling werden die Schneeglöckchen blühen, die Crocus und die Scilla«, ſagte der Mann und ſah mit freundlichen Augen auf die Wieſe zwiſchen den Bäumen.

Freie Liebe

Eine junge Malerin in München ſaß mit ihrem Freunde zuſammen in ihrer Werkſtätte und ſprach mit ihm über ihre Kunſt. Sie erzählte, daß ſie ſchon ſeit Jahren den Plan einer großen Bilderfolge habe, an deſſen Ausführung ſie nun gehen wolle. Sie gedenke nämlich, das tragiſche Leben des Weibes darzuſtellen von der Kindheit bis zum Tode; wie es ſchon als Kind geknechtet wird durch die Sitte, welche ſie ſymboliſch darzuſtellen beabſichtige durch eine düſtre Höhle mit Ketten an den Wänden; wie dann der Geſchlechtstrieb erwache, gemalt als ein finſter blickender Jüngling, welcher die Nackte unbarmherzig geißelt; wie es ſich dem Manne hingebe, das wolle ſie bilden, indem das nackte Weib an einen Felſen gefeſſelt iſt und ein Blitzſchlag ſie trifft; dann komme das Kind, vorgeſtellt als ein dämoniſches kleines Weſen, welches ihr die Roſen fortreißt, mit denen ſie ſich bekränzt; und ſo folgten noch mehrere Bilder.

Der Freund bewunderte ihre große Phantaſie und beklagte, daß ihm und ſeiner Begabung ſolche großen Werke verſagt ſeien; denn ihm gelinge nur ein Bild, wenn er ſich ruhig und geſammelt vor ein Stück Natur ſetze und ſich mühe, das ſo genau wiederzugeben, wie ihm möglich ſei, und er habe bemerkt, daß er dabei nicht viel denken könne, ſondern er habe ſo große Mühe, wie er durch Licht und Luft modelliere, und wie er es bewirke, daß die Farben zuſammengehen; aber freilich ſei ihm klar, daß auf ſolche Weiſe nur ein Stück Handwerksarbeit entſtehen könne, während ſie bei ihrer Art in gewiſſem Sinn ein religiöſes Werk ſchaffe.

Wie die Beiden nun ſo über ihre Kunſt geſprochen hatten, kamen ſie auch auf andere Dinge zu reden, über das Verhält-

nis der Geſchlechter zu einander, was da Natur war und was Übereinkommen; und zuletzt fanden ſie, daß bei Mann und Weib das gleiche Liebesbedürfnis ſei, und für Künſtlernaturen ſei die Befriedigung des Bedürfniſſes eine Notwendigkeit; aber das ſei eben der große Unterſchied der Geſchlechter, daß der Mann in der Liebe immer frei bleibe, die Frau aber werde immer verſklavt, indem nämlich die Natur ſie nur als Mittel für das Kind betrachte; und hier liege denn der letzte Grund für die männliche Überlegenheit. Aber die Menſchen von heute wollen nicht nur die Ungerechtigkeiten der Geſellſchaft wieder gut machen, ſondern auch die Ungerechtigkeiten der Natur. Deshalb ſei es nicht richtig, wenn zwei freigeſinnte Menſchen Kinder erzeugen — die bürgerliche Ehe, welche nur der geſellſchaftliche Ausdruck für die Unterdrückungspolitik der Natur ſei, ſchien ihnen ohnehin verwerflich —, ſondern ſie müſſen eine Liebesbeziehung haben, ohne auf Kinder zu hoffen; und wenn dennoch Kinder geboren würden, ſo müſſe irgendwie die Geſellſchaft ſie aufziehen; denn ſchließlich ſei es ja doch eine Angelegenheit der Geſellſchaft, ob ſie in weiteren Geſchlechtern fortbeſtehen wolle, und nicht des Einzelweſens, das doch durch Geburt und Tod in ſich beſchloſſen ſei.

Die Beiden waren allein, denn die Schweſter der Malerin, welche die Wirtſchaft führte und für die neuen Gedanken keinen Sinn hatte, liebte ſolche Geſpräche nicht und hatte die Werkſtätte verlaſſen. Die Geſichter der Beiden waren leicht gerötet und ihre Herzen klopften; es bewegte ſich Etwas in ihnen, das ſie doch Beide zurückhielten; plötzlich fühlten ſie Jedes eine Verlegenheit, die doch ſüß war; und der junge Mann ſpürte, daß ihm eine Sehnſucht des Mädchens entgegenkam. Da verwirrte ſich das Denken in ihm; er fühlte, er müſſe ſie jetzt küſſen, und er hatte doch Angſt, daß ſie ihn zurückſtoßen könne; plötzlich war die Angſt überwunden; er erhob ſich, ſtieß ungeſchickt an das Tiſchchen mit den Taſſen

zwiſchen ihnen an, ſie ſaß zurückgelehnt in ihrem Stuhl, bleich, mit halbgeöffnetem Mund und halbgeſchloſſenen Augen, er legte ängſtlich den Arm um ihre Schulter und küßte ſie; in der Verwirrung traf er mit ſeinem Mund den Naſenflügel. Er dachte: »Wie lächerlich«, aber dann tat er, als ſpüre er den Irrtum nicht, und küßte nochmals. Sie ſchob ihn zurück und ſagte: »Nein, nein.« Das ſagte ſie ganz unbewußt, ſie hatte gefühlt, wie ſeine Naſe ſich in ihren Augenwinkel bohrte. Er wich ſofort verlegen zurück. Sie ſagte: »Gehen Sie, gehen Sie.« Mit dem Gefühl, daß er ſich ſehr dumm benehme, wendete er ſich täppiſch zum Gehen. Er dachte: »Soll ich mich entſchuldigen? Nein, das wäre ja noch dümmer gehandelt, wie ich ſchon ſo handle«; indem er allen Mut zuſammennahm, fragte er: »Wann darf ich wiederkommen?« Ihr brauſte das Blut noch vor Augen und Ohren, ſie wußte nichts, ſie dachte nur: »Du mußt ihn zum Tee einladen.« So ſagte ſie: »Morgen zum Tee«; ohne es zu wiſſen, lächelte ſie verlangend bei dieſen Worten.

Er ging auf die Straße, unbeſtimmt vorwärtsſtürmend. Bis heute hatte er nie anders an ſie gedacht wie an eine Kameradin. An ihre jüngere Schweſter hatte er oft gedacht in halb unbewußten Träumereien, wenn er ſich Luftſchlöſſer baute; er hatte oft ihr Profil gezeichnet, er hatte ſich vorgeſtellt, er gehe Arm in Arm mit ihr an einem ſchönen Sommerabend in einem ſtillen Walde; er ſei mit ihr verheiratet, arbeite in der Werkſtatt, und ſie gehe, leiſe mit den Kleidern rauſchend, durch den Raum; oder er habe ein Kind mit ihr, ſie ſitze zurückgelehnt, habe das Kindchen im Arm und ſchaue heiter und glücklich auf das ruhig Schlafende nieder. Nun war da ein Anderes. Er dachte an die Malerin und das verlangende Lächeln, mit dem ſie ihn anſah, als ſie ihm die letzten Worte ſagte; und es ſchien ihm, er müſſe gleich umkehren, die Treppen zu ihr hinauf eilen und in ſie in die Arme ſchließen. »Aber die

Schweſter iſt ja da«, dachte er. »Ob morgen die Schweſter nicht da iſt?« fiel ihm ein. Da überkam ihn ein übermütiges Glücksgefühl. Vor ihm, in der einſamen Allee, ſchlurfte ein Landſtreicher, er ſchlug ihm mit dem dünnen Stöckchen, das er in der Hand hielt, über den Rücken. Der Menſch wendete ſich wütend und packte ſeinen Knotenſtock. »Warten Sie«, rief er ihm lachend zu, und indeſſen der Andere verblüfft die Hand ſinken ließ, zog er ſeinen Geldbeutel und drückte ihm ein Goldſtück in die Linke, die ſich durch das Erſtaunen nur widerwillig öffnete. Faſt laufend eilte er weiter.

Die Beiden hatten ſich nun gefunden. Er fühlte eine Kraft in ſich, die er nie geſpürt; klar und faßbar erſchien ihm Alles, und er wußte, daß er Das, was er ſah, auch malen konnte. Er malte, ſolange es das Licht nur irgend zuließ, dann beſuchte er ſeine Geliebte. Sie wußte es ſo einzurichten, daß ſie allein war; wenn er klingelte, ſo öffnete ſie, und in ihrem weiten Gewande ſtand ſie vor ihm, ſchlang die Hände um ſeinen Hals und küßte ihn. Sie ſetzte ſich auf ſeine Kniee, und er ſagte ihr allerhand unſinnige und luſtige Worte ins Ohr. So hätte er immer mit ihr ſein mögen, lieben und ſpielen. Sie zeigte ihm ihre Malerei, da mußte er ernſt ſein, und es war ihm ſchwer, in das Andere zu kommen, in das Geiſtige, denn ſie wollte auch immer mit ihm von ihren Abſichten ſprechen. Einmal machte ſie ihm Vorwürfe, ihre Kunſt ſei ihm gleichgültig, er liebe in ihr nur das Weib, da küßte er ſie und ſagte ihr, wie er ſie als Künſtlerin liebe, wiewohl ihm unbehaglich war, als er das ſagte, und ſie wurden Beide gerührt und weinten. Aber wenigſtens in der erſten Zeit geſchahen ſolche Vorgänge nur ſelten. Er zeichnete viel nach ihr, ſie mußte viele Bewegungen machen, und er ſagte, er zeichne ſie nicht, um Skizzen zu haben, ſondern weil er ſie liebe, und er müſſe ſie ganz haben, mit den Augen ſie in ſich hineinziehen, und das geſchehe am beſten durch das Zeichnen.

Zuweilen waren ihre Bewegungen eckig, und wenn er dann an ihre Schweſter dachte, ſo trübte ſich ſein Sinn; aber er wußte, daß er glücklich war, und daß ihm Nichts fehlte, das er etwa wünſchen könnte; ſo vergaß er Alles wieder, das ihn trübe ſtimmen konnte.

An einem Nachmittag öffnete ihm die Schweſter. Sie hatte es eingerichtet, daß ſie ihn allein ſprechen konnte. Er fühlte etwas wie ein ſchlechtes Gewiſſen vor ihr, denn er ſpürte, daß ſie zu ihm ſprechen wollte. »Sie ſind ein Schurke«, rief ſie, mit geballten Fäuſten vor ihn tretend; »ein Ehrenmann handelt nicht ſo an einem Mädchen.« Er war zuerſt betreten, dann unendlich verlegen und ſtotterte: »Ich dachte . . . ich wollte . . .« Da kamen ihr die Tränen und ſie rief: »Wir ſind ja nichts Anderes wert, wir ſind ja noch ſchlechter als die Männer«; und damit lief ſie ſchluchzend aus dem Zimmer und verriegelte die Tür hinter ſich. Er ging aus dem Haus.

Nun kam die Zeit, wo ſich herausſtellte, daß die Malerin ein Kind erwartete. Die Beiden beſprachen ſich und beſchloſſen, ſie ſolle, wenn ſich ihr Zuſtand nicht mehr verbergen laſſe, mit ihrer Schweſter aus München fortgehen, und indem ſie vorgebe, ſie wolle Studien machen, ſolle ſie in ein entlegenes Gebirgsdorf ziehen. Dort könne das Kind zur Welt kommen, und indem man einem unwiſſenden Amtsvorſteher irgendeinen fremden Namen angebe, könne jeder Makel vermieden werden; das Kind ſolle dann ſpäter zu guten Leuten in Pflege gegeben und ordentlich erzogen werden.

Er beſuchte die Schweſtern und das Kind von München aus. Die Beiden lebten in einem Bauernhaus für ſich allein mit einem Dienſtboten. Die Malerin war wieder bei ihrer Arbeit und malte fleißig an ihrer großen Leinwand; es war ſchwer für ihn, ihr etwas zu ſagen, denn ſie wurde über ſeine Ratſchläge leicht gereizt. Er ſah, wie ſie ſich vergeblich bemühte, die Füße ihrer Figur vom Boden los zu bekommen,

und obwohl ſie wußte, daß er ihr raten konnte, hatte ſie doch eine ſolche Geſinnung, daß er ihr Nichts zu ſagen wagte. Zuletzt ſprach ſie ärgerlich zu ihm: »Geh zu meiner Schweſter, du ſtörſt mich nur.«

Er ging in das andere Zimmer und fand das junge Mädchen, wie ſie für das Kind die Flaſche bereitete. Das Kind lag in ſeinem Bettchen und ſchrie; ſie hantierte mit der Spirituslampe, lief ſchnell auf einen Augenblick zu dem Kind und tröſtete es, lief dann wieder zu der Milchflaſche; das Kind wurde ruhig, wenn ſie zu ihm ſprach, ſah ihr ſtarr ins Geſicht, und wenn ſie ging, ſo verzogen ſich ſeine Mienen wieder. Er holte ſein Schlüſſelbund vor und klingelte mit den Schlüſſeln; das Kind horchte auf. Dann kam ſie, nahm das Kind zu ſich auf den Schoß und gab ihm zu trinken. Das Kind trank mit zufriedenem Geſichtsausdruck, ſie beugte ſich glücklich vor und ſagte: »Iſt er nicht groß geworden? Und wie klug er iſt; er kennt mich ſchon.« Er hielt ihren Finger umklammert mit ſeinem Händchen. »Wie er ſich feſthält! Er läßt mich nicht los!«

Ein wunderbares Gefühl ging durch ihn hindurch, wie er ſein Kind ſo ruhig und unbeſorgt ſah. Noch nie war ihm klar geworden, daß das ja ſein Kind war, daß er ſelber einmal ein ſo kleines Geſchöpf geweſen, und daß ihn ſeine Mutter ſo auf dem Arm gehalten hatte; daß dieſes Kind einſt ein großer Mann ſein werde und ſelber wieder ein Kind haben werde — ſein Enkelkind. Noch nie hatte er ſolche Gedanken gehabt, er hatte immer nur an ſeine Arbeit gedacht.

Er ſprach zu dem Mädchen: »Ich will deine Schweſter fragen, ob wir uns heiraten wollen, damit das Kind Eltern hat.« Sie nickte und ſprach nicht, er ſah, wie ihr Tränen aus den Augen rollten.

Er fand die Malerin vor der Staffelei; es fiel ihm auf, wie ihr Malkittel mit Farbe beſchmiert war; ſie war hager und

vornübergebeugt, und während er zu ſprechen begann, fühlte er traurig, wie gleichgültig ſie ihm war, und wie gleichgültig ihm ihr Bild war, und das Herz wurde ihm ſchwer. Aber er begann tapfer ſeine Rede: daß ſie Beide gedacht hätten, einen freien Liebesbund zu ſchließen, und daß ſie ihre Gründe gehabt hätten — und indem er dieſe beſchmierte Geſtalt und das Bild anſah, an dem ſie malte, da kamen ihm dieſe Gründe ſo abgeſchmackt vor, daß er ſich ſchämte und zu ſchlucken begann — und nun ſei aus ihrer Liebe ein neues Weſen entſtanden — und indem er das Wort Liebe ſprach, fühlte er, daß er eine Lüge und eine grenzenloſe Dummheit ſagte — und nun hätten ſie Pflichten gegen das neue Weſen — und wie er von Pflichten ſprach, da wurde ihm klar, daß das wieder eine Lüge war; und es wurde ihm klar, daß er nun immer von einer Lüge in die andere kommen mußte — und wiewohl ſie freie Menſchen ſeien — und wie er von freien Menſchen ſprach, wurde ihm immer mehr nach widerwärtiger Dummheit zumute — müßten ſie doch ſich nun heiraten, damit das Kind Eltern habe. Und wie er die ganze Rede beendet hatte, da wurde ihm bewußt, daß er jetzt als ein Feigling handelte, und daß er eigentlich ſagen müßte, er möchte am liebſten Alles ungeſchehen machen, wenn das ginge, und ihre Schweſter heiraten.

Sie hatte während ſeiner Rede immer unruhig an ihrem Bilde weitergemalt. Als er zu Ende war, ſchwieg ſie eine Weile, dann ſprach ſie: »Ich weiß nicht, träumſt du eigentlich? Wir ſind zwei Kameraden, aber von einer Liebe zwiſchen uns iſt mir nichts bekannt. Das Kind nebenan, welches meine Schweſter beſorgt, gehört einer armen Frau aus München, und meine Schweſter hat es angenommen, weil ſie nun einmal ſo weibliche Paſſionen hat.« Bei dieſen Worten miſchte ſie kaltblütig zwei Farben auf ihrer Palette und ſetzte einige Tupfe in das Bild.

Der Liebhaber war faſſungslos vor Erſtaunen und wußte nicht, was er erwidern ſollte. Nach langer Zeit begann er: »Aber —«, indeſſen, wie er ſie mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit an ihrem Bilde malen ſah, da konnte er nicht weitersprechen. Er nahm ſeinen Hut und ging; ſchweigend ging er aus der Tür; aber dann kam er noch einmal zurück, öffnete wütend die Tür und rief hinein: »Talent haſt du auch nicht.« Es war ihm nun wohl klar, daß irgend etwas geſchehen mußte, aber er konnte ſich gar nicht vorſtellen, was das ſein ſollte. Sie hatte, wie ausgemacht war, bei dem Standesbeamten einen falſchen Namen angegeben, und er konnte doch nicht zu dem Manne hingehen und ſie wegen Fälſchung des Perſonenſtandes anzeigen und ins Gefängnis bringen. Schließlich blieb ihm nichts übrig, als das Kind zu verſorgen in der Art, wie ſie Beide früher beabſichtigt hatten, und es in irgendeiner Weiſe als das ſeine anzuerkennen, mochte denn der Name der Mutter auch falſch ſein. Wenn er dann ſpäter einmal heiratete, ſo war vielleicht ſeine künftige Frau ſo weitherzig, es aufzunehmen. Er dachte an die Schweſter und an das glückliche Geſicht, mit welchem ſie ſich über das trinkende Kind gebeugt hatte.

Er ging zum Amtsvorſteher, um jedenfalls eine Geburtsurkunde zu haben. Der Mann blätterte in ſeinem großen Buche, fand endlich die Seite und ſtellte ihm in ſchwerfälliger Bauernſchrift das Zeugnis aus. Wie ward ihm, als er den Namen der Schweſter als Mutter eingetragen fand!

Das neue Rätſel trieb ihn ſchnell zu den Schweſtern zurück. Er traf das junge Mädchen allein, die ſchon Alles wußte von ſeiner verunglückten Werbung und ihn traurig und liebevoll empfing. Als er ihr den Geburtsſchein zeigte, wurde ſie rot und begann ſich weinend zu entſchuldigen: ſie habe mit der Hebamme zuſammen die Meldung beſorgt, und es ſei ihr ſo hart erſchienen, daß das arme Kind, welches doch an Allem

unſchuldig ſei, ganz allein in die Welt hineingeſtoßen werden ſolle ohne irgendeinen Anhalt. So habe ſie denn ſich ſelbſt als Mutter angegeben und ſich vorgenommen, das Kind nie von ſich zu laſſen, ſondern es ſo zu erziehen, wie ſie es vermöge.
Wie ſie das geſagt hatte, da ging es dem Manne warm im Herzen auf, und ohne zu wiſſen, was er tat, umarmte er und küßte ſie, und ſie ließ ſich küſſen; die Malerin zuckte die Achſeln, als ſie das erfuhr; die Beiden aber heirateten und nahmen das Kind zu ſich.

Der Blinde

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte in einem Dorf ein armer Korbflechter, ein Witwer, mit ſeinen beiden erwachſenen Töchtern. Die Mädchen waren ſehr ſchön geweſen; in einer Pockenepidemie erkrankte die ältere, welche Marie hieß; ſie wurde wieder geſund, aber ihr Geſicht war mit Narben bedeckt und hatte alle Farbe verloren, die Augen waren glanzlos; von aller Schönheit war nur das wundervolle kaſtanienbraune Haar geblieben, das ihr bis an die Kniekehlen ging, wenn ſie es kämmte, und auch ihre ſchöne Stimme hatte ſich nicht verändert. Die jüngere, Eliſe, hatte ihre Schönheit behalten.

Das Häuschen des Korbmachers war das letzte im Dorf. An einem Abend klopfte ein fremder junger Mann und bat um ein Nachtlager. Er erzählte, daß er ſeit einem Jahr erblindet ſei und nun ſein Handwerk, er war Schloſſer, nicht mehr ausüben könne. Da ſeine Eltern arm ſeien, ſo dürfe er ihnen nicht zur Laſt fallen, und ſo ſei er nun ſeit langer Zeit auf der Wanderſchaft, um zu ſuchen, ob er nicht irgendwo eine Beſchäftigung finde, für die man einen Blinden gebrauchen könne. Er habe bereits in anderen Häuſern um ein Nachtlager angeſprochen, ſei aber überall abgewieſen.

Der Vater verlangte dem beſcheiden und anſtändig wartenden Jüngling ſeine Ausweispapiere ab, ſetzte ſich die Brille auf und ſtudierte ſie am flackernden Kienſpan. Die Angaben waren richtig. Marien tat der ſchöne, ſchlank gewachſene Mann leid, und ſie ſah den Vater bittend an; der ſagte: »Wir ſind die Letzten im Dorf, ſo müſſen wir Euch wohl beherbergen. Ihr ſchlaft aber in der Scheune, wir haben keinen anderen Raum.« Der junge Mann dankte herzlich

und legte ſeinen Ranzen ab. Das Abendeſſen war ſchon bereitet: für Jeden eine Satte ſaure Milch und ein derber Schnitt Schwarzbrot; Marie holte für den Gaſt noch eine Satte, ſchnitt ihm Brot ab und geleitete ihn, der ſich in der Nähe der Tür auf die Bank geſetzt hatte, zu ſeinem Platz. Dann ſprach der alte Korbmacher das Gebet, und es wurde gegeſſen. Nach dem Eſſen räumten die beiden Mädchen ab, holten ihre Spinnräder vor und begannen zu ſpinnen. Der Fremde erzählte von ſeiner Wanderſchaft, von Menſchen, welche er getroffen, auch von ſeinem früheren Handwerk. Marie hörte bald mit Spinnen auf und ſah in das belebte, geiſtvolle Geſicht des Jünglings, indem ſie ſeinen verſtändigen Reden lauſchte. Gegen halb neun befahl der Vater Allen, zu Bette zu gehen; er begleitete ſelber den Blinden zur Scheune, machte noch den Rundgang durchs Haus, ſah nach, ob das Herdfeuer ausgelöſcht war, ſchloß die Türen zu und ging dann in ſeine Kammer; die beiden Mädchen hatten ihm ſchon vorher Gute Nacht geſagt.

Am andern Morgen ſprach er zu dem Blinden, er habe ſich in der Nacht überlegt, weil er jetzt viel wach liege, daß er vielleicht ein Unterkommen für ihn wiſſe. Er könne das Korbflechten bei ihm lernen und könne bleiben, ſo lange er wolle; in der Stadt ſei mit einem Male durch irgendeine Mode eine größere Nachfrage nach Körben, und er könne deshalb einen Gehilfen einſtellen. Das Flechten ſei eine Arbeit, welche Blinde bewältigen können; und da er noch jung ſei und wahrſcheinlich noch geſchmeidige Finger habe, ſo könne er bald die feine Arbeit übernehmen, die bei ihm jetzt nicht mehr recht vorwärts wolle. Der Fremde ſagte mit vielem Dank Ja; Marie wurde über das ganze Geſicht vor Freude rot, und auch Eliſe freute ſich, daß ein neuer Menſch in ihre Einſamkeit kam.

So blieb denn der junge Mann bei der Familie; in ſehr

kurzer Zeit hatte er die Handgriffe gelernt, und nach einigen Wochen ſchon konnte ihm der Alte einen kleinen Lohn auszahlen. Etwa ein Jahr lebten die Leute dergeſtalt zuſammen. Marie hatte ſich immer mehr mit dem Gehilfen angefreundet, und die Beiden hatten ſchon darüber geſprochen, wie es möglich wäre, daß ſie ſich heiraten könnten. Der Mann meinte, einen Blinden könne doch kein Mädchen lieben; ſie antwortete: »Wenn Einer ein ordentlicher Menſch iſt und man hat ihn einmal gern, ſo ſieht man darüber fort.« Er ſtellte ſie ſich als ſehr ſchön vor, indem er ſich nach ihrer Stimme und ihren Haaren ein Bild machte, und ſprach oft von ihren Augen und ihrer Hautfarbe, und ſeine größte Freude war, wenn ſie ihr Haar auflöſte und er durfte es ſtreicheln. Dann ſagte er: »Die Stimme und das Haar ſind deine einzige Schönheit, die ich kenne.« Sie ſagte nichts gegen ſeine Vorſtellungen und ſcherzte nur; aber ſie mußte ſich bei dieſem Scherzen oft zwingen, daß ſie nicht in Tränen ausbrach. Der Vater bemerkte die Vertraulichkeit der Beiden; er nahm ſeine Tochter mit auf das Feld hinaus und ſprach mit ihr, daß der junge Mann ja ein gutes Weſen habe, aus einer ordentlichen Familie ſei und tüchtig arbeiten könne, aber was wolle ſie denn mit einem Krüppel anfangen! Die Jugend vergeht und die erſte Liebe kann nicht bleiben, da hatte ſie denn einen blinden Mann, und wenn dann die Kinder kamen, ſo war Sorge und Not da. Das verſtändige Mädchen ſah das ein und ſprach, daß ſie Beide das wüßten und ſich geſagt hätten, daß ſie nicht heiraten könnten, denn ſie wollten kein Bettelvolk werden und fremden Leuten zur Laſt fallen; aber manches Mal, wenn die Dämmerſtunde ſei, dann wollten ſie das Alles vergeſſen und wollten ſich vorſtellen, das Unglück ſei nicht da. Und ſie ſelber wiſſe ja auch von ſich, daß ſo eine Häßliche, wie ſie ſei, kein Mann heiraten möge; nur der Blinde habe ſich in ſie verliebt, weil er eben ihr Geſicht nicht ſehen könne. Dabei

weinte ſie, und der Vater tröſtete ſie und ſagte: »Eheſtand iſt Weheſtand; Heiraten iſt gut, Nichtheiraten iſt beſſer; jetzt biſt du traurig, aber wenn ein paar Jahre hin ſind, dann kommt das Herz in Ruhe, dann ſagſt du: Es iſt doch beſſer ſo.« Nun wurden damals die erſten Staroperationen gemacht, nicht von eigentlichen Ärzten, ſondern von Leuten, welche man gegenwärtig als Kurpfuſcher bezeichnen würde. Die beiden Mädchen ſtanden immer am Sonnabendmarkt in der Stadt mit ihren Körben aus, und weil die Leute von dem Blinden wußten, ſo erzählten die ihnen, daß ein Mann in die Stadt gekommen ſei, welcher den Star ſtechen könne. Marie bat ihre Schweſter, den Verkauf eine Weile allein zu beſorgen, und ging zu dem Manne hin. Dieſer fragte ſie nach Allem und ſagte dann, nach der Beſchreibung ſei der Geliebte allerdings wieder ſehend zu machen; und da ſie arme Leute ſeien, ſo wolle er nicht viel für die Operation verlangen, aber zwanzig Gulden müſſe er bekommen. Das Mädchen erſchrak über die Höhe der Summe; dann ſagte der Mann, daß er nur noch eine Woche in der Stadt bleibe, deshalb müſſe ſich der Blinde ſchnell entſchließen.

Marie hatte fünfzehn Gulden in ihrer Sparbüchſe, und ſie wußte, daß ihr Geliebter zwei Gulden geſpart hatte. Es fehlten alſo noch drei Gulden.

In einer verſteckten Straße der Stadt wohnte eine alte Frau, welche die vornehmen Damen vom Hofe in der Dämmerung beſuchten. Sie kauften bei ihr Schönheitswaſſer, Schminke, auch Liebestränke. Marie ging zu der Alten, löſte ihr Haar und fragte, ob ſie ihr drei Gulden für das Haar geben wolle. Die Alte ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen über die hohe Summe und bot einen Gulden; Marie ging; auf der Straße wurde ſie zurückgerufen; die Alte zählte ihr in allerhand kleiner Münze die drei Gulden auf; Marie zählte nach, verwarf einige Stücke und verlangte andere; endlich

war der Handel abgeſchloſſen. Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl, flocht ihre Zöpfe auf, die Alte ſchnitt das Haar dicht an der Wurzel ab. Marie weinte, tat das Geld in ihre Börſe und ging. Ihre Schweſter erſchrak, wie ſie zurückkam; ſie legte ihr Schweigen auf und band ein Taſchentuch über den Kopf, wie die Arbeiterinnen in den Scheunen beim Dreſchen tun. Zu Hauſe klagte ſie über Kopfweh, um das Tuch zu entſchuldigen. Am Abend zog ſie den Blinden zur Seite. »Du mußt mir deine zwei Gulden geben«, ſagte ſie; er ging an den Tiſchkaſten, nahm das Geld aus der Schachtel und gab es ihr. Dann ſagte ſie ihm, daß er am anderen Tage mit ihr in die Stadt kommen müſſe.

Die Schweſtern gingen mit ihm zum Starſtecher. Der Blinde mußte ſich auf einen Stuhl ſetzen, der Arzt prüfte die Augen, bereitete Verbandzeug vor und gab es Marien mit der Weiſung, hinter den Blinden zu treten und ihm nach den Schnitten gleich die Binde umzulegen. Dann fiel er auf die Kniee und betete, die Andern beteten lautlos mit zitternden Lippen ſein Gebet mit. Dann erhob er ſich, nahm ſein Meſſerchen in die Hand, faßte den Kopf des jungen Mannes mit der Linken und ſchnitt; der Blinde ſtieß einen lauten Schrei aus, Marie legte ihm von hinten gleich die Binde um. »Ich ſehe, ich ſehe,« ſchrie er, »es war ein Blitz, ich habe dich ganz in Feuer geſehen, Marie.« Es war Eliſe geweſen, die er geſehen hatte. Die Drei gingen zurück nach Hauſe und erzählten dem Vater alles. Er billigte ihr Tun und ſtreichelte liebevoll Mariens Hand. Nie hatte er ſeine Tochter geliebkoſt; Marie wunderte ſich über die Liebkoſung und den traurigen Blick des Vaters, aber ſie ſagte Nichts.

Dieſe Nacht ſchlief die Familie wenig.

In den nächſten Tagen ſaßen die Liebenden viel bei einander. Der Kranke erzählte immer, wie er Marien im feurigen Glanze geſehen habe, ſchön wie die heilige Jungfrau. Zuweilen ver-

ſuchte ſie ſchüchtern, ihn vorzubereiten, daß er enttäuſcht ſein werde, wenn er ſie ſehe. Er lächelte nur auf ihre Reden, dann ſagte er: »Du müßteſt einen vornehmen Herrn heiraten, ich bin nicht wert, daß du mich nimmſt.« Sie ſprach von ihrer Krankheit, von den Pockennarben, den erloſchenen Augen, daß ſie ihr Haar nicht mehr habe. Er lächelte nur ſtill vor ſich hin. Nach zehn Tagen durfte die Binde abgenommen werden. Wieder ſaß er auf einem Stuhl; die beiden Schweſtern ſtanden vor ihm; der Vater war an ſeiner Arbeit auf dem Schemel und hielt einen halbfertigen Korb zwiſchen den Knien. Langſam, mit zitternden Händen löſte der junge Mann den Knoten, die Binde fiel. Er ſagte Ah!, ſtand mit wankenden Knien auf, ſchritt auf die Mädchen zu und umarmte Eliſen. Er hatte Marien gar nicht geſehen. Eliſe ſtieß ihn zurück, Marie ſchrie auf; er ſah ſich um. »Die iſt Marie!« rief Eliſe, indem ſie auf die Schweſter zeigte. Er bezwang ſein Herz, trat auf ſie zu, um ſie zu küſſen; Etwas hielt ihn zurück, er küßte ſie auf die Stirn. Sie ſchüttelte den Kopf und machte ſich mit ſanfter Bewegung frei.

»Du wirſt kein Schurke werden an dem Mädchen«, rief ihm der Vater zu. »Nein!« antwortete er und wollte ihre Hand ergreifen; ſie entzog ſich ihm und ging weinend aus der Stube. Gegen Abend machte ſie ihrer Schweſter Vorwürfe. »Du biſt zu jeder Kirchweih gegangen, ich bin zu Hauſe geblieben. Am Sonntag haſt du dich geputzt, ich habe am Herd geſtanden. Du haſt dein Haar behalten, ich habe es hergegeben. Jetzt nimmſt du mir meinen Bräutigam. Es gibt keine Gerechtigkeit.« Eliſe weinte. »Ich habe dich aufgezogen wie eine Mutter, nun vergiltſt du es mir ſo«, fuhr Marie fort. Plötzlich weinte auch ſie. »Du haſt ja keine Schuld, er iſt auch unſchuldig«, ſagte ſie. Dann küßte ſie ihre Schweſter auf die Stirn, und trotz der Dunkelheit machte ſie ſich auf den Weg in die Stadt; ſie wußte eine Familie, welche ein Dienſt-

mädchen ſuchte; gegen neun Uhr abends kam ſie an, klingelte und fragte, ob man ſie wolle; ſie wurde gleich angenommen; nachdem ſie ihren Mietstaler erhalten, kehrte ſie nach Hauſe zurück, wo Alle ſo ängſtlich über ſie waren, und erzählte, was ſie getan. Die Andern ſchwiegen. Dann legte ſie die Hand ihrer Schweſter in die Hand des geheilten Blinden und ſagte: »Ich gebe ihn dir. Es würde nur ein Unglück, wenn er mich heiratete.«

Stille Liebe

Ein Schriftſteller in Berlin, nennen wir ihn Albrecht, ein Mann von etwa vierzig Jahren, ſuchte eine Maſchinenſchreiberin; man empfahl ihm eine Frau von Mengersheim, die kinderloſe Witwe, wie man ſagte, eines Offiziers, der durch törichte Unternehmungen ihr großes Vermögen verbraucht und ſie dann in großer Bedrängnis zurückgelaſſen hatte.

Albrecht hatte lange Jahre ſchwer arbeiten müſſen, ohne Anerkennung zu finden; durch einen Zufall hatte ein Werk von ihm auf der Bühne einen großen Erfolg, obwohl es, wenn auch nicht gerade allererſten Ranges, ſo doch gut gemacht, wahr empfunden und nicht unbedeutend war. Er ſelber war wertvoller als ſeine Werke; der zufällige Erfolg hatte ihn auch nicht verblendet; er legte die bedeutende Summe, welche er verdient hatte, in ſicheren Staatspapieren an und befand ſich nun in der Lage eines Mannes, der unabhängig von allen äußeren Sorgen nur dem Willen ſeiner Begabung folgen konnte, mochte er ſelber die nun hoch oder nicht hoch einſchätzen. Aber auch ſo verließ ihn nicht die alte Gewöhnung der Einfachheit. Er behielt ſeine beiden Zimmer im höchſten Stock des Hauſes, von denen er über viele Dächer blicken konnte mit dem rührenden fliegenden Dachgras, wo er nur das letzte Summen der Großſtadt hörte zwiſchen den ſchlichten ererbten Möbeln ſeiner Eltern, in denen er ſchon ſeine Kindheit verbracht, und zwiſchen den Büchern ringsum an den Wänden, die der Einſame am meiſten von Allem in der Welt liebte.

Er ſuchte Frau von Mengersheim auf und fand eine Dame etwa Anfang der Dreißig, die in ähnlicher Wohnung und Umgebung lebte wie er ſelber, denn auch bei ihr waren die Wände mit Bücherregalen verſtellt. Er ſchrak zurück, wie

er ſie erblickte. »Sie ſind Fräulein —« rief er aus. »Haben Sie meine Eltern gekannt?« fragte ſie mit ſchwermütigem Lächeln. Er hatte ſich ſchnell wieder gefaßt und erwiderte: »Nein, vor etwa fünfzehn Jahren führte mich oft mein Weg an dem Landhauſe Ihrer Eltern vorbei.« »Vor fünfzehn Jahren, ja, damals war ich noch zu Hauſe«, ſagte ſie nachdenklich.

Er beſprach mit ihr die Arbeit, gab ihr die Handſchrift und las ihr einige Sätze vor, um ihr ſpäter das Entziffern zu erleichtern, das ja in der erſten Zeit oft ſchwierig iſt. Sie folgte ihm mit allem Verſtändnis und ganz ſachlich. Wie alles Geſchäftliche erledigt war, ſuchte er nach irgendeinem Vorwand zu einem weiteren Geſpräch, ſah nach den Büchern hin und ſagte: »Eine ſchöne Bibliothek.« »Ja«, antwortete ſie trocken. Er wurde verlegen und empfahl ſich. Auf der Treppe kam die Verwirrung ſo über ihn, daß er zitterte.

Zu Hauſe ſchloß er den alten Schreibſekretär auf, in welchem ſchon ſein Vater ſeine Briefſchaften aufbewahrt hatte; er zog einen Boden heraus, drückte auf eine kleine Feder und öffnete ein Geheimfach, welches vor langen Jahren ein Tiſchlermeiſter in dem Möbel eingerichtet hatte mit der kindlichen Freude am Geheimnisvollen der Menſchen von damals. Aus dem Geheimfach nahm er ein Paketchen Briefentwürfe von ſeiner eigenen Hand und ein Damentaſchentuch. Dem reifen Manne kamen die Tränen, als er die toten Überreſte einer ſchwärmeriſchen jugendlichen Liebe in der Hand hielt.

Er ergriff den erſten der Briefe und las:

»Sie kennen mich nicht, und Sie werden mich nie kennen lernen. Sie ſind die einzige Tochter ſehr reicher Eltern, ich bin ein ganz armer Mann, der von einer zufälligen Arbeit lebt, keine Zukunft hat, keinen Namen und keinen Titel. Aber ich liebe Sie, und ich könnte nicht weiter leben, wenn ich Ihnen das nicht ſagte. Ich habe lange verſucht, mich zum

Schweigen zu zwingen; aber ich ſpürte, wie ich kränker wurde, und da dachte ich: Ihnen geſchieht ja kein Leid, wenn ich Ihnen ſchreibe; Sie ſollen meine Briefe auch Ihrer Mutter zeigen; und für mich iſt es ein großes Glück, wenn ich mir vorſtellen kann, wie Sie an Ihrem Platz am Fenſter ſitzen vor Ihrem Nähtiſchchen, das Köpfchen vorgebeugt, und die Worte leiſe leſend nachſprechen, die ich auf dieſes Papier ſchreibe. Ich liebe Sie, und Sie werden leſen: Ich liebe Sie. Ach, ich bin ſo glücklich, daß ich Ihnen ſchreiben darf!«

Ein anderer Brief:

»Dieſe Nacht habe ich nicht geſchlafen. Ich habe an Sie gedacht und war glücklich. Die ganze Nacht bin ich in meinem Zimmer auf und ab gegangen, habe aus dem Fenſter geſehen an den Himmel, wo der Mond ſtill ſeinen Weg ging zwiſchen den ziehenden Wolken, habe ein Buch aus dem Bücherbrett gezogen und ein ſchönes Gedicht eines alten Dichters geleſen, und der ſtille Mond, die ſchweigende Nacht, das ſüß klingende Gedicht — das war alles meine Liebe zu Ihnen, die mein Herz weit machte. Wie iſt es nur möglich, daß ich ſo glücklich bin! Ach, ich weiß ja jetzt, Sie fühlen, daß ich Sie liebe; nicht wahr, Sie fühlen es? Einmal, als ich an Ihrem Fenſter vorbeiging, ſprachen Sie ins Zimmer hinein und erröteten bis unter die Haarwurzeln. Wenn Sie dieſe Worte jetzt leſen und fühlen, wie ich Sie liebe, dann werden Sie erröten bis unter die Haarwurzeln.

Ich wollte es Ihnen nicht ſagen: Ich bin ein Dichter. Ich glaubte nicht, daß ich es ſei. Nun aber weiß ich, daß ich es bin. Aber fürchten Sie nicht, daß ich zu Ihnen kommen werde, Sie werden nie wiſſen, wer ich bin. Wie könnten Sie mich lieben — nein, ich bin wenigſtens ſtolz, ich will nicht hoffen, was ich nicht hoffen darf.«

Albrecht ſann lange nach. Dann ſeufzte er und ſprach: »Die menſchliche Grenze iſt auch die Grenze der Begabung. Wäre

ich ſtärker geweſen, ſo hätte ich Bedeutenderes ſchaffen können.«

Er las noch den letzten Brief:

»Heute iſt Ihr Hochzeitsfeſt. Ich kenne den Namen Ihres Verlobten nicht und will ihn nicht kennen — ich will mir ihn vorſtellen als einen Mann, der mit allen Vortrefflichkeiten ausgeſtattet iſt: wie dürfte er es ſonſt wagen, Sie als ſeine Gattin heimzuführen. Dieſes iſt auch mein letzter Brief: Sie gehören nun einem Manne und dürfen nicht mehr die Liebesbeteuerungen eines anderen Mannes empfangen. Aber heute darf ich noch ſchreiben; ich ſtelle mir vor, wie Sie in Ihrem Mädchenſtübchen ſtehen und nachſinnen über die vergangene Zeit, und vielleicht denken Sie dabei auch einmal an den unbekannten Briefſchreiber; ich weiß, Sie ſind gütig, und vielleicht denken Sie, ich bin traurig, daß Sie nun einem Anderen gehören? Ach, Liebſte, ſo ſehr liebe ich Sie, daß ich glücklich bin über Ihr Glück, über Ihr ſinnendes Geſicht, auf welchem die Hoffnung froher Zukunft leuchtet. Es iſt ja wahr, Liebe iſt ſelbſtſüchtig, und oft wünſchte ich mir Sie arm, damit ich Sie fragen dürfte: Wollen Sie mich lieben? oder unglücklich, damit ich Ihnen helfen könnte — ſo helfen, daß ich Ihnen ein Opfer brächte, ein ſehr ſchweres Opfer.

Aber Sie vermiſſen ja Nichts, Sie haben ja Alles!

Nun habe ich aber eine Bitte. Wenn ich Ihnen nicht im Ernſt ein Opfer bringen kann, ſo möchte ich es im Spiel tun: Erfüllen Sie meine Bitte; Sie koſtet die Erfüllung nichts, und mich macht ſie glücklich. Sie wiſſen, ich bin arm; nun habe ich mir das Geld zuſammengeſpart, um Ihnen ein ſchönes Käſtchen zu ſchenken. Sie erhalten es mit dieſem Briefe. Nehmen Sie das Käſtchen an, Sie nehmen damit die Gedanken und Wünſche mancher Monate, in denen ich auf Vieles verzichtete, um es Ihnen zu opfern — nicht wahr, Sie verſtehen, wie ich das meine, daß es für mich eine Freude

war, zu verzichten? Sie verſtehen mich nicht falſch, nicht wahr? Ach, es ſind ja nur die gemeinen Menſchen, die uns falſch verſtehen, Sie kennen ja mein Herz.«

Er verſchnürte die Briefe wieder ſorgfältig, ſah das Taſchentuch an, legte es zu den Briefen und ſchloß Alles wieder ein.

Frau von Mengersheim mußte viele Arbeiten für Albrecht machen; durch Ausdauer, Güte und Zartgefühl erreichte er, daß er langſam vertrauter mit ihr wurde; eine Scheu hielt ihn immer zurück, ihr von ſeinen Briefen zu ſprechen. Einmal ſah er, daß ſie ſein Käſtchen noch beſaß, das er ihr damals geſchenkt. Er tat, als ob ihm die Arbeit auffalle, und fragte ſie danach. Sie antwortete kurz: »Es iſt ein Andenken.« Sie ſchien ſehr verſchloſſen und verhärtet; auf keine Weiſe ſchien es möglich, daß ſie je die Grenze zu einem wärmeren Gefühl für ihn überſchritt.

Aber ſie hatte ſeine Einſamkeit verſpürt und allmählich entwickelte ſich ein ſchweſterliches Mitgefühl für ihn in ihrem Herzen. Sie fragte ihn nach ſeinem Leben, er erzählte ihr ſeinen freudloſen Tag. Sie ſagte: »Auch ich habe im Laufe der Zeit als einzige Freunde die Bücher vorzüglicher Dichter kennen gelernt; aber nicht aus mir ſelber heraus wie Sie, ſondern durch die Briefe eines merkwürdigen Bekannten, den ich als junges Mädchen hatte, bin ich zuerſt auf die Liebe der Dichter gekommen.« Ihm klopfte das Herz, als ſie das ſagte, denn er wußte, daß er dieſer Bekannte war, von dem ſie ſprach: alſo noch eine Spur, die er ihrem Leben eingedrückt hatte. Aber auch jetzt wagte er nicht, von ſeinen Briefen zu ſprechen.

So waren nun im Laufe der Zeit ſich die Beiden ſo nahe gekommen, daß Albrecht zu ihr ſagen konnte, was er ſich ausgedacht: wie ſie Beide in ihren jungen Jahren ſchwere Schickſale, Kämpfe und Arbeit gehabt und nun in dem Alter ſeien, wo ſie auf der Höhe des Lebens ſtänden, auf der man zwar über die Träumereien der Jugend hinwegſehe, aber doch noch Hoff-

nung und Kraft in ſich ſpüre für ein Glück auf der Seite des Lebensabſtieges; deshalb wolle er bitten, daß ſie ihr Leben mit dem ſeinigen vereine, damit ſie dieſen Abſtieg gemeinſchaftlich machen könnten.

Frau von Mengersheim lächelte ſchwermütig und ſagte, daß wohl ſelten eine ſo melancholiſche Liebeserklärung gemacht worden ſei; aber ſie habe ihn in dieſen Zeiten kennen gelernt und vertraue ihm und wolle gern Hand in Hand mit ihm gehen.

In der Folge erzählte ſie ihm Mancherlei aus ihrer erſten Ehe. Ihr Mann war ein junger Offizier geweſen, als er ſie heiratete, der an ſeinem Beruf keine Freude hatte und ſich vorſtellte, daß er eine große kaufmänniſche Begabung beſitze. Nun ſei ihr Vater gleich nach der Heirat geſtorben, und ſo habe denn ihr Gatte das Geſchäft übernommen und es dann durch Ungeſchick und Narrheit bald dahin gebracht, daß Alles verloren gegangen ſei.

Sie ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie wie zu ſich ſelber: »Ich habe wohl ſchon als Mädchen gefühlt, daß er kein beſonderer Mann war; weshalb habe ich ihn eigentlich geheiratet? Ich habe ihn doch gar nicht geliebt! Aber was weiß denn ein Mädchen von Liebe! Man zeigt ihr einen jungen Mann; dieſer tat mir damals leid; er war ſo einſam.« — »Wie? Sollte ich Albrecht gegenüber dasſelbe Gefühl haben, wie gegenüber meinem erſten Mann?« fragte ſie ſich erſtaunt in Gedanken. »Habe ich denn überhaupt einmal geliebt?« fragte ſie ſich weiter. »Vielleicht bin ich eine jener Naturen, die nicht lieben können? — Doch, jenen Unbekannten, der mir die Briefe ſchrieb, den habe ich geliebt; ich weiß es jetzt, wenn ich mir meine Gefühle von damals zurückrufe.« So fuhr ſie nach einer Pauſe fort zu erzählen, indeſſen ihr Verlobter ſchweigend zuhörte.

»Ein merkwürdiges Ereignis aus meiner Mädchenzeit möchte

ich dir mitteilen. Ich erhielt plötzlich Briefe eines Unbekannten, welcher mir ſchrieb, er wolle ſich mir nie zeigen; er ſchrieb mir die zarteſten Liebesbriefe; jenes Käſtchen, das dir auffiel, ſchickte er mir an meinem Hochzeitstage. Ich weinte, als ich es mit ſeinem Briefe bekam.

Alles, was ein junges Mädchen tun kann, hatte ich verſucht, um den Namen des Unbekannten zu erfahren; wie habe ich mir ſein Bild ausgemalt, wie viele Briefe habe ich heimlich an ihn geſchrieben, die ich doch nicht abſchicken konnte, vielleicht auch nicht abgeſchickt hätte, wenn ich ſeinen Namen gewußt. Die Gedanken der jungen Mädchen gehen ja ſo unſinnige Wege. Jetzt wird mir deutlich, daß ich dieſen Unbekannten geliebt habe, und die Werbungen meines ſpäteren Gatten nur annahm aus Groll über ihn. Ich habe den wichtigen Vorgang, der doch ſo lächerlich war, noch deutlich in der Erinnerung. Mein Vater kam in mein Mädchenſtübchen und ſagte mir, daß Herr von Mengersheim um meine Hand anhalte. Ich weinte und antwortete ihm, es liebe mich ein Anderer; er forſchte nach, und ich erzählte ihm von den Briefen, die ich bis dahin Allen verheimlicht hatte. Er ließ ſie ſich geben, las in ihnen und ſagte lächelnd, indem er mich auf die Stirn küßte: ‚Ich will dir keinen Zwang antun.‘ Darüber ſchämte ich mich ſo, daß ich Herrn von Mengersheims Werbung annahm.«

Es war dunkel im Zimmer geworden, daß die Beiden ihre Geſichter kaum noch unterſcheiden konnten. Albrecht ſagte leiſe: »Ich war der Briefſchreiber.«

»Du?« rief ſie aus. »Du biſt der Feigling geweſen, der an meinem Unglück ſchuld war? Geh! Geh! ich will dich nie wieder ſehen.«

Albrecht ging ſtill aus ihrem Zimmer.

Der Verführer

Dieſe Erzählung meiner Erlebniſſe ſchreibe ich nieder mit dem Beteuern, daß ich die lautere Wahrheit berichte. Ich ſchreibe auf meinem Krankenlager und ſchicke meine Schrift an ſeine Richter. Mögen ſie nach ihrem Gewiſſen über ihn urteilen. Aber ich will ihnen noch ſagen: Ich liebe ihn, ich habe nie einen andern Mann geliebt und werde nie einen andern Mann lieben; und ich glaube nicht, daß eine Frau, die er einmal in ſeinen Armen gehalten hat, ihn je aus ihrem Herzen entfernen kann. Könnte alles ungeſchehen ſein, was mir von ihm und mit ihm geſchah, könnte ich wieder in Vornehmheit und Reichtum leben ſtatt als kranke Bettlerin, ich wollte meine Erinnerung nicht hergeben.

Mein Verlobter war ein guter Menſch, ein tüchtiger und kluger Mann, und ich dachte, ich liebte ihn. Ich hatte mein Hochzeitskleid angeprobt und wieder mein Hauskleid angezogen; die Jungfer half mir, die Haare feſtzuſtecken. Die Verwandten waren ſchon vollzählig anweſend und in die Fremdenzimmer verteilt. Meinen Verlobten erwarteten wir. Ich ſah durch das Fenſter, die Wolken zogen, und ich wußte nicht, weshalb ich ſchwermütig war.

Da trat Er ungeſtüm in mein Zimmer, ſchloß mich in ſeine Arme, und ich zitterte. Ich wußte vorher nicht, daß ich an ihn dachte, nun wußte ich es, er war mir immerzu im Sinn geweſen. Er küßte mich und ich ſchloß die Augen. Dann ſagte er: »Komm!« und ich wußte, daß ich ihm folgen mußte. Ich ſagte: »Nein!« da ſtampfte er mit dem Fuß und faßte meinen Arm, daß er ſchmerzte. Er ſchrie: »Du willſt ja.« Er trug mich die Treppe hinunter, eine Ewigkeit ſchien mir das zu währen, mein Kopf lag an ſeiner Bruſt. Unten ſtand ſein Pferd; er ſchwang

ſich auf, reichte mir die Hand und hob mich; ich trat auf ſeinen Fuß, der im Steigbügel ſtand, und ſchwang mich hoch; er ergriff mich mit ſeinen ſtarken Armen und ſetzte mich vor ſich; dann ritten wir.

Ich wollte, was er wollte.

Der Hufſchlag des Pferdes war weich im Schnee, an den Fichten flirrte der Rauhreif, krachend und ſplitternd brach ein Baum um, ich dachte nicht daran, weshalb das war. Wir ritten über den gefrorenen See, die Hufe klangen auf dem feſten Eis, ein Riß donnerte durch die Fläche, ich wunderte mich über das Donnern.

Das weiß ich, daß das wohl Glück geweſen ſein muß, was ich da empfand, gedankenlos, willenlos, geborgen bei ihm; es gibt keinen anderen Menſchen, bei dem ſolches Glück iſt. Lachend ſah er auf mich nieder, ſein Bart war bereift, ſeine Augenbrauen waren bereift, ſein Haar; und das Fell ſeiner braunen Mütze hatte einen leichten Schimmer von Reif; ſeine Augen leuchteten, ſie ſind hellgrau und ſcharf, wie die Augen eines Jägers ſind. Er höhnte über meinen Verlobten, ich ſchämte mich, daß er das tat, denn mein Verlobter war ein guter und tüchtiger Menſch; ich wollte ihm ſagen, daß er nicht höhnen ſolle, denn er habe ihm doch ſeine Braut geraubt; aber ich konnte das nicht ſagen, ich mußte lachen über meinen Verlobten. Ich ſagte: »Du biſt kein guter Menſch,« und dabei lachte ich; er lachte und antwortete: »Nein, ich bin kein guter Menſch.« Ich dachte: ſoll ich ihm ſagen: Was haſt du mit Liſa gemacht, und mit Charlotte, und mit Nina? Nein, dachte ich, das will ich ihm nicht ſagen. Wozu auch? Das iſt ja einerlei. »Wohin reiten wir?« fragte ich. Er lachte und ſprach: »Nicht zu Vater und Mutter.« Da wurde mir weh ums Herz, ich bat ihn: »Laß mich nach Hauſe, meine Mutter weint, mein Vater iſt gelähmt.« Er ſprach: »Denke

nicht daran«, und dabei ſah er mich ſo an, daß ich wieder Alles vergaß.

Wir lebten in einem Hauſe im Walde, das er ſelber gebaut. Unter unſerem Fußboden hin huſchten die Tiere des Waldes. Er ging mit der Büchſe fort und ſchoß für uns, ein Holzſtoß ſtand hinter unſerem Hauſe, ich buk Brot, wir hatten Wein. Wie auf dem See das Eis geſchmolzen war, ließ er ſein Boot ins Waſſer und brachte Fiſche nach Hauſe.

Monatelang war ſein Geſicht froh, wenn er nach Hauſe kam, ſeine Augen leuchteten und ſeine Stimme klang hell. Aber dann kam die Zeit, da er mich nicht mehr liebte.

Er fragte mich: »Du ſehnſt dich nach Hauſe zurück?« Ich ſprach: »Vorher habe ich mich nicht geſehnt.« Da biß er ſich auf die Lippen, ging aus dem Hauſe und ſchlug hart die Tür hinter ſich zu. Ich weinte. Es war falſch, daß ich weinte; aber ich mußte weinen.

Viele Nächte mußte ich wachen; da bedachte ich mir alles, daß er mich nicht behalten konnte, denn ich war ihm Nichts mehr nütze; aber ich hatte ſo große Furcht. Da faßte ich an einem Tage Mut und ſprach zu ihm: »Ich will mit in das Boot ſteigen und ſehen, wenn du die Fiſche herausziehſt.« Er nahm mich mit, und ich ſtieg in das Boot, indem ich heimlich betete. Wie er die Netze gezogen hatte, bat ich ihn: »Fahre in die Mitte hinaus.« Er ruderte; wie er in der Mitte war, da zog er die Ruder ein und wir ſtanden mitten in dem See. Ringsum waren die ſchweigenden Fichtenwälder, die Bäume drängten ſich dicht an den Rand, ſpiegelten ſich im Waſſer. Es war da keine Lücke. Ich konnte ſehen, wie die jungen Triebe hellgrün ſchlaff herunterhingen an den Zweigen der hohen Fichten und in der höchſten Spitze. Dieſe jungen Triebe rührten mich ſo, daß ich die Tränen aufſteigen fühlte, denn ich dachte: »Ich muß nun ſterben«; da war ich traurig über mich ſelber.

Aber ehe die Tränen kamen, ſprach ich zu ihm: »Lege dich ſtark auf die linke Seite«; ich legte mich nach rechts, hob langſam die Beine über die Kante des Kahnes, indem er ſich immer weiter beugte, das Gleichgewicht zu halten; langſam ließ ich mich ins Waſſer gleiten; ich ſpürte noch, wie der Kahn ſehr ſtark ſchwankte. Ich hatte den Kopf eine Weile über dem Waſſer, dachte nicht an den Tod, aber ich ſah Nichts wie den ſtark ſchaukelnden Kahn. Dann war mein Kopf irgendwie unter dem Waſſer; ich konnte nicht anders, meine Arme arbeiteten ohne meinen Willen, ich kam wieder hoch und ſchrie ſinnlos ſeinen Namen. Plötzlich ſah ich ihn, ich ſah nur ihn und Nichts ſonſt. Er ſaß im Boot, ſchwang ein Ruder und wollte mich ſchlagen, daß ich wieder untertauchen ſollte. Ob er mich wirklich geſchlagen hat, weiß ich nicht, ich hatte nur das Bild ſeiner ſchrecklichen Augen und des gehobenen Ruders. Mich wunderte, daß da ſo viel Waſſer war.

Weshalb rettet man denn einen Menſchen, der ſterben will? Und nun will man ihn richten, weil ich ſterben wollte. Weshalb denn? Wir wollen ja Nichts von andern Menſchen, wir haben ja für uns gelebt. Weshalb bekümmern ſich die Menſchen um uns?

Liſettens Erbſchaft

Ein kleiner Geſchäftsmann in Paris lebte ehrbar und fleißig mit ſeiner Frau und einer erwachſenen Tochter. Er wußte nicht viel von der Welt, die Seinigen auch nicht; er verkaufte Glaswaren, und auf Glaswaren verſtand er ſich, und was er wußte, das hatte er auch Frau und Tochter gelehrt, ſoweit Frauensperſonen ſolche Dinge begreifen können, wie Hohlſchliff und Doppelſchliff, venezianiſches und böhmiſches Glas, prima und ſekunda Kriſtall; ſie verſtanden es eben nur praktiſch. Seit langen Jahren kaufte er immer nur von denſelben drei Fabriken, die eine gute Ware lieferten, keinen billigen Schund, der vor den Augen des Kenners keinen Beſtand hat. Es lag ihm nichts an Kunden, welche immer etwas Neues vorgelegt haben wollen, die an Extraware mäkeln und an ſoliden Preiſen abhandeln; aber wenn Jemand vor zwanzig Jahren ein Dutzend guter Gläſer bei ihm gekauft hatte, ſo konnte er ihm immer ein zerſchlagenes Stück erſetzen, damit das Dutzend voll blieb; und das war auch etwas wert.

Der eine ſeiner Lieferanten kam plötzlich außerhalb der Zeit und erſuchte ihn im Laden um eine beſondere Unterredung; er führte ihn ins Kontor; dort fragte der Geſchäftsfreund, ob er ihn für einen ehrlichen Mann halte; er antwortete: »Wie mich ſelber, Herr«; der Geſchäftsfreund weinte und bat ihn um ſeine Bürgſchaft. Er antwortete, es tue ihm weh, einen tüchtigen alten Geſchäftsmann weinen zu ſehen, dem die Glasbranche ſo viel verdanke, und es ſei eigentlich kränkend für ihn, daß der Andere zu zweifeln ſcheine, ob er ihm eine ſo kleine Gefälligkeit erweiſen wolle. Der Geſchäftsfreund wollte ihm ſeine Lage auseinanderſetzen, aber er ſchnitt ihm das Wort ab, verlangte den Bürgſchein und unterſchrieb ihn.

Nach etwa einem Vierteljahr mußte der Geſchäftsfreund ſich für zahlungsunfähig erklären; die Bürgſchaft wurde eingeklagt, und unſerm Mann wurde ſein ganzes erſpartes Geld, ſeine Vorräte, ſein Laden, kurz Alles genommen. Als die Gerichtsbeamten fortgegangen waren, ſagte er zu ſeiner Frau: »Mir iſt plötzlich ſo wunderlich zumute, ich will mich ins Bett legen.« Die Frau brachte ihn die Treppe hinauf in die Schlafkammer und tröſtete ihn, er ſolle ſich doch keine Vorwürfe machen, für ein Unglück könne kein Menſch. Er ſagte noch: »Am meiſten tut mir das Kind leid«, dann war er plötzlich tot.

Wie die Beerdigung vorüber war, ging die Mutter mit der Tochter zu einem unverheirateten Bruder des Verſtorbenen, der für einen reichen Geizhals galt; ſie hoffte, daß er ihnen helfen werde.

Der Schwager ſagte: »Es iſt Eſſenszeit, ihr könnt bei mir mit eſſen.« Aus einem Schrank holte er ein Stück Brot, Meſſer, ein Stück kalten Braten, in eine Zeitung eingeſchlagen, drei Teller, und ſetzte das alles auf den Tiſch. »Friſches Brot liebe ich nicht«, ſagte er, als die Witwe an der harten Kruſte ſchnitt; »altes Brot ſättigt beſſer.« Von dem Braten ſchnitt er drei kleine Stücke ab und legte auf jeden Teller eins. Man begann zu eſſen. Plötzlich ſagte er: »Ihr übernehmt euch, wenn ihr auf den Kummer ſo viel eßt; ich hatte nicht daran gedacht, daß das ſchädlich ſein kann«; damit ſchnitt er von den Fleiſchſtückchen der Beiden die Hälfte ab und legte ſie zurück auf die Zeitung.

Das Haus des Schwagers lag an einer jener Geſchäftsſtraßen, in denen die kleinen Gewerbe betrieben werden. Er erzählte, daß der untere Raum früher an eine Frau vermietet geweſen ſei, welche die Strohſitze der Stühle auszubeſſern pflegte und damit ſehr viel Geld verdiente. Sie habe die Wohnung aufgegeben unter dem Vorwand, daß ſie feucht

ſei und nur ein einziges Zimmer habe; dabei ſei es ganz natürlich, daß man den größten Teil des Jahres die Arbeit auf der Straße verrichte wegen der größeren Helligkeit, man habe alſo übergenug Raum. Dieſe Wohnung wollte der Schwager den beiden Frauen vermieten und nicht mehr verlangen, wie er früher bekommen habe, trotzdem die Mieten allgemein geſtiegen ſeien.

Die beiden Frauen griffen zu; in einem halben Tage hatten ſie das Flechten der Sitze gelernt, und in kurzer Zeit bekamen ſie genügend Kundſchaft, um bei angeſtrengter Arbeit ſich ſehr beſcheiden durchſchlagen zu können. Sie waren dem Schwager für ſeine Hilfe in der Not von Herzen dankbar.

Das junge Mädchen war eine Schönheit. Viele Menſchen gingen an ihr vorbei, indeſſen ſie ihren Stuhl zwiſchen den Knieen hielt und mit flinken Händen ihre Arbeit machte, das Köpfchen eifrig niedergebeugt. So verging kein Tag, wo ſich nicht irgend ein aufdringlicher junger Mann ihr näherte, ihr Schmeicheleien ſagte und in mehr oder weniger unzweideutiger Weiſe anzuknüpfen ſuchte; und dieſe jungen Männer waren von jeder Art: Offiziere und Handwerksgeſellen, junge Kaufleute, Studenten und Arbeiter. Liſette, ſo hieß das Mädchen, antwortete nie; ſie hatte ſchnell begriffen, daß das die einzige Möglichkeit war, ſich vor den Aufdringlichen zu ſchützen; aber oft genug beugte ſie das Köpfchen tiefer über die Arbeit, errötete und verſchluckte Tränen.

Unter den jungen Männern, die täglich an ihr vorbeigingen, war einer, welcher ihr durch eine beſondere Beſcheidenheit auffiel; er grüßte jedesmal artig, aber richtete nie ein Wort an ſie. Sein Anzug war gut und ſauber, ſein allgemeines Ausſehen angenehm; er ſchien ein ruhiger und geſetzter Jüngling zu ſein.

Dieſer klopfte nun an einem Sonntag, als die beiden Frauen ruhig und friedlich in ihrem Hauſe ſaßen, an die Tür und

bat um die Erlaubnis, eintreten zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt; er kam in das Zimmer, ſetzte ſich verlegen auf den angebotenen Stuhl und begann nach einigem Zögern folgendermaßen.

»Ich bin Angeſtellter in einem großen Bankgeſchäft. Sie werden wiſſen, daß Unſereins genötigt iſt, viel auf das Äußere zu geben, und ſo entſpricht meine Einnahme denn nicht den Vorſtellungen, welche Sie nach meiner Kleidung ſich machen können. Seit Sie hier wohnen, habe ich Sie täglich mehrmals geſehen, und ich bin ſo kühn zu ſagen, daß ich zu Fräulein Liſette gleich das erſtemal, als ich an ihr vorbeiging, eine heftige Liebe faßte. Ich habe mir lange vorgehalten, daß es eine Torheit wäre, wenn ein Mann mit ſo geringen Ausſichten um die Hand eines ſo reizenden Mädchens anhalten würde, ich habe mir weiter geſagt, wenn ſelbſt das Unglaubliche geſchehen ſollte, daß ich ihre Zuneigung gewänne, ſo wäre es doch ein Unrecht von mir, ſie in mein dürftiges Leben zu ziehen, die doch jedes Glück und jede Freude genießen ſollte.«

Hier ſtockte der junge Mann beſchämt, dann fuhr er fort:

»Nun aber ſehe ich, wie vielen Beläſtigungen das Fräulein ausgeſetzt iſt, und ich habe mir gedacht, wenn ſie meine Gattin wäre, ſo würde ſie mit ihrer ehrwürdigen Mutter doch wenigſtens ruhig und ohne Kränkung in meinem Hauſe leben können. Ich meine doch nicht, daß es eine häßliche Ausnutzung ihrer Lage iſt, wenn ich annehme, daß dieſer Gedanke ſie beſtimmen könnte, meinen Antrag wenigſtens freundlich anzuhören; und das Fräulein iſt wohl für ein beſſeres Los beſtimmt, als ich ihr bieten kann, aber nur zu oft erhält der Vortreffliche nicht das, was er beanſpruchen darf, und wenigſtens beſſer wie ihre gegenwärtige Lage iſt doch die Lage, in der ſie wäre als meine Gattin.«

Als der junge Mann dieſe Rede beendet hatte, blickte er ſchüchtern zu den Frauen, denn er hatte ſie faſt auswendig her-

geſagt, indem er immer auf den Fußboden ſah; Liſette nahm ihr Taſchentuch vor die Augen, ſchluchzte, ſtand auf und ging aus dem Zimmer auf die Straße; der Jüngling hatte ſich gleichfalls erhoben und ſah ratlos die Mutter an; dieſe nötigte ihn, ſich wieder zu ſetzen, erzählte, daß ſie früher eine Pendule auf dem Kaminſims gehabt habe und daß Liſette ein gutes Mädchen ſei; daß der junge Mann ihr gefallen habe und daß Liſette gewiß noch eine beſſere Partie machen könne; aber die Hauptſache ſei doch immer das Herz, und ſie wolle ſich nur erſt nach ihm erkundigen, denn trauen könne man in Paris Niemandem, und ſie ſei auch nicht vertrauensſelig, und wenn ihr Mann auf ſie gehört hätte, ſo könnte er noch leben und am Sonntagnachmittag mit ihr und Liſetten ſpazieren gehen, aber er ſei zu gut geweſen. Hierbei fing ſie gleichfalls an zu weinen und weinte eine ganze Weile, während der junge Mann nichts mehr zu ſagen wußte; dann beruhigte ſie ſich etwas und erzählte, früher habe ſie ein Kriſtallſervice in einem ſilbernen Geſtell für Likör gehabt, aber jetzt könne ſie Niemandem mehr Etwas anbieten.

Ob die Erkundigungen ſehr geſchickt angeſtellt wurden, iſt nicht bekannt, jedenfalls aber fielen ſie günſtig aus und die beiden jungen Leute verlobten ſich, unter recht anzüglichen Redensarten des Schwagers über den Liebeskitzel beim Bettelvolk und dergleichen.

Der junge Mann erklärte beſcheiden, eigentlich ſei es ja Sitte, daß man der Braut Blumen bringe; aber das ſei doch etwas Unpraktiſches, und er bitte um Entſchuldigung, wenn er lieber etwas Praktiſches ſchenke; und ſo brachte er denn bald einen Kleiderſtoff, bald Leinen zu Hemden, bald ein wärmendes Tuch für die Mutter und ähnliche Sachen.

Liſette ſagte ihm einmal: »Ich nehme ja gern jedes deiner Geſchenke, weil ich deine Liebe ſehe, aber ich möchte dir auch einmal Etwas geben können, das mich ein Opfer gekoſtet hätte,

damit du dich freuen könnteſt über mich.« Dieſer Wunſch erfüllte ſich ihr, aber in einer ſehr ſchlimmen Weiſe. Plötzlich wurde nämlich der Bräutigam von einer merkwürdigen Krankheit befallen, die man heute wohl auf nervöſe Urſachen zurückführen würde, damals aber gar nicht verſtand: er war gelähmt, konnte nicht gehen, auch die Arme faſt nicht bewegen, und mußte beſtändig ausgeſtreckt im Bett liegen. Liſette und ihre Mutter gingen zu ihm, ihn zu pflegen; ſie mußten ihre Arbeit vernachläſſigen, und weil ſie nun bis dahin mit aller Anſtrengung nur genau ſo viel verdient hatten, wie ſie zum Leben brauchten, und mit der Miete nicht in Rückſtand bleiben durften, weil der Schwager ihnen immer ſagte, er könne die ſo günſtig gelegene Wohnung gleich jeden Tag vermieten, wenn er wolle, ſo mußten ſie ſich im Eſſen einſchränken, und das wurde beſonders der guten Liſette recht ſchwer, welche von Natur einen geſunden Hunger hatte. Auch war die Pflege ſelber recht anſtrengend, denn der Kranke mußte aus dem Bett und in das Bett getragen werden. Zum großen Glück hatte der gute Jüngling nicht ſchon alle ſeine Erſparniſſe für die Geſchenke ausgegeben, wie es ſicher der Fall geweſen, wenn die Krankheit erſt einen Monat ſpäter gekommen wäre; ſo konnte Liſette denn beim Schlächter ihm ein gutes Stückchen Brieſenfleiſch oder beim Geflügelhändler eine Taube und anderes Derartiges kaufen, was leichtverdaulich und ſtärkend iſt.

Inmitten dieſer Aufregungen und Sorgen nun ſtarb plötzlich unvermutet der Schwager, weil er ein verdorbenes Stück Leberwurſt gegeſſen, das er nicht hatte fortwerfen mögen. Die Herrn vom Gericht kamen, verſiegelten Alles, forderten die beiden Frauen auf, ihr Papiere beizubringen, Liſette wurde als Erbin erklärt und fand ſich plötzlich als reiches Mädchen von mehreren hunderttauſend Franken Vermögen.

Mutter und Tochter beſprachen ſich nun untereinander, wie

ſie ſich bei dieſem Umſchwung der Verhältniſſe gegenüber dem Verlobten verhalten müßten. Die Mutter ſagte: »Du kannſt jetzt einen vornehmen Mann heiraten, einen Advokaten oder Arzt, und wenn eine Frau reich iſt, ſo liebt ſie der Mann auch und behandelt ſie gut. Aber dein Vater ſagte immer: Sein Wort muß man halten, und dein Vater hat immer recht gehabt; jetzt ſieht man wieder, daß er recht hatte, wie er den Schein unterſchrieb; das habe ich immer geſagt, wenn die Leute über ihn redeten; er hat wohl gewußt, was er tat; nun haben wir jetzt die ſchöne Erbſchaft gemacht. Aber dein Bräutigam iſt ein kranker Mann, und ein kranker Mann und eine junge Frau, das tut nicht gut.« Die Tochter ſagte errötend: »Ja, ich glaube auch, daß Vater immer recht hatte.« Aber nun überlegten ſich die Beiden, wie ſie dem Bräutigam eine Mitteilung machen ſollten. Die Tochter meinte, es ſei beſſer, wenn ſie ihm Nichts erzählten, denn weil er arm und nun auch krank ſei, ſo werde er ſich bedrückt fühlen, wenn er höre, daß ſie ein ſolches Vermögen beſitze. Die Mutter erwiderte, er habe doch gewiß Sorgen, denn ſeine Erſparniſſe ſeien faſt aufgebraucht, und die Sorgen ſchadeten ihm doch ſicher. Die Tochter kam auf den Gedanken, ihm zu erzählen, der Bankier, bei dem er gearbeitet, habe ſie rufen laſſen, ſich nach ihm erkundigt und verſprochen, alle Koſten der Krankheit zu bezahlen. Nach mancherlei Bereden ſchien den Beiden dieſer Plan gut zu ſein. So machten ſie denn dem Kranken die Erzählung, zu deſſen großer Verwunderung, denn er hatte von ſeinem Herrn einen ſolchen Edelmut nicht erwartet; er ſagte, daß er jetzt bereue, ſo ungünſtig über ihn geurteilt zu haben, und ſich vornehmen wolle, von nun an immer Gutes von den anderen Menſchen zu denken. Sein Herr hatte einen Lieblingsſatz, den er bei jeder möglichen Gelegenheit ausſprach: »Erſt komme ich, dann komme ich noch einmal, und dann kommen die andern Leute immer noch nicht«; aber man kann

ſich ja vorſtellen, daß ein ſolcher Mann ſeine guten Taten im Verborgenen tun will und ſich deshalb gern als hartherzig ausgibt.

Die Freude über die geglaubte Wohltat ſeines Herrn und die Sorgloſigkeit wirkten auch günſtig auf ſeine Geſundheit ein; er konnte ſich etwas im Bett aufrichten und aß mit größerem Vergnügen die guten Speiſen, welche Liſette ihm zubereitete.

Inzwiſchen wurde die wunderliche Erbſchaft der hübſchen Stuhlflechterin im ganzen Stadtviertel beſprochen und das Gerede kam natürlich auch zu den Ohren der vielen unredlichen Liebhaber. Ein Teil von dieſen zog ſich beſchämt zurück: alle Soldaten, Handwerksgeſellen und Ähnliche, deren Stand nun plötzlich tief unter dem reichen Mädchen war; die weitaus Meiſten aber verwandelten ihre früheren leichtfertigen Abſichten in bürgerlich ehrenwerte Pläne und beſchloſſen, das hübſche Mädchen mit der reichen Mitgift zu heiraten. Da die guten Weiberchen ſtill für ſich hin lebten und auch der junge Mann keinerlei Verkehr hatte, ſo war von der Verlobung Nichts bekannt geworden; deshalb kamen denn nun ohne weiteres die Beſuche und Briefe der jungen Herrn mit den Heiratsanträgen der verſchiedenſten Art, ſo daß die Beiden in vielfache Verlegenheit verſetzt wurden; um Dieſem zu entgehen, verließen ſie ihre dürftige Wohnung und mieteten ſich in einer andern Straße ein.

Unter den Verehrern fand ſich einer, der mit einem beſonderen Spürſinn ausgeſtattet war. Dieſer ſuchte nach einem Grund, weshalb Liſette die anſehnlichſten Bewerber ausſchlug, und konnte ſich nichts Anderes denken, als daß ſie bereits einen Geliebten haben müſſe. Dieſen machte er durch Nachforſchungen bald ausfindig, und da ſtellte es ſich heraus, daß er eine entfernte Bekanntſchaft mit ihm hatte, auf die hin er ihn wohl beſuchen konnte.

Das tat er denn nun auch, erzählte dem Kranken die Erbschaftsgeschichte und hielt ihm dann etwa folgende Ansprache: »Ich kenne Sie als einen billig denkenden Mann. Sie sind krank, Sie werden nicht dem Glück eines reizenden jungen Mädchens im Wege stehen wollen. Sprechen Sie für mich, Sie haben es nicht mit einem Undankbaren zu tun; es wird immer eine Freude für mich sein, wenn ich für Sie sorgen kann.« Damit verließ er den Erstaunten.

Als nun die beiden Frauen ihn wieder besuchten, berichtete er ihnen, was er erfahren, und fuhr dann fort: »Ich habe eure Pflege mit herzlichem Dank angenommen und habe mir immer gedacht, wenn ich erst wieder genesen wäre, so wollte ich denn Lisetten heiraten und euch Beiden zu erwidern suchen, was ihr an mir getan. Nun aber sehe ich wohl ein, daß ein Mann wie ich ein so reiches Mädchen nicht beanspruchen kann, und daß es unrecht wäre, wenn ich Lisetten nicht ihr Versprechen zurückgäbe. Aber ich möchte um Eines bitten: daß sie auf meinen Rat hört, wenn sie einen Gatten erwählt, denn ich habe mehr Kenntnis der Welt wie sie; von dem Mann, welcher bei mir war, würde ich auf jeden Fall abraten.«

Lisette kniete am Bett nieder, ergriff seine Hände und sprach: »Lieber, ich bleibe bei dir, du bist krank und mußt Jemanden haben, der dich pflegt.«

»Das ist ein falscher Gedanke«, antwortete er. »Du würdest mir zu viel aufopfern. Und ich weiß ja auch, daß ich nicht ein solcher Mensch bin, welcher eine derartige Hingabe aus übermäßiger Liebe erwarten kann, ich bin nur ein Angestellter wie tausend und zeichne mich durch Nichts aus. Früher war die Sache anders, als du arm warst, da konnte ich dir etwas bieten; und wenn es auch wenig genug war und in keinem Verhältnis stand zu deinem Wert, so waren doch die Verhältnisse derartig, daß es für dich gerade einen Wert hatte.

Daß du bei mir bleiben willſt, das kommt jetzt nur aus der Rechtſchaffenheit deines Herzens, die ich ja kenne.«
Liſette ſtand auf, wurde ganz blaß, kreuzte die Arme über die Bruſt und ſagte: »Du biſt krank und kannſt dich nicht bewegen, deshalb ſage ich es dir, ſonſt würde das Wort nicht über meine Lippen kommen: Ich habe dich lieb.«
Der Kranke erſchrak und fühlte einen heftigen Ruck durch ſeinen ganzen Körper, er richtete ſich auf, ſprang aus dem Bett, breitete ſeine Arme aus und rief: »Liſette.«
»Er iſt geſund, er iſt geſund«, rief die Mutter; Liſette ſank ihr ohnmächtig vor Freude in die Arme.

Heiratsanträge

Zwei Freundinnen ſaßen in vertraulichem und wichtigem Geſpräch bei einander: eine heitere, geſunde und ſchöne Frau von noch nicht dreißig Jahren und ein blaſſes, zartes Mädchen mit ſchwermütigem Geſichtsausdruck, mit feinen, geiſtigen Zügen, welche etwa die Mitte der Zwanzig erreicht haben mochte. Sie unterbrachen das Geſpräch eine Weile und traten ans Fenſter; im winterlichen Schnee unten tobten die Kinder der Frau mit roten, luſtigen Geſichtern, ſchreiend, ſich mit Schnee bewerfend, ſich kugelnd; die Mutter hatte ihnen lächelnd mit dem Finger gedroht; der Älteſte hatte gutmütig frech die Bewegung der Mutter nachgeahmt, die Freundinnen hatten gelacht, dann hatten alle drei Kinder unten lachend den Finger erhoben, bis die beiden Frauen vom Fenſter zurückgetreten waren.

»Was ſoll ich dir ſagen«, ſagte die Ältere nach längerem Schweigen. »Ich will dir meine eigene Geſchichte erzählen. Du weißt, Curt und ich, wir waren Jugendfreunde. Unſere Eltern hatten wohl gedacht, wie das Eltern ſo tun, daß wir einmal ein Ehepaar werden ſollten. Wir wuchſen zuſammen auf, wir prügelten uns und vertrugen uns; Curt beſchützte mich und ich tröſtete ihn, wenn es in der Schule nicht ſo recht gehen wollte; als er in den höheren Klaſſen ſaß und ich ein Backfiſch war, nannte er mich ‚Sie‘, holte mich zum Schlittſchuhlaufen ab und tanzte in der Tanzſtunde mit mir und war vor mir verlegen; als er aus dem erſten Studentenſemeſter nach Hauſe kehrte, duzte er mich wieder und ich wurde verlegen. An meinem achtzehnten Geburtstage kam er, brachte mir ein merkwürdig teures Geſchenk, ein Armband, ſetzte ſich dann mir gegenüber in meinem Mädchenſtübchen und fing

eine längere Rede an. Ich ſpürte, daß er mir einen Antrag machen wollte, ich wurde rot und ſchämte mich und dachte: Wenn er dich nun plötzlich küßt? Er hatte einen ſchönen neuen Anzug an, der kam mir ſo komiſch vor, daß ich das Lachen verbeißen mußte; er ſah an ſich nieder, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, er zog ein Taſchentuch vor; dabei fiel ihm, ohne daß er es merkte, ein Briefchen aus der Taſche auf die Erde.

Ich war ihm ja gut, hätte er nicht ſo geſchwitzt und das Taſchentuch gezogen, ſondern mich in den Arm genommen und abgeküßt, ſo wäre Alles in Ordnung geweſen. Aber nun mußte ich immer an das Briefchen denken, das auf der Erde lag, ob das wohl ein Liebesbriefchen war von einer Anderen, oder ein Brief von einem Freund, oder von ſeinen Eltern; ich hörte gar nicht mehr auf ihn hin. Dunkel nur fühlte ich, wie er zum Schluß ſeiner Rede kam, von der ich doch kein Wort verſtanden hatte; da ſprang ich plötzlich auf, nahm das Briefchen von der Erde, lief ins Eßzimmer und las: es war eine Aufforderung vom Schneider, zur Anprobe zu kommen. Ich fiel auf einen Stuhl und lachte, und indem ich mich nicht zurückhalten konnte, mußte ich immer ſtärker lachen. Er war mir ins Eßzimmer gefolgt, in dem neuen Anzug, den Hut in der Hand; wie er mich ſah, den Kopf auf den Armen über dem Eßtiſch liegend und immer heftiger lachend, klappte er mit den Abſätzen zuſammen, ſagte: ‚Ich empfehle mich dem gnädigen Fräulein‘ und ging. Meine Mutter kam, fragte mit bekümmerter Miene, was geweſen ſei; ich weinte, verbarg mein Geſicht an ihrer Bruſt; Curt iſt an demſelben Tag zur Univerſität zurückgekehrt.

Es war Winter damals; der Schnee lag wie heute, und wir hatten gute Eisbahn. Ich war am andern Tage draußen auf dem Eis; ein junger Offizier, den ich flüchtig kannte, lief viel mit mir. Ich kann wohl ſagen, ich hatte ihn eigentlich noch

gar nicht genau angeſehen. Er führte mich auf einen unbelebten Teil unſerer Eisbahn, ich ſpürte irgend Etwas und wurde verlegen, aber das war ganz anders wie den Tag vorher. Er war ſehr erregt und ſprach wohl recht töricht; er begann, indem er verſicherte, daß er ein anſtändiger Kerl ſei. Dann ſagte er, ich ſei ſehr reich; das hatte ich mir noch gar nicht ſo klar gemacht, und endlich ſchloß er, daß er mich trotzdem liebe. Mir war da ſo zumute, daß ich ihm gar nichts antworten konnte, aber ich bin gewiß ſehr rot geworden, denn ich fühlte es heiß im Geſicht. Er ſagte, wir müßten nun zu den Anderen zurücklaufen; als wir wieder unter den Menſchen waren, verabſchiedete er ſich und fragte, ob er mit meinen Eltern ſprechen dürfe. Ich glaube, ich habe da immer noch nichts geſagt. Aber wie ich nach Hauſe komme und in die Wohnſtube trete, da ſitzt er dort bei meinen Eltern am Tiſch. Er ſtand auf und wollte mich küſſen, ich reichte ihm aber nur die Backe hin.

Wie ich im Bett lag, habe ich viel geweint, und dann bin ich eingeſchlafen. Meine Mutter ſprach mit mir am andern Morgen, ob ich ihn denn wirklich ſo gern habe; ich könne ja wählen, wie ich wolle, es ſolle mich Niemand zwingen, aber ihnen, den Eltern, wäre es ſo lieb geweſen, wenn ich Curt gewählt hätte. Da wurde mir erſt klar, daß ich den Anderen liebte, und der iſt nun auch mein Mann geworden. Er hat ja ſeine Fehler, und ich habe es oft nicht leicht mit ihm, aber da muß man ſich eben fügen, man hat doch auch die Kinder, und ich bin ſchließlich eine glückliche Frau.«

Die Freundin ſah zu Boden und ſeufzte. Dann ſprach ſie: »Ich verſtehe, was du meinſt. Ich ſollte mich in dieſer Entſcheidung dem Göttlichen anvertrauen und hoffen, daß ich zum Guten geführt werde. Vielleicht ſollte man nicht zu viel denken; ich habe vielleicht zu Viel gedacht.«

Indem öffnete ſich die Tür und die Kinder kamen herein; ſie hatten die Mäntel und Schuhe abgelegt; aber die Backen

glühten noch, die Hände waren noch kalt und rot. Das Jüngſte, ein Mädchen von kaum drei Jahren, kletterte der Tante auf den Schoß und ſchmiegte ſich an ſie, mit großen Augen zu ihr hochſehend, die niederſah mit mütterlichem Ausdruck des Geſichtes. Die Mutter verließ mit den beiden andern Kindern das Zimmer, um das Veſper zu beſorgen; das kleine Mädchen auf dem Schoß bettelte: »Eine Geſchichte vom Poſtwagen.« Sie erzählte vom Poſtwagen, der brachte allerhand Pakete, für alle Kinder in der Stadt, mit Puppen und Puppenſtuben. Leiſe trat ein junger Mann ein und ſah auf die Gruppe; das Mädchen wurde glühend rot, ließ das Kind zur Erde gleiten, das ſie erſtaunt anblickte. Der junge Mann ging auf ſie zu, nannte ſie mit ihrem Vornamen; da ſtand ſie auf, legte ihre Hand in ſeine und ſagte, indem ſie ihn anſah: »Ja, ich will.«

Die Athenamünze

Einem Gelehrten in einer kleinen deutſchen Univerſitätsſtadt, welcher verwitwet mit ſeiner einzigen Tochter zuſammenlebte, war ein junger Mann befreundet, der ſich in eben derſelben Wiſſenſchaft als Privatdozent niedergelaſſen, in welcher der alte Herr die ordentliche Profeſſur bekleidete.

An einem Abend waren die drei befreundeten Perſonen in dem behaglichen Arbeitszimmer des Gelehrten verſammelt; rings an den Wänden erhoben ſich hochgebaut gefüllte Bücherſchränke; auf dem Schreibtiſch vor dem Fenſter ſtanden ſauber geordnete Pappkäſtchen mit geſammelten Notizen, lagen Papiere; um den runden Tiſch in der Mitte ſaßen die Drei, warm leuchtete das Licht der elektriſchen Lampe durch einen gelbſeidenen Schirm auf den Tiſch, auf die Weingläſer, eine Flaſche Falerner, den Lieblingswein des alten Herrn.

Die junge und anmutige Tochter hatte eine alte Silbermünze in der Hand, die der Vater aus ſeiner Sammlung vorgeholt; eifrig beſchaute ſie das Gepräge, indes ihr die Locken in das leicht gerötete Antlitz hingen. »Es iſt ein Athenakopf auf der einen Seite,« ſagte ſie, »die Eule und der Ölzweig auf der anderen, und hier ſteht auch das Alpha und Theta — das muß eine Münze von Athen ſein. Ach, wie merkwürdig iſt es doch, zu denken, daß vielleicht Plato dieſes Geldſtück in der Hand gehabt hat, oder Sophokles, daß es nun hat Jahrtauſende in der Erde ruhen müſſen, bis es wiedergefunden wurde — weißt du etwas von der Geſchichte der Münze, Vater?«

Der Vater goß dem jungen Freunde und ſich von dem leuchtenden Wein ins Glas; er ſagte: »Betrachte ſie genau, das iſt ein ſeltenes Stück; ſie iſt faſt wie vom Prägſtock; ſicher hat ſie ein

alter Geizhals aus der Münze bekommen und mit andern Stücken in einen Topf gelegt und frisch vergraben.« Die Tochter strich die zierlichen Locken zurück und machte ein schmollendes Mündchen, indessen der Vater fortfuhr: »Aber eine Geschichte will ich euch doch erzählen von ihr.«

Nun erzählte er, wie er als junger Mann aus vornehmem Geschlechte früher Offizier gewesen und dann auf die Universität gekommen und ohne besondere Neigungen hier und da gehört hatte, wie ihn gerade die Lust ankam. Dann hatte er sich zu dem damaligen Archäologen hingezogen gefühlt, viel bei ihm gehört, in seinem Seminar gearbeitet, hatte ihn auch in seiner Familie besucht — »ich stand zu ihm genau so wie Sie zu mir, lieber Doktor«, wendete er sich an den bescheiden zuhörenden jungen Mann; dieser zuckte etwas zusammen, verbeugte sich verlegen und sagte »Oh«. Der alte Herr hatte gleich dem Erzähler, der nun selber alt geworden war und jetzt an seiner Stelle saß, eine einzige Tochter gehabt; an einem Abend war der Erzähler mit diesen Beiden zusammen — »genau so wie wir heute, es war auch Falerner auf dem Tisch, denn mein Schwiegervater liebte den Falerner gleichfalls, ich habe die Neigung von ihm geerbt« — und der alte Herr zeigte die Münze; er hatte eine schöne Sammlung; »weißt du, Kind, die schönsten Stücke, die ich besitze, sind noch von ihm, ich selber habe nie solches Sammlerglück gehabt; und diese Athenamünze war das Schönste, das er hatte. Seine Tochter, die dann deine Mutter wurde, hielt die Münze in der Hand, gerade so wie du jetzt, und betrachtete sie, freute sich darüber, wie schön, ruhig und klar der Kopf gebildet, wie er in dem unregelmäßigen Rund gut gesetzt war; der alte Herr sagte: ‚Ja, das Stück soll einmal nicht in fremde Hände kommen, wenn ich sterbe —, das soll einmal dein künftiger Mann haben.‘ Das junge Mädchen wurde feuerrot bis hinter die Schläfen und ließ die Münze fallen; ich bückte mich, sie bückte sich gleichfalls, wir stießen mit

den Köpfen zuſammen; da wurde es mir plötzlich klar, daß wir uns lieb hatten, ich faßte ihre Hand; ſie ſträubte ſich, aber ich hielt die Hand feſt, ging mit ihr zu dem alten Herrn, der mich und das zappelnde Mädchen erſtaunt anſah, und ſagte: ‚Geben Sie ſie mir zur Frau.‘ Der Schwiegervater ſetzte die Pfeife ab, tat wieder einen haſtigen Zug und antwortete: ‚Das iſt noch ſo eine Geſchichte aus Ihrer Huſarenzeit her.‘ Das Mädchen wollte ſich verzweifelt frei machen, aber ich nahm ſie nun in den Arm und ſagte: ‚Freilich, Schwiegervater, die Huſaren haben immer Glück bei den Mädchen.‘ ‚Na ja, aber ich bin doch kein Huſar‘, antwortete der alte Herr, weil er nichts Beſſeres zu ſagen fand; da mußte ich lachen, denn er ſah in ſeinem Schlafrock auch gar nicht huſarenmäßig aus, deine Mutter lachte mit, zuletzt lachte auch der Schwiegervater, und dann paffte er ein paar Züge, goß ein, und wir feierten die Verlobung.«

Indem der alte Herr, welcher damals der Bräutigam geweſen, dieſe Geſchichte erzählte, paffte er in den Pauſen mit ſeiner Pfeife, denn auch er rauchte, wie damals der Schwiegervater geraucht hatte. »Du haſt ja jetzt auch eine Pfeife«, rief lachend die Tochter. Der Vater ſah an ſich nieder, ſah die Beiden an, ſchmerzlich rief er aus: »Bin ich denn jetzt ſchon ſo alt?« Aber dann nahm er ſich gleich zuſammen, lachte und fuhr fort: »Das iſt die Geſchichte der Münze. Und weil ſie nun einmal ſo eine Geſchichte hat, ſo ſoll ſie auch noch eine weitere Geſchichte kriegen. Wenn ich einmal tot bin, dann ſoll dieſes Stück dein künftiger Mann haben.«

Hier errötete das junge Mädchen plötzlich und ließ die Münze fallen; ſie bückte ſich, der junge Doktor bückte ſich, beide ſtießen mit den Köpfen zuſammen, fuhren dann auseinander; alle Drei wurden ſehr verlegen; am ſchnellſten hatte die Tochter wieder ihre Sicherheit; ſie hob die Münze auf, beugte ſich mit ihr zur Lampe und ſagte: »Wie dieſe Unregelmäßigkeit

des Randes doch die Schönheit erhöht; ſie hätte eine gewiſſe Gewöhnlichkeit, wenn der Rand glatt wäre wie bei unſern heutigen Münzen.« Der alte Herr ſprach dann über die damalige Kunſt der Prägung, und ſo war das Geſpräch aus der Nähe der gefährlichen Gefühle und beklemmenden Gedanken entfernt.

Als der junge Doktor ſich verabſchiedet hatte, ſagte der Vater: »Man ſpürt bei ihm doch immer die Befangenheit, ja man kann ſogar ſagen, die Schüchternheit, welche durch ſeine geringe Herkunft erzeugt iſt.« Die Tochter erwiderte: »Du haſt eben immer etwas an ihm auszuſetzen!« »Ich?« fragte verwundert der alte Herr, »haſt du dich denn nicht immer über ſeine kurzen Hoſen luſtig gemacht?« Hier brach das junge Mädchen in Schluchzen aus und verließ eilig das Zimmer; der alte Herr ſchüttelte den Kopf, dachte, daß Weiber unberechenbar ſind, auch die allervernünftigſten, nahm ſeine Münze in die Hand, betrachtete ſie mit liebkoſenden Blicken und legte ſie dann an ihre Stelle in ihr Fach im Schrank zurück zu den andern.

Kurze Zeit nach dem erzählten Vorfall wurde der alte Herr krank; er glaubte nach Art der Männer ſein Ende nahe, und mit der ruhigen Vernunft eines verſtändigen Gelehrten bereitete er ſich auf den Tod vor, obwohl er noch gern behaglich einige Jahre gelebt hätte. Der junge Freund war viel um ihn und machte ſich durch allerhand kluge Fürſorge und energiſche Anordnung bei ihm und der Tochter geſchätzt.

An einem Tage, als es dem alten Gelehrten ſchon längſt beſſer ging und der Arzt der Tochter erklärt hatte, daß er nun eigentlich ſchon das Bett verlaſſen dürfe, ließ er die Tochter und den jungen Freund vor ſich kommen und ſagte ihnen etwa Folgendes: »Ich hinterlaſſe dir, meine Tochter, ein Vermögen, das mehr wie hinreichend für dein künftiges Leben iſt, magſt du nun einen Mann heiraten, welchen du willſt. Ich kenne dich

als ein verſtändiges und ordentliches Mädchen, das ſicher eine gute Wahl treffen wird, und du weißt, daß ich dir, auch wenn ich nicht ſo früh abgerufen würde, nie Schwierigkeiten gemacht hätte bei der Wahl deines Gatten. Da du aber bei deiner Vorliebe für Feinheit des Außern wahrſcheinlich keinen Gelehrten wählen wirſt, welche ſich ja gemeinlich etwas in ihrer Kleidung vernachläſſigen und in ihrem Auftreten leicht ſchüchtern ſind, ſondern eher einem Offizier, Diplomaten oder Verwaltungsmann folgſt, ſo habe ich große Sorge um die Dinge, welche mir nach dir, mein Kind, das Liebſte ſind, das ich auf Erden hinterlaſſe, nämlich um meine antiken Münzen. Verſprich mir, daß du die Sammlung gleich nach meinem Ableben einem der großen Geſchäfte überreichſt, die du ja kennſt, damit ſie von dieſem öffentlich verſteigert wird; ſo bin ich ſicher, daß die einzelnen Stücke wenigſtens in pflegende Hände kommen, wenn die Sammlung ſelber allerdings auch zerriſſen wird; aber das iſt ja nun eben das allgemeine Los ſolcher Sammlungen, wie der Tod es für die Menſchen iſt, und ein philoſophiſcher Mann wird ſich über das allgemeine Los nicht beklagen.«

Die Tochter ſuchte ihn lächelnd zu beruhigen über den erwarteten Tod und verſprach ihm dann, weil er drängte, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Aber er verlangte nun das geſchriebene Verzeichnis der Sammlung, welches mit im Schranke lag, weil er die wertvollſten Stücke anmerken und mit einem Mindeſtpreis verſehen wollte. Er gab ihr den Schlüſſel und entließ die jungen Leute, damit ſie das Heft holten.

Als ſie vor dem Schranke ſtanden, nahm ihr der junge Mann dienſtbefliſſen den Schlüſſel ab, um aufzuſchließen; dabei berührten ſich ihre Hände und ſie wurden Beide verlegen. Dann zogen ſie alle Fächer auf, um das Heft zu ſuchen; da ſahen ſie in dem einen Fach, deſſen Reihen atheniſche Münzen enthielten, jene Münze, welche ſie damals in der Hand gehabt

hatten; das Mädchen machte eine unwillkürliche Bewegung, das Fach wieder einzuſchieben, der Jüngling griff nachdenklich nach der Münze und betrachtete ſie, legte ſie dann ſeufzend zurück.

Eine kurze Weile waren die Beiden ſtumm; dann fragte ſie mit Anſtrengung: »Weshalb ſeufzten Sie denn?« Er errötete, ſtotterte »Oh, nichts . . .« und fuhr dann angelegentlich fort: »Aber wir müſſen das Verzeichnis ſuchen.«

Nach einer Weile ſah ſie ihm feſt ins Geſicht und ſagte: »Für einen Gelehrten ſind die Frauen doch eigentlich immer nur Nebenſache, nicht wahr?« Er geriet in Eifer und ſprach ſehr viel, um das Gegenteil zu beweiſen; aber ſie folgte ihrem Gedankengang, ſah ihn wieder feſt an und ſchloß ſeine begeiſterte Rede: »Es iſt mir auch lieber ſo, das iſt doch eigentlich die natürliche Auffaſſung.«

Das Heft fand ſich nicht; in Aufregung und Zerſtreutheit öffneten ſie nochmals Fächer, die ſie ſchon geöffnet hatten; ſo erblickten ſie wieder die Reihen der atheniſchen Münzen; nun nahm das junge Mädchen die alte Münze heraus, betrachtete ſie lange, ſah dann den jungen Mann eigentümlich an und ſagte endlich: »Wir haben ja alle unſere kleinen Schwächen, mein guter Vater wird hoffentlich noch recht lange leben und . . .« ſie vollendete dieſen Satz nicht; dann begann ſie von neuem: »Wenn einmal die Sammlung zerſtreut wird, dann ſollen Sie dieſe Münze vorher bekommen, weil, weil . . .« ſie vollendete auch dieſen Satz nicht.

Der junge Mann ſagte ganz betroffen: »Aber dieſe Münze ſollte doch Ihr künftiger Gatte haben.«

Sie warf ihm das Geldſtück ins Geſicht und lief aus dem Zimmer. Er ſtand beſtürzt, endlich wagte er ihr zu folgen; er fand ſie in ihrem Stübchen auf einem Stuhl ſitzen, das Geſicht in beiden Händen und heftig weinend. Als ſie ihn eintreten hörte, ſprang ſie auf und rief ihm erregt zu: »Was

wollen Sie?« Er zog ſich zur Tür zurück, nahm die Klinke in die Hand; da rief ſie lachend aus: »Jetzt geht er auch noch wieder fort!« Nun überwand er ſeine Schüchternheit, oder vielleicht war es auch anders gekommen, denn wie es geſchehen war, wußten ſie Beide nachher nicht ſo recht; kurz, ſie hielten einander im Arme und küßten ſich.

Indem hörten ſie den Gang des Vaters vor der Tür; ſie prallten aus einander, das Mädchen nahm ihr Tuch vor das Geſicht; der Vater trat ein im Schlafrock und mit der Pfeife und ſagte: »Ich habe mir doch überlegt, daß es beſſer iſt, wenn ich das Bett verlaſſe, ich habe auch noch etwas Notwendiges zu arbeiten«; aber dann fiel ihm die wunderliche Stellung der Beiden auf, er fragte erſtaunt: »Aber wie kommt ihr denn hierher?« Da blickte das Mädchen hinter dem Tuch vor mutwillig auf den jungen Mann, dieſer ging auf ſie zu, legte den Arm um ſie und ſagte zu dem Vater: »Wir haben es ſo gemacht, wie Sie uns von ſich erzählt haben.« »Glaub ihm nicht,« warf die Tochter lachend ein, »er iſt nie Huſar geweſen.«

»Das hätte ich doch nie gedacht, daß du einen Gelehrten heiraten würdeſt«, ſagte der Vater. »Habt ihr auch den Münzenſchrank wieder zugeſchloſſen?«

Anakreon

In einem kleinen deutſchen Städtchen lebte ein ältlicher Privatgelehrter, der ſich ſeinen beſcheidenen Lebensunterhalt durch Nachhilfeſtunden an zurückgebliebene Gymnaſiaſten erwarb. Er hatte vor langen Jahren Theologie ſtudiert und das erſte Examen gut beſtanden; weil damals aber ein Überfluß an Theologen war, ſo ſchien es ihm nicht ſo eilig, das zweite Examen zu machen; er hatte ſich in der kleinen Stadt niedergelaſſen und jenen Unterricht begonnen, zunächſt in der Abſicht, ſich durch dieſen Erwerb durchzuſchlagen, bis er eine Stellung in Ausſicht habe und das zweite Examen machen werde; aber da war ein wunderliches Weſen über ihn gekommen; er las und las und ſtudierte, ſuchte überall nach alten Büchern und kaufte die auf nach ſeinem ſchwachen Vermögen, und ſchob darüber immer wieder das Examen auf, bis er denn endlich zu alt geworden war für ein anderes Leben und nun dauernd in dem anfänglich als vorübergehend gedachten Zuſtand beharrte.

Unter andern Schülern hatte er auch den Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten zu unterrichten, in deſſen Hauſe ihm durch die Güte der freundlichen und klugen Frau viel Liebes erwieſen wurde, als eine Art Ausgleich dafür, daß der weltunerfahrene Mann ſeine Belohnung übermäßig billig anzuſetzen pflegte. So war er denn auch einmal an einem ſchönen Sonntag zu einem ſtattlichen Kalbsbraten eingeladen; der Hausherr hatte eine beſtaubte Flaſche Wein aus dem Keller geholt; das Geſpräch wurde angeregt, der ſtille Gelehrte vergaß ſeine ſchüchterne Zurückhaltung, und indem zufällig die Rede auf die Freude an Büchern kam, begann er in faſt begeiſtertem Ton:

»Bücher ſind die treueſten Freunde, die es gibt, denn ſie geben uns Alles, das ſie haben; die anſpruchsloſeſten ſind ſie, denn jahrelang mögen ſie auf dem Brett ſtehen und vergebens warten, daß wir ſie anſehen, und wenn wir dann eines vorziehen und aufſchlagen, dann iſt da kein Groll und keine Verſtimmung, und iſt Alles ſo wie am Tage der erſten Bekanntſchaft, wenigſtens wenn wir ſelber uns nicht verändert haben. Es gibt keine beſſere Geſellſchaft wie die Bücher und keine buntere; denn alle Arten von Menſchen haben in Büchern ihr Weſen ausgedrückt, aber immer nur ihr weſentliches Weſen; nur die Sonntage ihres Lebens haben ſie in ihnen gegeben. Völlige Gleichheit herrſcht auf dem Bücherbrett, wie vor Gott, der Weiſe ſteht neben dem Narren, der Edle neben dem Schurken, der Vornehme neben dem Geringen, und Jeder hat ſeinen ihm gebührenden Wert. Menſchen, die Nichts von Büchern verſtehen, ſagen: ‚iſt es nicht dasſelbe, ob ich ein Buch borge und leſe es, als wenn ich es beſitze? Und iſt es nicht einerlei, ob es auf Bütten gedruckt iſt oder auf Holzpapier, gut oder ſchlecht gebunden iſt? Es kommt doch nur auf den Inhalt an!‘ Solche Menſchen wiſſen nicht, daß ein jedes Buch, wenn es nicht mehr neu iſt und eine Geſchichte hat, eine Perſönlichkeit geworden iſt, ſo daß kein Stück einer Ausgabe für den Bücherfreund das Gleiche bedeuten kann; ſie wiſſen nicht, wie Satz und Druck, Papier und Einband ſich mit dem Text vereinen und eine neue Freude erzeugen; wie man einen ſchönen Band zärtlich ſtreichelt, über ein fehlendes Blatt bekümmert iſt, ſich leiſe lächelnd an die Geſchichte der Erwerbung erinnert, die Spuren der Vorbeſitzer verfolgt.« Hier begann ſich ſein Geſicht leiſe zu röten, indem er fortfuhr: »Aber wie überall die Barbarei zunimmt, ſo auch hier. Sie kennen noch nicht die neueſte Unſitte, daß man die alten Exlibris aus den Büchern herausſchneidet für törichte Sammler und den Büchern dadurch den Reiz ihrer Vergangenheit nimmt. Welche Freude

hat ein Bücherfreund, wenn er das Bücherzeichen eines Mannes findet, der vielleicht ſchon hundert Jahre tot iſt, von dem er ſich denken kann, daß er ähnliche Neigungen gehabt hat, wie er ſelber —«

So würde der Gelehrte noch glückſelig weiter geſprochen haben, wenn der etwas vorlaute Sohn nicht plötzlich eingeworfen hätte: »Auf dem Boden bei uns liegt ein ganzer Stoß alter Bücher mit Exlibris.« Der Vater ſagte, das ſeien alles wertloſe alte Scharteken, die von dem früheren Hauseigentümer zurückgelaſſen ſeien; der Gelehrte warf ein, daß man nie wiſſen könne, ob ſich nicht etwas Gutes in ſolchem alten Haufen befinde, denn die Menſchen ſeien oft ganz ruchlos in der Behandlung alter Bücher; der Junge bot ſich an, ſeinen Lehrer hinaufzuführen; die Eltern lächelten unmerklich, die Tafel wurde früh aufgehoben, und die Beiden verließen eilig das Zimmer, um auf den Hausboden zu ſteigen.

Wirklich lag in dem Bücherhaufen allerlei Wertloſes durcheinander von Büchern, die zu ihrer Zeit geleſen und dann in Verachtung gefallen waren: Rottecks Weltgeſchichte, Tiedges Urania, Schoedlers Buch der Natur; aber auch ſchöne Bücher fanden ſich, ſo Röſels Inſektenbeluſtigungen, Goethes Schriften in der alten Ausgabe und noch mehr Dergleichen. Der alte Gelehrte ſah nicht den ganzen Haufen durch, denn gleich zu Anfang war er auf einen wunderhübſchen Anakreon geſtoßen, gedruckt von Bodoni auf herrliches Velinpapier, und mit reicher geſchmackvoller Verzierung in grünem Maroquin gebunden. Als er dieſes ſchöne Buch in dem troſtloſen Haufen erblickte, zwiſchen Kalkſtücken, die vom Ziegelverſtrich abgefallen waren, feucht und verſtaubt, da ſchaute er raſch nach dem Jungen, und wie er den mit abgewendetem Geſicht eifrig ſuchen ſah, ſteckte er das Bändchen heimlich in die Rocktaſche. Aber ſchon in dem Augenblick wurde ihm ängſtlich zumute; er mahnte zum Aufbruch, ging verſtimmt mit dem Jungen in das

Wohnzimmer zurück, erzählte in gedrücktem Tone, daß manches ſchöne Buch in dem Haufen liege, und daß der Herr des Hauſes gut tun werde, das Wertvolle in einem Bücherſchrank aufzuſtellen; dann empfahl er ſich plötzlich und eilte mit ſchnellen Schritten nach Hauſe.

Er ſtaubte und wiſchte das Bändchen ſorgſam ab; das Exlibris eines Duca di Jelzi war im Vorderdeckel eingeklebt; er ſchlug zufällig das reizende Gedicht an die Geliebte auf und las:

Dein Spiegel möcht' ich ſein,
Daß du mich immer anſähſt,
Mich wandeln in dein Kleid,
Daß du mich immer trügſt,
Zu Waſſer will ich werden,
Daß deine Haut ich waſche,
Will wandeln mich in Narden,
Damit ich, Weib, dich ſalbe,
Zur Perle um den Hals,
Zur Binde unterm Buſen,
Zum Schuh möcht' ich mich wandeln,
Nur daß dein Fuß mich tritt.

Ach, er war ein magerer, verſtaubter alter Kandidat von fünfzig Jahren, in einem ſchwarzen Rock, deſſen Nähte glänzten, aber er dachte an Anakreons Geliebte, an einen ſilbernen Spiegel und ein Gewand aus durchſichtigem Byſſus, an duftende Salbe, Perlen, eine Buſenbinde und einen kleinen Schuh — an blaue und ſchimmernde Wogen des griechiſchen Meeres, ſtrahlende Sonne des Südens, an Licht, Schönheit und Heiterkeit; und an den unbekannten Duca di Jelzi dachte er, der gewiß ſein herzogliches Schloß an der ſizilischen Küſte hatte, ein junger Mann war mit feurigen Augen und mit einer wunderbaren Bibliothek, einem großen Saal voll herrlicher Bücher, deſſen Fenſter auf die See gingen, in der einſt Odyſſeus gefahren.

Aber da dachte er an den Diebſtahl. Haſtig packte er das Buch in den Tiſchkaſten, neben Salzfaß, Tiſchtuch und Eßbeſteck. Alle Freude war erloſchen, wie wenn eine ſonnige Landſchaft durch eine Wolke plötzlich verdunkelt wird. Er ging zu ſeinen Bücherſchränken: da ſtanden die beiden Gedichtbände von Pontan im Giuntidruck, Sannazaro in einer alten neapolitaniſchen Ausgabe, die griechiſche Anthologie von Aldus; es war Sonntag nachmittag, die Sonne ſchien durch das Fenſter, die Wirtin ſtellte den Kaffee auf den Tiſch; das war die Zeit, wo er ſonſt ſeine Bücher zu genießen pflegte; plötzlich erſchienen ihm die Bände alle als wertloſe Scharteken, die auf einem Boden zwiſchen Kalkſtücken liegen müſſen, die Dichter als langweilige und geiſtloſe Verſeſchmiede. Er ſuchte ſich zu beruhigen: wenn er um das Bändchen gebeten hätte, dann hätte man es ihm ohne weiteres geſchenkt; es hatte ja doch nur einen geringen Geldwert; er konnte die Stunden, welche er dem Jungen gab, einige Zeit lang etwas verlängern und dergeſtalt das Buch heimlich bezahlen; er konnte zwei Mark in die Armenbüchſe ſtecken; im Grunde war es doch nur geweſen, daß ihm das Buch ſo leid getan hatte. Aber keine Beruhigung half, ſeine Gemütsverfaſſung blieb kummervoll.

Als er am nächſten Vormittag von einer Beſorgung nach Hauſe zurückkehrte, fand er auf ſeinem Zimmer, ſauber abgewiſcht und ſchön geſchichtet, alle Bücher, die er auf dem Boden geſehen; die Frau des Hauſes hatte ſie ihm durch einen Burſchen ſchicken laſſen und war ſelber gekommen, um ſie ihm ordentlich aufzubauen. Da lag nun der Röſel, den er ſich ſo lange gewünſcht, der ſchöne Goethe. Seufzend machte er ſich an das Ausſuchen, um das Wertloſe wieder fortzuſchaffen.

Aber wieder erſchienen ihm alle die Bücher als ein wertloſer Trödel, er dachte an ſein verfehltes Leben, an eine Landpfarre, an Familie und ſorgenloſe Zukunft. Plötzlich ſtand er auf, nahm den Hut, ſteckte den Anakreon in die Taſche, ging zu

dem Hauſe ſeines Schülers und ließ ſich bei der Dame anmelden. Dieſe ging ihm lachend und ihm die Hand bietend entgegen, ſie dachte, daß er für die Bücher danken wolle; aber er nahm die Hand nicht, ſondern zog den Anakreon aus der Taſche und erzählte Alles.

Die gute, kluge und ſchöne Frau ſah ihm ins Geſicht und verſtand; ſie ergriff ſeinen Kopf, küßte ihn auf die Stirn und ſchob ihn wortlos mit ſeinem Buch aus dem Zimmer; er ging zurück mit jugendlichen Schritten und frohem Geſicht, vor ſich hinſummend:

Dein Spiegel möcht' ich ſein,
Daß du mich immer anſähſt.

R. Z.

Bei einer der großen Schlachten, welche im Weltkrieg ſich wochenlang hinzogen, lag ein junger Leutnant mit ſeiner Truppe in einem Schützengraben. Die Leute hatten ſich den Aufenthalt ſo behaglich wie möglich gemacht; ſie hatten ſich einen Raum von der Größe einer kleinen Stube im Boden ausgegraben; aus dem nahen Dorf, das längſt von den unglücklichen Einwohnern verlaſſen war, hatten ſie Stroh und ſogar einige Matratzen geholt; ein Mann beſaß eine Ziehharmonika und ſpielte oft, indeſſen die Andern, behaglich rauchend, ihm zuhörten, und der Poſten mit dem Glas vorſichtig hinter der Deckung vorlugend den Feind beobachtete. In der Luft das Ziſchen, Sauſen, Heulen und Krachen der Granaten und Schrapnells war ihnen längſt gewohnt geworden. Durch eine vorſichtig herankriechende Ordonnanz wurde ein dickes Paket mit Liebesgaben gebracht. Die Leute öffneten es jubelnd: da war ein Kiſtchen Zigarren, Strümpfe, eine wollene Jacke, eine Schachtel mit Knöpfen, Zwirn und Nadeln, ein Paket gemahlener Kaffee und noch mehr Dergleichen, das wohl von liebevoll beſorgten und freundlich geſinnten Perſonen geſammelt und eingepackt wurde.

Die Mannſchaften wurden mit dem Verteilen bald fertig. Die Zigarren bekam der Leutnant in Verwahrung; die Leute baten ihn, nach Bedarf von ihnen zu geben. Den Kaffee nahm ein Mann an ſich, der Geſchicklichkeit in der Zubereitung der Speiſen bewieſen hatte und deshalb von den Andern zum Hofkoch ernannt war durch ein feierliches Diplom, das ein ſchriftkundiger Soldat, der zu Hauſe die Stelle eines Gerichtsſchreibers bekleidete, ſorgfältig ausgefertigt hatte. Die Strümpfe und Pulswärmer wurden von den Leuten genommen,

welche ſich als bedürftig erwieſen. Einige zogen gleich auf der Stelle die Stiefel aus und wechſelten die reinen, ganzen und warmen Strümpfe ein.

Der Leutnant ſaß etwas abſeits von den Leuten auf einer Matratze. Er freute ſich über die Fröhlichkeit der Leute, über den heiteren und ſelbſtverſtändlichen Willen, die Mühſale und Schädigungen des Aufenthalts nicht Herr über den friſchen Mut werden zu laſſen; er fühlte auch, daß er zuſammengehörte mit ſeinen Untergebenen, daß kein Mißtrauen und keine Feindſeligkeit bei ihnen gegen ihn war, ſondern Zuneigung und kameradſchaftliches Gefühl; dennoch ſpürte er ſich ausgeſchloſſen von der allgemeinen Heiterkeit. Die Achtung vor dem Vorgeſetzten lag über den Leuten, und ein lachendes Geſicht änderte ſich plötzlich dienſtlich, wenn die Augen zufällig nach ſeiner Richtung fielen. Es war das ja nötig wegen der Manneszucht, und es bedeutete nichts Übles; aber der junge Mann hatte doch plötzlich das Gefühl einer grenzenloſen Vereinſamung.

Die Mannſchaft hatte leiſe miteinander geſprochen, dann trat der Unteroffizier auf ihn zu, brachte ihm die geſtrickte Jacke und ſagte, ſie hätten bemerkt, daß der Herr Leutnant nur ſeidenes Unterzeug habe, das bei der nunmehr einſetzenden Kälte nicht genüge; ſie ſelber ſeien mit dem Nötigen verſehen und bäten ihn, daß er die warme Jacke nehmen möge. Einen Augenblick dachte der Offizier, daß er die Gabe abweiſen müſſe, dann überkam ihn die Freude über die liebevolle Geſinnung, er nahm das Dargebotene und dankte Allen. Wie eine heiße Glückswelle ſtrömte ihm die Freude über das Herz, und die Augen wurden ihm naß. »Ich werde ſchon nervös«, dachte er.

Wie er nun die Jacke auseinanderlegte, um ſie zu betrachten, fühlte er Papier; er ſchlug ſie um und fand inwendig, mit

Garn feſtgeheftet, einen Brief. In dem mit zierlicher Frauenhand geſchriebenen Brief ſtand folgendes zu leſen.

»Dieſer Jacke, die ich geſtrickt habe unter den herzlichſten Wünſchen für den Mann, der ſie einmal tragen ſoll, füge ich einen Brief bei. Ich weiß nicht, in welche Hände Beides fällt; aber ich möchte dem Unbekannten einen Gruß ſenden.

Ich habe keinen anderen Menſchen, dem ich einen Gruß ſenden kann, dem ich Herzliches wünſchen darf. Meine Eltern ſind tot, Geſchwiſter habe ich nie beſeſſen, meine Eltern waren einſame Leute ohne Verwandtſchaft, bei fremden Leuten bin ich erzogen. Jetzt bin ich bei meiner Freundin zu Beſuch. Wenn ich ſie verlaſſe, dann kehre ich wieder in meine einſame Wohnung zurück.

Der Mann meiner Freundin ſteht im Feld. Sie wartet herzklopfend auf jede Poſt, ſtudiert weinend die Verluſtliſten. Ich ſehne mich ſo danach, herzklopfend auf die Poſt zu warten, ich ſehne mich nach Tränen der Beſorgnis um einen Menſchen, den ich lieben kann.«

Unter dieſem Brief ſtanden zwei Buchſtaben: R. Z.

»Ich werde nervös«, dachte der junge Offizier, er fühlte, wie ihm die Tränen hochſtiegen. Er riß zwei Blätter von ſeinem Block und ſchrieb:

»R. Z., Ihren Brief hat ein Mann erhalten, der einſam iſt wie Sie. Ich habe meine Eltern nicht gekannt, habe meine erſten Jahre bei meinem Oheim gelebt und wurde dann in das Kadettenkorps gebracht. Wenn meine Kameraden in den Ferien in die Heimat reiſten, mußte ich bleiben; ich hatte keine Heimat. Ich bin ärmer als Sie, ich habe noch nicht einmal einen Freund. Ich ſende dieſen Brief aufs Geratewohl, wie Sie den Ihren Ihrer Gabe beigefügt hatten.«

Dieſen Worten fügte er ſeinen vollen Namen mit Anſchrift bei. Dann erkundigte er ſich bei den Leuten nach dem Herkunftsort des Pakets. Es war aus Berlin gekommen. Er ſchrieb auf den

Briefumſchlag die beiden Buchſtaben R. Z. und richtete ihn poſtlagernd Berlin, Hauptpoſtamt.

»Weshalb hatte ſie nicht ihren Namen unterſchrieben?« dachte er in der Nacht. »Was habe ich für einen Unſinn begangen, einen ſolchen Brief abzuſenden!« dachte er weiter. Er lachte für ſich und dachte: »Er wird einige Wochen auf der Poſt in Berlin liegen, dann wird man ihn mit andern alten Briefen verbrennen — oder wird man ihn öffnen, um den Abſender zu erfahren?« Es war ihm ein unangenehmer Gedanke, daß man den Brief vielleicht öffnete.

Aber der Brief wurde weder verbrannt, noch eröffnet, ſondern er wurde von einem wunderhübſchen jungen Mädchen abgeholt.

Das kam ſo.

Am anderen Tage hatte der Leutnant beſchloſſen, noch etwas Beſonderes zu tun, und hatte an eine große Berliner Zeitung eine Anzeige geſchickt: »R. Z., Antwort vom Empfänger der Jacke liegt poſtlagernd Hauptpoſtamt.« Nach etwa einer Woche erhielt er folgenden Brief:

»Geehrter Herr Leutnant, wir ſind fünf Schweſtern zu Hauſe; das iſt etwas viel, nicht wahr? Ich bin die mittlere und bin erſt achtzehn Jahre alt. Über Ihren Brief haben wir den ganzen Tag geweint. Weil ich allein den Mut gehabt hatte, ihn abzuholen, ſo darf ich ihn auch allein beantworten, aber die andern laſſen Sie wenigſtens grüßen.« Dann folgte der volle Name des Mädchens.

Der junge Offizier ſah wohl, daß ſein Brief durch irgendeine Verwicklung in ganz andere Hände geraten war, wie er ihn beſtimmt hatte; aber er freute ſich doch über den zierlich goldgeränderten Bogen, die mädchenhaften Schriftzüge, und in den langen Stunden der Muße, welche er jetzt hatte, verſuchte er ſich ein jugendliches Geſicht vorzuſtellen, das der Briefſchreiberin angehören mochte. Er antwortete auch, einen

längeren Brief, wie der erſte geweſen war, bekam wieder Antwort zurück; und es folgte dann ein heiterer, neckiſcher Briefwechſel; es war, als hätten ſich beide Teile das Wort gegeben, nichts von dem Ernſten und Schweren des Krieges ſich merken zu laſſen: der Vater und zwei Brüder des jungen Mädchens waren gleichfalls Offiziere und ſtanden im Feld, und der junge Mann lag den feindlichen Kanonen und Gewehren gegenüber, und jeden Augenblick konnte ihn eine der Kugeln treffen.

Und es traf ihn auch eine Kugel. Er hatte mit dem Glas ſpähend die feindliche Stellung beobachtet und war dabei wohl etwas zu ſichtbar geworden; plötzlich fühlte er einen Schlag gegen die linke Schulter. Die Verwundung war nicht ſehr ſchwer; der Arzt beſtimmte, daß er eine weitere Reiſe machen konnte, und ſo ſchickte man ihn denn nach Berlin. Aus dem Lazarett ſchrieb er ſeinen erſten Brief wieder an die Unbekannte, erzählte Alles, und wenn er auch beſcheiden nicht ausdrücklich bat, daß ſie ihn beſuchen möge, ſo ſtand doch deutlich zwiſchen den Zeilen zu leſen, wie ſehr er ſich über einen Beſuch freuen würde.

Zwei Damen wurden ihm gemeldet; ſeine junge Briefſchreiberin kam in Begleitung einer älteren Dame. Beide waren verlegen, der junge Offizier, der noch geſchwächt von Blutverluſt, Schmerzen und Anſtrengungen im Bett lag, hatte einen Augenblick ein Gefühl frohen Glückes, wie er das blühende, heitere Geſicht des jungen Mädchens ſah, dann überkam auch ihn die Scheu und das Bewußtſein der eigentümlichen Lage. Aber wie das junge Mädchen das bei ihm ſpürte, da verwandelte ſich ihre Befangenheit; über das leicht gerötete Geſichtchen zuckte es luſtig, die blauen Augen ſprühten neckiſch, und es war, als ob ſie plötzlich lachen wollte. Da begann die ältere Dame zu erzählen.

Sie war es, die den erſten Brief geſchrieben hatte. Die Mutter ihrer Begleiterin war die Freundin, bei welcher ſie in Berlin

zu Beſuch war. Sie ſah mit etwas ſchwermütigem Lächeln den jungen Mann an und ſagte: »Das dachten Sie wohl nicht, als Sie den Brief laſen, daß ihn ein altes Mädchen von fünfzig Jahren geſchrieben hatte?« Der Leutnant fühlte, wie er verlegen wurde, und verſuchte Beteuerungen; die Dame ſchnitt ſeine Rede mit einer Handbewegung ab und fuhr fort: »Ich muß mir immer ins Gedächtnis zurückrufen, wie ich als Zwanzigjährige über Frauen von fünfzig Jahren dachte; wir fühlen ja nicht, daß wir alt ſind. Als mein Paket abgegangen war, wurde mir erſt bewußt, daß ich ganz falſch geſchrieben hatte — und ich ſchämte mich; ich ſchämte mich über meinen Brief überhaupt, und dann, daß ich ihn ſo geſchrieben hatte.« Wieder wollte der Leutnant ſprechen, aber ein gütiger Blick der Dame ließ ihn wieder ſchweigen. Sie fuhr fort. »Wir ſaßen an einem Abend um den runden Tiſch zuſammen, meine Freundin, die Kinder und ich, jedes mit ſeiner Arbeit. Hier Mathilde« — ſie deutete auf das errötende junge Mädchen — »hatte neues Strickgarn geholt und betrachtete zerſtreut das Zeitungsblatt, das als Hülle gedient hatte. Plötzlich rief ſie aus: Das ſind ja deine Anfangsbuchſtaben! und wies mir Ihre Anzeige. Ich las, und muß wohl mich verraten haben, denn Alle riefen mir zu. Nun wäre ich doch in ein falſches Licht gekommen, wenn ich länger geſchwiegen hätte, deshalb erzählte ich von meinem Brief, und die guten Kinder verſtanden auch Alles, wie es gemeint war; Mathilde drückte mir die Hand und küßte mich, um mir über die Verlegenheit fortzuhelfen.

Ich wollte den Brief nicht von der Poſt holen; meine Freundin lächelte, und ich dachte mir: ſie denkt, daß ich doch recht altjüngferlich bin. Nun, das iſt ja wahr; ich bin doch auch eine alte Jungfer; ich weiß ja, daß die den Leuten immer etwas komiſch vorkommen; daran muß man ſich eben gewöhnen und darf es die andern Menſchen nicht entgelten laſſen; ich denke, wenn man ſich Mühe gibt, dann kann man doch den Menſchen

etwas nützen, nicht wahr?« Sie wendete ſich zu Mathilden, die in ihren Schoß blickte und eine Träne im Auge glänzen hatte. Dann fuhr die Dame fort: »Hier, unſere Mathilde ſtand auf und ſagte: ‚Ich will den Brief holen; wer weiß, ob nicht ein armer Menſch im Schützengraben draußen liegt, der ſich nach einem Liebeszeichen aus der Heimat ſehnt.‘ Meine Freundin nickte lächelnd; mir ſelber wurde ganz ſchwer ums Herz, wie ich da ſah, was das Weib ſein kann: Frau und Mädchen, und ich dachte — nein, ich will nicht bitter werden, ich habe es mir geſchworen, daß ich keine häßlichen Gedanken haben will.

Mathilde ging tapfer zur Poſt, bezwang ſich und verlangte den Brief. Sie hat Ihnen die Wahrheit geſchrieben, wir haben alle geweint über ihn, und ich habe gedacht: wie unrecht handle ich doch, wenn ich mit meinem Geſchick hadere, in meinem wohlbehüteten Leben. Dann antworteten Sie wieder, Mathilde ſchrieb zurück; alle Ihre Briefe kennen wir, alle Antworten Mathildens kennen wir auch . . .!«

Hier erhob ſich Mathilde und ſagte zu der Dame: »Wir müſſen gehen, wir ſind ſchon zu lange geblieben.« Sie vermied den Blick des jungen Mannes. So nahmen die Beiden denn Abſchied.

Die Verwundung heilte glücklich; der junge Offizier bekam noch öfters Beſuch von den Beiden, von Mathildes Mutter, von den anderen Schweſtern; als er das Zimmer verlaſſen durfte, ſuchte er die Freunde in ihrer Wohnung auf; und ehe er wieder ins Feld zurückging, fand die Verlobung zwiſchen ihm und Mathilden ſtatt.

Zwei Schweſtern

Zwei Schweſtern ſprachen miteinander über einen jungen Mann, mit dem ſie befreundet waren. »Nein,« ſagte die ältere, »er wäre für dich kein Gatte. Er iſt eine heitere, ſorgloſe und kindliche Natur, gibt ſich jedem Antrieb hin und muß Jemanden haben, der ihn bewahrt vor gefährlichen Folgen ſeines allzu leichten Gemütes —« Die jüngere Schweſter fiel ein: »Und nun meinſt du, daß du ihn zu einem Pantoffelhelden erziehen willſt, zu einem Manne, der ſich in allem nach dir richtet und immer auf deine Weisheit hört —« Die ältere lächelte; ſie hatte verſtändige und heitere große braune Augen in einem ſchönen und geſunden bräunlichen Geſicht; ſie ſagte: »Sehe ich dir aus wie eine künftige Xanthippe?« Die jüngere errötete; ſie gehörte zu jenen Menſchen mit weißer Hautfarbe und hellen Augen und Haaren, die ſo leicht und ſo tief erröten; ſie barg ihr Geſicht an der Bruſt der älteren und lachte. »Du weinſt?« fragte mütterlich die Schweſter und richtete das reizende Köpfchen in die Höhe; da ſtanden in den Winkeln der geſchloſſenen Augen ein paar Tränen; plötzlich aber riß ſie ſich trotzig los, wiſchte ſich mit einem Taſchentuch die Tränen ab und lachte wieder. »Das war nur Aprilregen«, tröſtete die andere; ſie aber ſtampfte ärgerlich mit dem Füßchen auf dem weichen Teppich und zerrte mit beiden Händen an ihrem Taſchentuch. Zuletzt ſagte ſie: »Er denkt überhaupt an uns beide nicht, wer weiß, welche er liebt.«

Der junge Mann, wir wollen ihn Guſtav nennen, dachte allerdings an beide nicht, er machte ſich überhaupt nicht viel Gedanken um junge Mädchen. Aber nun fühlte er ſich ſeit einiger Zeit zu Alice hingezogen, ſo hieß die ältere der beiden Schweſtern, er wußte nicht recht, wodurch eigentlich. Durch

Zufall kam es, daß er bei Geſellſchaften öfters neben ihr ſaß; das Geſpräch hatte gleich das erſte Mal unvermerkt eine perſönliche Wendung genommen, und als er das zweite Mal ſie wieder führen durfte, da war es ihm, als ſei er gar nicht von ihr getrennt geweſen und könne in der Unterhaltung gleich fortfahren, wo er das vorige Mal aufgehört; er dachte ſich auch: »Sie iſt mir angemeſſen, dieſer heitere Typus mit dieſer leichten Fröhlichkeit und Unbefangenheit. Es gibt zwei Arten von Männern; die einen brauchen das mehr mütterliche Urbild des Weibes, das Weib, welches führt; die anderen haben das Urbild der Geliebten nötig, welche durch Lachen und Plaudern unſere Erdenſchwere zu heben weiß; ich kenne mich, ich habe zu viel Schwere in meinem Weſen, ich brauche das zweite Urbild.« Er dachte über dieſen Gedanken nach; als er wieder mit ihr zuſammenſaß, ſprach er mit ihr von ſeiner Unterſcheidung der Frauen; ſie ſtimmte ihm bei, er mußte von ſeiner Jugend erzählen; er fand, daß ſeine Jugend ſehr ſchwer geweſen war; dann fiel ihm auf, wie merkwürdig leicht er ſich mit Alice verſtändigte, ſie ahnte Alles, das er ſagen wollte, und antwortete auf Fragen, die er nur gedacht.

So ging er das letzte Mal mit beſtändigem Denken an ſie nach Hauſe; am Poſten vorbei ſchritt er durch das Tor, dann über den großen, leeren Kaſernenhof, der ſo troſtlos hell ausſah im Mondſchein; als er die Tür zu ſeinem Flügel öffnete, kam ihm die Kommißluft entgegen; er ging die Treppe hoch, durch den Gang, wo an den Türen die Beſuchskarten der Kameraden angeheftet waren, öffnete ſeine Tür; der Mond leuchtete in das Zimmer, das ihm ſonſt immer ſo behaglich erſchienen; es war plötzlich, als ſei es tot; mißmutig zog er den Uniformrock aus und warf ihn auf einen Stuhl; der Burſche hatte ihm den Stiefelknecht zuhanden geſtellt; dieſe Vorſorge ärgerte ihn ohne Grund, und ſein ganzes Leben erſchien ihm plötzlich als ganz troſtlos und elend.

So kam es denn, daß er ſich mit Alice verlobte, und da keinerlei Schwierigkeiten vorlagen, ſo wurde der Hochzeitstag in einer nicht zu entfernten Zeit angeſetzt.

Die jüngere Schweſter, welcher wir den Namen Marie geben wollen, hatte ſich in dieſen Wochen an einen Verehrer näher angeſchloſſen, einen jungen Gelehrten, welcher ſchon lange eine ſtille und treue Neigung zu haben ſchien, aber nicht recht ſeine Gefühle äußern mochte, da er wohl ſpürte, daß der hübſche, heitere und glänzende junge Offizier ihm im Wege ſtand. Als man die Verlobung Alicens veröffentlichte, da wurde zugleich auch Mariens Verlobung bekannt gemacht, und auch ihre Hochzeit wurde auf denſelben Tag mit Alicens Hochzeit feſtgeſetzt.

Nun lebten die beiden Schweſtern glücklich und zufrieden, eine jede mit ihrem Gatten, in ihrem Haushalt; faſt gleichzeitig kam in jeder Familie ein Kind an, und zwar waren es zur größten Freude Aller zwei Knaben. Die Mütter beſuchten ſich, hielten die Kinder nebeneinander und verglichen ſie; ſie nährten ſelber, mit glücklichem Stolz ſchaute jede der Schweſtern auf das Kind an ihrer Bruſt, welches ruhig und ſtill ſaugte, gerührt und glücklich ſahen ſie einander in die Augen, Marie reichte der Schweſter die Hand, und ihnen Beiden kamen die Tränen der Freude. So nahmen die Knaben denn zu, das Rückgrat ſtärkte ſich und ſie konnten ſitzen; nun bekamen ſie bald andere Nahrung bereitet; oft ſaßen die Schweſtern an einem Tiſch, jede ein Schälchen vor ſich, ein Löffelchen in der Hand, das Kind auf dem Schoß, ihm mit der Linken die Händchen feſthaltend, damit es nicht in das Schälchen patſchte; dann machten die Kinder die erſten Schritte, vorſichtig, mißtrauiſch und ängſtlich, ſich am Finger der Mutter feſthaltend; und ſo ging nun Alles mit ihnen weiter.

An einem Tage aber kam Marie zu ihrer Schweſter gefahren, allein, ohne das Kind. Mit blaſſem, entſchloſſenem Geſicht

ſetzte ſie ſich in ihren Stuhl, in aufrechter Haltung, den Hut auf dem Kopf.

»Ich komme in einer Gewiſſensangelegenheit«, ſagte ſie.

»Was iſt mit meinem Mann?« fragte Alice erſchreckt.

»Du machſt ihn unglücklich«, rief Marie ihr entgegen.

Alice ſenkte das Haupt, damit die Schweſter ihren Geſichtsausdruck nicht ſehen könne, und ſchwieg. Marie fuhr fort und beklagte ſich bitter über ſie: die Frau müſſe den Mann verſtehen, zu dem Zweck müſſe ſie ſelber eine Perſönlichkeit ſein; aber Alice ſei nur ein Spielzeug, ſie könne ihren Gatten nicht höher führen; der Mann ſpüre es genau, wenn die Frau einen Mangel im Menſchlichen habe, aber er ſpüre es erſt, wenn der Rauſch vorüber ſei; dieſer Rauſch ſei das große Unglück des Mannes; die Frauen ſeien viel klarer in ihrem Urteil wie die Männer, denn über ſie habe der Rauſch keine Gewalt; aber ſie ſeien zu unerfahren; und erſt jetzt, wo ſie das Leben kenne, ſehe ſie, Marie, deutlich, wo in ihrer und ihrer Schweſter Ehe die Urſache des Unglücks liege. Und als ſie das geſagt hatte, zog ſie ihr feines Spitzentaſchentuch vor und begann heftig zu weinen.

Alice ſah ſie mit ernſtem Geſicht an und erwiderte, ein jeder Menſch müſſe eben die Laſt tragen, welche das Schickſal ihm aufgelegt. Dann fragte ſie, wie die Schweſter ihren Gatten gefunden habe in der letzten Zeit, ob er vielleicht bedrückt ſei. Marie antwortete, ſie ſei noch geſtern abend mit ihm zuſammengeweſen in einer Geſellſchaft; Alice hatte wegen eines leichten Unwohlſeins das Zimmer hüten müſſen, Guſtav aber hatte nicht für ſich abſagen mögen, da die Wirte durch ihre vortrefflichen Eſſen berühmt waren; und nun hatte er mit ſeiner Schwägerin ſtundenlang allein im Wintergarten geſeſſen; Marie wurde über und über rot, als ſie erzählte, ärgerte ſich und ſagte: »Dieſes Erröten ohne jeden Grund muß ich mir doch endlich abgewöhnen.« Dann nahm ſie Abſchied, küßte die

Schweſter auf die Stirn und ſagte: »Du haſt ja keine Schuld, man weiß eben nicht, wie man zu den Männern ſein ſoll.«

Man behauptet, daß auf Hochſchulen viele Ränke vorkommen, und daß ein Profeſſor mindeſtens ſo geſchickt wie ein Schauſpieler ſeine Amtsbrüder behandeln müſſe. Da die Gelehrten von Natur keine beſonderen geſellſchaftlichen Gaben zu beſitzen pflegen, ſo ergibt ſich, daß in dieſer Staatskunſt der Hochſchulen die Frauen ſehr wichtig ſind.

Mariens Gatte hatte ſich angewöhnt, ſolche Dinge, welche ſtaatsmänniſchen Scharfſinn erforderten, mit ſeiner ſchönen Schwägerin Alice zu beſprechen. So beſuchte er ſie denn auch jetzt wieder, ſaß an ihrem Teetiſch, blickte geſpannt durch ſeine Brillengläſer, indeſſen ſie ihm den Tee eingoß, und erzählte ihr ein Vorkommnis, wegen deſſen er ihren weiblichen Rat einholen wollte. »Mich wundert, Alice,« ſagte er erſtaunt, »wie Sie ſo apodiktiſch behaupten können, daß ein Weib dahinter ſteckt. Ich ſehe, offen geſtanden, kein einziges Indizium.« Sie antwortete ihm: »Weil es ſo klug eingefädelt iſt.« Er lachte und ſagte: »Und dieſe Klugheit ſprechen Sie dem Manne ab?« Sie ſah ihn mit einem merkwürdigen Blick an, der ihn betroffen machte, dann ſagte ſie: »Wenn eine Frau kämpft, dann handelt es ſich für ſie immer um Alles, das ſie hat. Der Mann iſt reicher, er verteidigt das einzelne Gut nicht ſo.«

Die jungen Ehepaare pflegten einen Abend in der Woche zuſammen zu verbringen, und zwar abwechſelnd in dem einen und dem andern Hauſe. So befand ſich denn Alice mit ihrem Gatten bei ihrer Schweſter; man hatte in dem freundlichen kleinen Eßzimmer zu Abend gegeſſen; und nun war man in das Arbeitszimmer des Hausherrn gegangen, einen großen Raum, der durch Bücherſchränke, welche man quer in das Zimmer geſtellt, mehrfach geteilt war in behagliche kleine Abteilungen. In der einen Abteilung ſaß Marie mit Guſtav, in der anderen Alice mit dem Gelehrten.

Alice ſaß zurückgelehnt in ihrem Stuhl, hinter ihr ſtanden ruhig die Reihen der bräunlichen vergoldeten Bücherrücken. Mit einer anmutigen Bewegung ihrer feſten und runden Hand ſtrich ſie an ihrem dunkelbraunen Haar entlang, in welchem einzelne feine Pünktchen durch das elektriſche Licht aufblitzten. Es war zwiſchen ihr und dem Schwager wie ein Strom.

Die beiden Andern nebenan ſprachen viel und leidenſchaftlich miteinander; in einer Pauſe ihres Geſpräches hörten ſie Alice ſprechen; nicht jedes Wort verſtanden ſie, aber ſie verſtanden: »Es iſt eine Selbſttäuſchung, wenn wir uns danach ſehnen, verſtanden zu werden. Es iſt ja gar nichts zu verſtehen an uns, als daß naturgemäß jeder Menſch ſich ſelber als das wichtigſte Weſen erſcheint, das es gibt. Ich habe ja früher auch wohl ſolche Gedanken gehabt; aber mein Gatte hat mir über ſie fortgeholfen. Von ihm habe ich gelernt, daß wir einfach unſer bißchen Pflicht erfüllen ſollen, dann erſcheinen wir uns nicht mehr ſo wichtig.«

Der Gelehrte ſprach etwas, das man nicht verſtand. Dann aber hörte man wieder Alices glockenklare Stimme: »Sie haben recht, er hat es nicht leicht bei ſeiner Veranlagung; er iſt auf keine Weiſe zu beeinfluſſen, er hört auf Niemanden.«

Guſtav ſah auf ſeine Uhr und ſprach zu Marie, in einem ganz anderen Ton, wie er vorhin geſprochen: »Es wird Zeit zum Aufbruch.«

Die Scheinehe

Kurz vor dem Kriege war ein Fräulein v. M., welche Kunſtgeſchichte ſtudiert hatte, nach Spanien gereiſt, um eine Anzahl Werke des Greco genauer zu unterſuchen, über welche ſie ihre Doktorarbeit ſchreiben wollte. Sie durchforſchte Muſeen und Sammlungen, Kirchen und Klöſter, und mit großem Eifer und bei ſcharfer Kritik ſammelte ſie eine große Menge von Aufzeichnungen, die ſie nun zu Hauſe durchzuarbeiten gedachte. Sie wollte von Liſſabon aus mit einem deutſchen Lloyddampfer zurückfahren, hatte ſich rechtzeitig einen Platz erſter Kajüte belegt und kam zwei Tage vor der Abfahrt des Schiffes in Liſſabon an, denn zwei Tage dachte ſie zu verwenden, um Liſſabon noch gründlich zu beſchauen und ſo auch bei der Rückkehr ſo viel Nutzen wie möglich für ihre geiſtige Ausbildung von dieſer Reiſe zu haben.

Als ſie im Gaſthof ihre Rechnung bezahlt und jedem Dienſtboten das ihm zukommende Trinkgeld bezahlt hatte, und eben der Oberkellner einen reich betreßten Laufjungen ſchickte, um eine Droſchke zu holen, kam die Nachricht von der Kriegserklärung. Erſchüttert ſtieg ſie in ihren Wagen; der Oberkellner verbeugte ſich tief, ſchloß den Schlag, ſchlug die Serviette unter den linken Arm und ſah dann unbeteiligt aus; ſie prüfte ſich im ſtillen, ob ſie immer ihre Pflicht getan habe, beſchloß ſich gleich zur Pflegerin ausbilden zu laſſen, ging im Geiſt die ihr bekannten Anſtalten durch, bei denen das möglich war, und entſchied ſich für eine; und ſo war ſie ſchon wieder in einer gefaßten Gemütsſtimmung, als ſie nun ihr Schiff betrat.

Hier ſagte ihr der Kapitän, daß er nicht fahren könne, denn es ſei doch ungewiß, ob ſich England nicht am Kriege beteiligen

werde, und ſo wolle er ſein Schiff lieber erſt im ſicheren neutralen Hafen behalten. Andere Fahrgäſte ſtellten ſich ein; die Lage wurde beſprochen, und Fräulein v. M. erfuhr zu ihrem Erſtaunen, daß ſie ſelber Gefahren ausgeſetzt ſei; denn wenn England wirklich an Deutſchland den Krieg erkläre und ſie dann etwa auf einem neutralen Schiff nach Holland fahren wolle, ſo könne ſie erwarten, daß die Engländer das Schiff durchſuchen und ſie ſelber wie jeden anderen deutſchen Reichsangehörigen gefangen nehmen und in ihre Konzentrationslager bringen würden, um ſie dort vielleicht langſam durch Entbehrungen und Krankheiten ſterben zu laſſen. Sie ſagte, daß ſie ein junges Mädchen ſei, und daß geſittete Völker, wie die Engländer ſind, doch gegen Frauen nicht Krieg führen, daß ſie ſich wegen wiſſenſchaftlicher Arbeiten in Spanien aufgehalten habe, und daß die Wiſſenſchaft von allen Völkern auch im Kriege geſchätzt werde; die Leute zuckten die Achſeln, einige lächelten über den Ernſt, mit welchem das hübſche junge Mädchen über die Wiſſenſchaft ſprach, und ein älterer Herr, ein Schweizer, der viel gereiſt war, ſetzte ihr auseinander, wie verſchieden die engliſche Auffaſſung in dieſen Dingen von der deutſchen iſt. Sie verließ die Geſellſchaft, ſetzte ſich in den leeren Speiſeſaal und begann aus tiefem Herzen zu weinen, und dachte ſeufzend an ihre Mutter und an ihr ſicheres Stübchen zu Hauſe.

Indeſſen nun Alle auf die weiteren Ereigniſſe warteten, wurde Mancherlei geſprochen, auf welche Weiſe man ſicher in die Heimat gelangen könne, Geſchichten wurden erzählt aus früheren Kriegen, Vorſchläge wurden gemacht und Einfälle jeder Art tauchten auf. Die engliſche Kriegserklärung kam, ein braſilianiſcher Dampfer, der freilich recht verräuchert ausſah, wollte Liſſabon verlaſſen und nach Genua fahren; er hatte Kaffee und Häute an Bord und konnte noch einige Fahrgäſte mitnehmen. Fräulein v. M. faßte ſich ein Herz, bat den alten

ſchweizeriſchen Herrn um eine geheime Unterredung und ſtellte ihm vor, daß ſie gehört habe, es ſei das Sicherſte, wenn ſie ſich einem Herrn aus einem neutralen Staat anſchließe, der ſie für ſeine Gattin ausgebe; und nun bitte ſie ihn von Herzen um die Gefälligkeit, mit dem Braſilianer zu fahren und ſie mitzunehmen; ſie werde ihm keinerlei Mühe machen und verſpreche ihm auch, ſich ſo mutig zu betragen, daß er nicht in Unannehmlichkeiten geraten ſolle. Der alte Herr wurde ſehr verlegen und erwiderte, ſie rede ja nicht ſchweizeriſch und das werde Mißtrauen erzeugen; aber ſie ſagte, daß ihre Mutter eine Bernerin ſei, und daß ſie ſo viel von deren Sprache verſtehe, um einen Engländer zu täuſchen. Er wiſchte ſich mit dem Taſchentuch über das Geſicht und ſtotterte, daß die Engländer ſehr mißtrauiſch ſeien, aber ſie merkte Nichts und antwortete ihm in ganz geläufigem Bernerdütſch, er möge ſich ſelber überzeugen, ob man Zweifel haben werde. Er erwiderte befliſſen und höflich, daß er ſich gewiß falſch ausgedrückt habe, er habe nie gezweifelt, daß das gnädige Fräulein vorzüglich ſpreche, und plötzlich ſetzte er unvermittelt hinzu: »Sie ſind ſehr ſchön, mein gnädiges Fräulein, und Sie ſind ſehr jung.« Hier wurde Fräulein v. M. nun rot und ſchwieg; der gute alte Herr aber, welcher ſah, daß ſie ihn mißverſtanden, nahm väterlich ihre beiden Hände, ſah ihr ernſthaft ins Geſicht und ſagte: »Es gibt ſo Verhältniſſe im menſchlichen Leben«, dann faßte er Mut, räuſperte ſich und fuhr fort: »Meine Frau iſt nämlich eine ausgezeichnete Frau, ſie hat den edelſten Charakter von der Welt«, und indem er wieder verlegen wurde, ſchloß er: »Nehmen Sie es mir nicht übel, meine Frau iſt nämlich eiferſüchtig.« Der alte Herr trug eine Perücke und war nur ein kleines Männchen und ſah gar nicht ſo aus, daß eine Frau ſeinetwegen eiferſüchtig werden konnte, und ſo mußte denn Fräulein v. M., ſo ſchwer ihr auch zumute wurde, laut lachen über ſeine Worte. Er nahm ihr das aber gar

nicht übel und ſagte: »Nicht wahr, das iſt doch lächerlich!« Fräulein v. M. aber, ſo plötzlich aus ihrem Kummer in Heiterkeit verſetzt, und fühlend, wie unſchicklich ſie ſich benahm, konnte des Lachens kein Ende finden, ſetzte ſich auf eine Bank, neben der ſie geſtanden, und ging dann ſo allmählich vom Lachen in Weinen über. Hierdurch wurde der alte Herr wieder derart betroffen, daß er ihr vorſchlug, er wolle mit ihr zum ſchweizeriſchen Konſul gehen; vielleicht wiſſe der einen Landsmann, der ihr in der Verlegenheit aushelfen könne. Dieſes Anerbieten nahm ſie dankend und ſich die Tränen trocknend an, und ſo gingen denn nun die Beiden zum ſchweizeriſchen Konſul.

Im Vorzimmer des Konſuls trafen ſie einen jungen Mann, der eine große Erbitterung auf den Deutſchen Kaiſer zur Schau trug. Es ſtellte ſich heraus, daß er Kellner war und eine gute Anſtellung auf einem großen engliſchen Dampfer gehabt hatte; er ſprach über die Trinkgelderſitten der Engländer und erzählte, er habe es immer verſtanden, gute Trinkgelder zu machen, nun habe man ihn entlaſſen, weil er ein deutſcher Schweizer ſei, und das habe er eben dem Deutſchen Kaiſer zu verdanken, weil der die Engländer haſſe. Er wollte jetzt nach Hauſe reiſen, denn gegenwärtig ſei nirgends in der Welt ein Geſchäft zu machen, Handel und Wandel werde lange Zeit darniederliegen, und die Hotelbranche müſſe, wie immer, die Zeche zahlen. Mit dieſem jungen Mann ſprach nun der Herr, ſtellte ihm die Lage des Fräuleins vor; der junge Mann nickte beſonnen; der Herr ſetzte ihm auseinander, wie er der jungen Dame behilflich ſein könne; der junge Mann machte ſehr große Augen, wendete ſchüchtern ein, daß er doch nicht den Stand habe, um ſolche Anſprüche zu machen, wenn er ſchon ein gebildeter Mann ſei und die Welt kenne; der alte Herr erklärte ihm Alles genauer, und der Kellner ſchnitt ihm endlich das Wort ab, indem er erklärte: »Das iſt meine

Pflicht, mein Herr.« Fräulein v. M. dankte ihm und reichte ihm die Hand, er verbeugte ſich mehrmals und wiederholte: »ganz auf meiner Seite.« Der alte Herr gab ihm in ihrem Auftrag das Geld für die Fahrt erſter Klaſſe, und nun wurde alles verabredet, wie die Beiden auf das Schiff kommen ſollten, und was ſie dem Kapitän ſagten, und alles Weitere. Der alte Herr und das Fräulein gingen, und der gute Kellner ſchaute ihnen aus dem Fenſter lange nach, dann nahm er einen kleinen runden Spiegel aus der Weſtentaſche und ſah ſich beſorgt einige Blüten an, die er im Geſicht hatte.

Fräulein v. M. machte auf dem braſilianiſchen Schiff, nachdem der alte Herr mit erleichtertem Herzen ſich von ihr verabſchiedet hatte, durch den Kapitän die Bekanntſchaft eines andern jungen ſchweizeriſchen Ehepaares; man beſchloß, daß die beiden Damen und die beiden Herren je zuſammen eine Kajüte bekommen ſollten; der Herr ſtellte ſich als ein Privatdozent für Kunſtgeſchichte heraus, den Fräulein v. M. ſchon längſt wegen ſeiner Arbeiten hoch geſchätzt hatte; über die Gattin war ſie recht enttäuſcht, ſie ſchien ihr etwas gewöhnlich. Als Alles eingeräumt war, erſchien der Scheingatte von Fräulein v. M. — wir müſſen jetzt auch ſeinen Namen nennen, er hieß Meyer —, wurde mit den andern Herrſchaften bekannt gemacht, reichte ſeiner Gattin mit einer weltmänniſchen Verbeugung einen großen Blumenſtrauß, den ſie tief errötend annahm, und wendete ſich dann ſeinem Gepäck zu, das aus einer ſehr eleganten ledernen Handtaſche und einem großen Weidenkorb mit wachstuchbezogenem Deckel beſtand. Als Fräulein v. M. die Treppe hinunterging, um ihren Strauß in ihrer Kajüte aufzuſtellen, ſah ſie im Vorbeigehen ihren Scheingatten bei ſeinem Weidenkorb beſchäftigt. Ein leichtes Gefühl der Beſchämung überkam ſie, daß ſie ſeine gutgemeinte Freundlichkeit ſo ſteif erwidert hatte, ſie trat auf ihn zu und fragte, ob er auch gut untergebracht ſei, ob ſie

Etwas für ihn tun könne; ſie begann, indem ſie ihn mit »Sie« anredete, aber wie andere Fahrgäſte durchkamen, fuhr ſie verlegen fort, indem ſie »Du« zu ihm ſagte. Er ſah ihr aufmerkſam in die Augen mit etwas geneigtem Kopf, wie er ſonſt wohl Beſtellungen in Empfang nehmen mochte, lobte die Einrichtung der Kajüte ſehr, denn er war früher immer nur im Zwiſchendeck gefahren, und ſagte, daß die Welt fortſchreite. Dann nahm er ein Lichtbild aus ſeinem Korb und zeigte es ihr. Das ſtellte ihn ſelber dar, wie er in Frack und weißer Weſte, die Linke in die Hüfte geſtemmt und in der Rechten den Zylinder, vor der großen Pyramide ſtand; er war eine Saiſon lang in Kairo in Stellung geweſen und hatte einen Ausflug nach den Pyramiden gemacht, weil der Oberkellner ihm geſagt hatte, die müſſe man geſehen haben, wenn man in Kairo geweſen ſei; und es war auch wirklich ein großartiger Anblick geweſen, wenn man bedachte, was für Unſummen in dieſen nutzloſen Gebäuden ſteckten, die jetzt freilich den Fremdenverkehr anzogen und inſofern ſich heute ja wohl verzinſen mochten. Fräulein v. M. erzählte, ſie habe auch ſchon lange gewünſcht, Ägypten kennen zu lernen, und Meyer erwiderte nachläſſig, indem er ſeine Kellnerſchuhe abwiſchte: »Ja, unſereins ſieht die Welt und lernt Menſchen kennen.«

Die Gattin des Privatdozenten mißfiel Fräulein v. M. immer mehr. Sie hatte eine Art, breitbeinig zu ſitzen und ſich auf die Schenkel zu ſchlagen, daß man denken konnte, man habe eine Köchin vor ſich. Ihre Unterhaltung war von vollendeter Plattheit; von Kunſt hatte ſie keine Ahnung, während ihr Gatte in den Muſeen geweſen war, hatte ſie mit andern Frauen zuſammengeſeſſen und hatte ſich Etwas erzählt; »immer von den Herrſchaften; das habe ich mir nicht träumen laſſen, daß ich auch einmal eine Herrſchaft werden würde«, fügte ſie hinzu, Fräulein v. M. hatte genug gehört;

nur den tiefſten Widerwillen konnte ſie gegen einen Mann fühlen, der aus gemeiner Sinnlichkeit oder vielleicht auch aus Geldgier eine Lebensgefährtin wählen konnte, die ihm ſeeliſch doch gar nichts zu bieten hatte. Freilich ſah man ihm an, daß er ſich nicht glücklich fühlte; eine beſtändige Traurigkeit lag auf ſeinem Geſicht, das im Übrigen edel geſchnitten war. Sie verſuchte mehrmals, das Geſpräch mit ihm auf die Gebiete zu leiten, wo er gearbeitet hatte; er ſah ſie dann immer ſonderbar an und antwortete einſilbig.

Meyer hatte ſich vor der Abreiſe noch eine feine Haarpomade gekauft; er erzählte ihr, ſonſt habe er für die Schachtel immer nur einen Franken gegeben, diesmal habe er eine für drei Franken genommen. »Das iſt auch ein Artikel, an dem verdient wird«, ſchloß er. Und man roch die teure Pomade. Es ging nicht anders, ſie mußte oft mit ihm untergefaßt auf Deck gehen, und da hatte ſie denn den Geruch ganz nahe; einmal ging ſie ſo mit Meyer an dem Doktor vorbei, der ſeine Gattin untergefaßt hatte, und ſah, wie der ein Lächeln unterdrückte; er hatte gewiß die Pomade gerochen. Sie biß ſich auf die Lippen; nun, ſchließlich war Meyer ja nicht ihr Mann, was der Doktor freilich nicht wiſſen konnte, und immerhin war er doch nicht unmöglicher, wie die Gattin des Doktors.

Vor Gibraltar kamen die engliſchen Offiziere an Bord, welche die Unterſuchung führten. Meyer wurde ängſtlich und beanſpruchte, getröſtet zu werden; er ſtellte ſich vor, daß ihn die Engländer zu Gefängnis verurteilen würden, wenn der Betrug herauskomme, und beteuerte ihr, er habe niemals bis nun in ſeinem Leben eine unreelle Handlung begangen, und habe jetzt doch eigentlich Nichts, als daß er erſter Kajüte fahre ſtatt Zwiſchendeck, wo das Eſſen ja wohl beſſer ſei und auch feine Geſellſchaft, aber er nutze doch auch ſeine guten Anzüge ab. Wenige Schritte entfernt ſah ſie den Doktor mit einem Engländer unterhandeln, der ein Papier in der Hand hielt und

unſchlüſſig ſchien; der Doktor runzelte die Stirn und ſchien etwas Energiſches zu ſagen, denn der Engländer faltete das Papier und gab es ihm, wie es ſchien, mit einer Entſchuldigung zurück. Fräulein v. M. ſtampfte mit dem Fuß auf und herrſchte Meyer an: »Schämen Sie ſich!« Er wurde verdutzt; ſie nahm ihm ſeinen Heimatſchein aus der Hand und gab ihn dem Offizier, der grüßend zu ihnen trat, indem ſie auf engliſch ſagte, ihr Mann könne ſich nicht engliſch verſtändigen. »Als Kellner?« fragte argwöhniſch der Engländer, indem er ſie Beide anſah. Der Doktor trat zu ihnen und erwiderte für die Beſtürzte, ſein Landsmann ſei ſchwerhörig. Meyer in ſeiner Angſt ſtarrte den Offizier ſinnlos an, ſo daß dieſer — er war wohl nicht ſehr ſcharfſinnig — trotz der Unwahrſcheinlichkeit eines ſchwerhörigen Kellners glaubte, er habe in der Tat nichts von Allem verſtanden; er prüfte den Heimatſchein, brüllte ihm ins Ohr, es ſei gut, und gab den Schein an Fräulein v. M. zurück.

Zum großen Glück wurde das Schiff nicht noch ein zweites Mal angehalten; der Doktor aber ſuchte ſeit dieſem Vorfall ganz auffällig die Geſellſchaft Fräuleins v. M., ſo daß ſogar ſeine Gattin Bemerkungen darüber machte und ihr endlich lachend ſagte: »Mein Mann iſt in Sie verſchoſſen.« Man kann ſich denken, daß ſie zurückhaltender wurde; aber ſie hatte einen ſchweren Stand, denn Meyer ſchien doch einzuſehen, daß er ſich nicht recht mutig benommen hatte, ſchämte ſich und hielt ſich meiſtens auf entlegenen Teilen des Schiffes, wo er ſich nach allen möglichen Dingen erkundigte bei den Leuten, mit denen er ſich verſtändigen konnte: nach den Preiſen von allerhand Waren, nach den fliegenden Fiſchen, nach dem Unterſchied zwiſchen den Mohammedanern und Heiden und Ähnlichem.

So kam man nach Marſeille, wo das Schiff zwei Tage lang blieb. Fräulein v. M. wagte nicht an Land zu gehen; Meyer

aber erklärte, er wolle ſich bilden, die Schweiz ſei ein Land ohne Militarismus, und er habe auch einen Vetter in Marſeille wohnen, der dort Hausdiener in einem großen Geſchäft ſei und viel verdiene, und ſo ging er denn am frühen Morgen in die Stadt. Er kehrte aber bald zurück; es ſtellte ſich heraus, daß er nur eine Gelegenheit geſucht hatte, um für Fräulein v. M. ein Geſchenk einzukaufen; und ſo kam er denn mit einem kleinen Hund auf dem Arm an, der, wie der Verkäufer behauptet hatte, einmal ein Mops werden würde. Er brachte ihn zu Fräulein v. M. und ſagte, er wiſſe wohl, daß er ſich bei der Durchſicht des Schiffes nicht richtig benommen habe, aber er habe ſo große Angſt gehabt; und nun bringe er ihr das Hündchen zum Geſchenk und bitte ſie, ſein Benehmen zu vergeſſen. Fräulein v. M. dankte ihm für ſeine freundſchaftliche Geſinnung und nahm das Tierchen an.

Nun muß man wiſſen, daß die Gattin des Privatdozenten ſchon ſeit langem die Beiden beobachtet und als verſtändige Perſon ihre Schlüſſe gezogen hatte. Sie war nämlich eigentlich eine Wiener Köchin, die in Liſſabon in einem Hotel eine gute Stellung gehabt hatte und von ihrem Herrn entlaſſen war, weil der ſich vor den Engländern fürchtete; der gutmütige Privatdozent hatte ſie in derſelben Weiſe mitgenommen, wie der Kellner Fräulein v. M. Die Köchin fand, daß der Kellner ja wohl noch etwas jung war, aber doch den Eindruck eines ordentlichen und fleißigen Mannes machte. Sie hatte ſich eine ſchöne Summe geſpart und ſchon immer den Plan gehabt, wenn ſie einen tüchtigen Menſchen finde, den zu heiraten und mit ihm am Vierwaldſtätter See eine Penſion zu eröffnen; ſie kannte die Verhältniſſe am Vierwaldſtätter See genau, denn ſie hatte lange Zeit in einer ſolchen Penſion dort gekocht. So begann ſie denn nun, den guten jungen Mann darauf aufmerkſam zu machen, daß ſeine Liebe zu Fräulein v. M. nicht erwidert wurde, indem ſie mit weiblicher Taktik zuerſt ſein

feines Benehmen und ſeine Bildung lobte und ihn dann tief beklagte, daß die Dame — ſie ſagte ihm gleich, daß er ſich nur aus Gefälligkeit für ihren Mann ausgebe — viel zu wenig Verſtand habe, um überhaupt einſehen zu können, was ſie an ihm beſitzen würde; aber das ſei nun einmal ſo bei den Männern, und vielleicht ſei das ein Glück für ſie, daß ſie nicht merkten, wenn ſie von einer Frau ſchlecht behandelt wurden; ſie aber habe ſich nicht enthalten können, zu weinen, wenn ſie ſo etwas ſehe. Man kann ſich vorſtellen, daß dem guten Kellner ganz warm ums Herz wurde bei ſolchen Reden; und weil die Köchin nicht mehr ganz jung war, ſo hatte er kein Arg und ging von Herzen auf alle ihre ſchönen Geſpräche ein.

Fräulein v. M. hatte das Hündchen mit recht gemiſchten Gefühlen angenommen. Eigentlich waren ihr Hunde unangenehm, und ſie wußte auch nicht recht, was ſie mit dem Tierchen anfangen ſollte, das ungeſchickt breitbeinig vor ihr ſtand, irgend Etwas erwartete, das dem Verſtand eines jungen Hundes entſprechen mochte, und ſie mit einem dünnen Stimmchen anbellte. Sie tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß das Schiff ja nun bald in Genua ſein werde, wo ſie ihren Beſchützer verlaſſen könne; ſo lange mußte ſie aber das Tierchen behalten, denn ſie wollte ja doch den guten Menſchen nicht kränken.

An einem der letzten Abende ſtand ſie mit dem Doktor oben auf dem Schiff und ſah der untergehenden Sonne zu. Ihr Scheingatte, durch die Verehrung der andern Dame in ſeinem Selbſtbewußtſein geſtärkt, trat zu ihnen und begann ein Geſpräch, indem er auf die verſchiedenen Tinten des Himmels hinwies, auf das Poetiſche kam und endlich erzählte, daß die Herrſchaften ſich den Sonnenuntergang immer gern anſehen. Nachdem er eine Weile geredet, merkte er, daß die beiden Anderen Nichts ſagten, und da wollte er denn nicht ſtören, grüßte und empfahl ſich. Fräulein v. M. hatte ein Gefühl, daß ſie ſich vor dem Doktor entſchuldigen mußte. Sie faßte ſich

ein Herz und ſagte ihm, er habe gewiß eine merkwürdige Vorſtellung von ihr gefaßt; aber ſie müſſe ihm anvertrauen, daß der junge Mann gar nicht ihr Gatte ſei; ſie habe ihn ſehr gern, denn er ſei ein guter und anſtändiger Menſch, und es bedrücke ſie eigentlich, daß ſie ſich jetzt ſeinetwegen entſchuldige, denn ſie ſei ihm doch zum größten Dank verpflichtet; und nun erzählte ſie dem Privatdozenten Alles, von dem alten Herrn und dem Konſulat und der Scheinehe; dem Leſer aber wird jetzt wohl ſchon klar werden, daß ſie dem Doktor nicht ganz kalt gegenüberſtand, denn ſonſt hätte ſie zum wenigſten nicht ſo ausführlich erzählt und hätte nur kurz geſagt, daß der junge Mann ſich ihrer wegen der Engländer freundlich angenommen habe. Der Doktor ſeinerſeits ſagte, er habe zuerſt geglaubt, daß ſie die Gattin Meyers ſei, und deshalb ſei er ſo zurückhaltend gegen ſie geweſen; erſt ſeit dem Abenteuer bei Gibraltar habe er die Vermutung gehabt, daß ihre Ehe eine Täuſchung ſei. Sie aber erzählte anmutig und heiter, und die Vertraulichkeit zwiſchen den Beiden wurde größer durch ihre Art. So kam ſie denn auch endlich auf ihre Unterſuchungen über den Greco, denn es hatte ihr ſchon lange auf der Zunge gebrannt, ihm davon Genaueres zu erzählen, und zuletzt verließ ſie ihn, um ihre Aufzeichnungen und Lichtbilder zu holen und ihm im Leſeſaal zu zeigen.

Der Privatdozent erwartete ſie im Leſeſaal; er ſagte ſich, es ſei doch merkwürdig anziehend, wenn man über Dinge, welche man treibt, mit einem ſchönen Mädchen ſpricht, denn es erſcheint dann plötzlich Alles anders. Er ſtellte auch noch ähnliche andere tiefſinnige Betrachtungen an und wunderte ſich endlich, daß das Fräulein ſo lange ausblieb. So ging er denn zuletzt beunruhigt die Treppe hinunter und in den Gang zwiſchen den Kajüten. Da ſah er ſie durch ihre offene Tür verzweifelt auf ihrem Bett ſitzen, das weinende Geſicht in den Händen, einen Stoß unordentlichen Papiers auf dem Boden vor ſich und auf

ihnen den kleinen Hund, welcher mit ſeinem zarten Stimmchen ſie wütend anbellte. Der Hund hatte ſich an ihre Aufzeichnungen gemacht und hatte ſie zerfetzt.

Die Lage iſt günſtig für eine Liebesſzene: die Beiden ſind allein unten im Schiff; das Fräulein iſt troſtbedürftig; die Erklärung, daß auch er nicht verheiratet iſt, macht keine Schwierigkeiten, und nur eine gewiſſe Beſchämung wegen des guten Kellners hindert noch, daß ſich Fräulein v. M. als Verlobte des Privatdozenten fühlt. Es war ihr ja klar, daß der arme Mann eine Neigung für ſie hatte, und nun widerſtrebte ihr, ihn ſo ſchwer zu enttäuſchen, daß ſie ſich vor ſeinen Augen einem Andern verſprach.

Ihre Kajütennachbarin indeſſen hatte einen ſehr guten und praktiſchen Menſchenverſtand. Sie merkte gleich, was geſchehen war, und, mag es nun Inſtinkt oder Überlegung ſein, beſchloß die Gelegenheit zu einem Sturm auf das Herz ihres Geliebten zu ergreifen.

Es war ſpäter Abend, die Sterne funkelten, das Schiff glitt leiſe durch die Wellen, und ſie ſaß mit ihm allein auf einer Rolle Seile. Das Geſpräch kam auf den Vierwaldſtätter See und die Penſionen, die es in den Ortſchaften am See gibt; ſie erzählte, daß ſie mit dem Doktor nicht verheiratet ſei, und der junge Mann hatte das längſt gemerkt; man ſprach davon, daß die Herrſchaften vielleicht dreitauſend Franken borgen würden, die man ſicherſtellen könnte, und die Köchin verſicherte, daß das Fräulein ſehr reich ſei, das habe ſie gemerkt; er ſpürte, daß ſie dicht neben ihm ſaß, und als er, wie zufällig, ſeine Hand auf ihre legte, fühlte er keinen Widerſtand; ſie erzählte ihm, daß die beiden Herrſchaften ſich heiraten wollten, und fand, daß ſie gut zueinander paßten; dabei ſchien es ihm, als dränge ſie ſich an ihn; er legte den Arm um ſie, und ſo kam es denn, daß er ſie küßte, es war ihm nicht ſo ganz klar, wie ihr Mund mit einemmal vor ſeinem war. Nun, kurz und gut, ſie trennten

ſich ſpät, und als die Köchin in der Kajüte war und Fräulein v. M. noch wach fand, da erzählte ſie ihr gleich Alles, und vergaß auch nicht, eine Andeutung wegen der dreitauſend Franken zu machen; das Fräulein war zwar nicht ſo reich, wie die Köchin meinte, denn ſie war eine Offizierstochter, aber ſie freute ſich doch, daß ſie ſich dankbar erweiſen konnte, und ſo verſprach ſie denn das Darlehen; und ſo endete die Reiſe, die in Kümmernis und Sorge begonnen war, in Heiterkeit und mit zwei Verlobungen.

Das Abiturientenexamen

Ein Offizier hatte in nicht ganz jungen Jahren eine junge Frau geheiratet. Kurz nach der Heirat hatte er den Abſchied genommen, weil es der Frau in der Garniſonſtadt an geiſtiger Anregung fehlte, und lebte nun als verabſchiedeter Major in einer mittleren Reſidenzſtadt. Es gab hier ein ſehr gutes Theater, welches alle modernen Stücke aufführte; die erſten Künſtler kamen und gaben Konzerte, und häufige Vorträge über wiſſenſchaftliche Fragen erweiterten den geiſtigen Horizont der Zuhörer. Alle dieſe Kulturfaktoren benutzte die junge Frau eifrig, indeſſen der Major einen Stammtiſch gleichgeſinnter Herren gefunden hatte, an welchem man über die Tagesereigniſſe, wie über allgemeinere Fragen der Gegenwart ſeine Meinung austauſchte.

Aus der Ehe war ein einziges Kind entſproſſen, eine Tochter, welche nun allmählich heranwuchs. Der Major hatte ſie nach dem Namen ſeiner Mutter Emma nennen wollen, aber ſeine Frau hatte ihn gebeten, ihr den Namen Nora zu geben, und ſo hatte ſie denn den auch bekommen.

Die Geſellſchaft in der Reſidenz war liberal geſtimmt, da die Fürſtin eine edle Begeiſterung für die großen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes hegte, welche in den letzten Jahrzehnten gemacht waren, und ſo wurde denn auch ein Mädchengymnaſium begründet. Die Majorin war Mitglied des beaufſichtigenden Ausſchuſſes und hatte oft die Ehre, von der Fürſtin in ein Geſpräch gezogen zu werden.

Die Majorin ſetzte es durch, daß Nora das Gymnaſium beſuchte. Zwar meinte der Vater, ein Mädchen ſollte lieber Strümpfe ſtopfen und die Naſe in den Kochtopf ſtecken, damit ſie einmal ihrem ſpäteren Mann die Wirtſchaft führen könne,

und ſeine Freunde am Stammtiſch teilten ſeine Anſicht, denn ſie fanden, da das Mädchen ganz niedlich war und einmal Geld hatte, ſo kriegte ſie auch einen Mann; aber die Mutter erklärte, Nora ſei ihr Kind, die Zeiten haben ſich geändert, ſie ſei Ausſchußmitglied, der Beſuch des Gymnaſiums ſei ſchwach, und die vornehmen Familien müßten mit gutem Beiſpiel vorausgehen, die Fürſtin intereſſiere ſich für Nora, und Nora ſei wiſſenſchaftlich begabt und es wäre ſchade, wenn eine ſolche Begabung durch die Beſchäftigung mit Kochtöpfen und Windeln unterdrückt werden ſollte, wie das ja früher freilich die Regel geweſen ſei.

Man kann ſich denken, daß Nora zunächſt ganz der Meinung ihrer Mutter beipflichtete; und ſo beſuchte ſie denn die Tertia, ſie beſuchte die Sekunda, ſie beſuchte auch die Prima; und nun war ſie ſo weit, daß ſie das Abiturientenexamen machen ſollte. Inzwiſchen war ein junger Offizier, ein Neffe des Majors, für einige Zeit als Adjutant des Fürſten in die Reſidenzſtadt gekommen; er hatte in unſerer Familie den Beſuch gemacht und war eingeladen, und ein Verkehr hatte ſich entſponnen, wie es üblich iſt. Der junge Mann hieß Egon.

Egon hatte ein Geſpräch mit dem Major. Er beklagte, daß er ſo wenig von den Wiſſenſchaften verſtehe, denn was man auf den Korps gelernt habe, das vergeſſe man doch ſchon als Fähnrich, und als Leutnant habe man keine Zeit mehr zu Studien. Der Oheim hatte die Vorſtellung, daß ſeine Tochter einmal Profeſſor werden wolle, und fand, daß die Weiber heutzutage verrückt ſeien. Der Neffe ſeufzte und ſagte, wenn man neben einem jungen Mädchen ſitze, das ſtudiere, dann wiſſe man immer nicht, was man ſagen ſolle. Vom Tanzen könne man nicht ſprechen, vom Schlittſchuhlaufen auch nicht, von der neuen Rangliſte auch nicht recht, und von den gelehrten Sachen verſtehe man ſelber Nichts. Ein Kamerad wiſſe eine

Unmenge Witze, die erzähle er, aber davon wollten die gelehrten jungen Mädchen auch nichts wiſſen, und außerdem könne er ſelber keinen einzigen Witz behalten.

So kann man ſich vorſtellen, daß Egon und Nora ſich nicht beſonders nahe kamen, obwohl der Major das gern geſehen hätte, denn er ſagte ſich, daß Egon ein anſtändiger Kerl war und ein guter Offizier; die Mutter freilich fand ihn trivial; ihr wäre es lieber geweſen, wenn etwa ein bedeutender Künſtler oder Gelehrter ſich in Nora verliebt hätte.

Einmal an einem Sonntag war Egon bei den Verwandten eingeladen geweſen. Es hatte einen Gänſebraten gegeben; man hatte fröhlich gegeſſen, der alte Major hatte eine gute Flaſche aus dem Keller geholt, und man hatte auch getrunken; und nun ſaß Egon mit Nora in der guten Stube, indeſſen die Hausfrau im Eßzimmer aufräumte und der Major in ſeinem Zimmer ein kleines Schläfchen machte. Durch den guten Wein hatte Egon die Angſt vor der Gelehrſamkeit Noras etwas verloren und erzählte; und wie nun die Behaglichkeit, die Ruhe und Heiterkeit des Familienlebens auf ihn wirkte, und er an ſeine einſamen zwei Zimmer dachte und den Burſchen, der die Hacken zuſammenklappte und die Hände an die Hoſennaht legte, da ſprach er Nora von ſeinem Leben, und erzählte von ſeiner Mutter, wie die immer für ſeine Wäſche ſorgte; und plötzlich, als er von der Mutter ſprach, da wurde ihm klar, daß die Mutter an Nichts dachte wie an ihn und immer nur für ihn ſparte, und, ohne daß er wußte, wie das geſchah, kamen ihm die Tränen in die Augen. Er erzählte von ſeinem Elternhaus, von ſeinem Arbeitsſtübchen, wie die Mutter überall im Hauſe zugegen war, wie die Wäſche im Winter auf der großen Diele getrocknet wurde und im Sommer im Garten, wie ſie die Sparkaſſenbücher der Dienſtmädchen ſelber in Verwahrung hatte und ihnen die Ausſteuer beſorgte, wenn ſie heirateten, und vieles Andere.

Nora fragte ihre Mutter nach Egons Mutter. Aber die hatte keine rechte Erinnerung; ſie fragte ihren Vater, und der wurde ganz munter; das war eine patente Frau, die hatte ihr Haus in Ordnung, und ein Lachen hatte ſie, wenn man das hörte, dann konnte man nicht traurig ſein. Die hatte Egon zu dem Kerl gemacht, der er war, denn mit dem Vater war nicht viel los geweſen; ja, Egon konnte wohl dankbar ſein, da hatte er recht.

Es war ein mütterlicher Irrtum der Frau Major geweſen, als ſie geglaubt hatte, Nora ſei für die Wiſſenſchaften begabt. Die Lehrerinnen fanden, ſie ſei unbegabt. Sie gab ſich alle Mühe, das gute Mädchen, man konnte der Mutter auch den Kummer nicht antun, und ſo war ſie immer geſchoben bei den Verſetzungen, denn ſchließlich war es immer noch möglich geweſen, ſie in die höhere Klaſſe mitzunehmen, wenn ſie durch beſonderen Fleiß die großen Lücken ausfüllte, die ſie in den hauptſächlichſten Wiſſenſchaften beſaß. Nun aber ſtand ſie vor dem Examen, und die Lehrerinnen hatten keine Hoffnung, daß ſie es beſtehen würde. Nora hatte auch keine.

Die Lehrerinnen hätten ja nun wohl mit der Mutter ſprechen müſſen und hätten den Rat geben ſollen, daß Nora noch ein halbes Jahr den Unterricht beſuchte, um mit mehr Ausſicht des Gelingens in das Examen zu gehen. Sie verſuchten ja denn auch wohl, leiſe Andeutungen zu machen. Aber die Mutter bemerkte Nichts von den Andeutungen, und es wäre ſehr ſchwer geweſen, wenn man ihr nun geradezu hätte alles mitteilen wollen, denn trotzdem die Zeugniſſe außer im Fleiß und Betragen doch immer nur recht ſchwach geweſen waren, glaubte ſie feſt an die große Begabung ihrer Tochter. Sie faßten deshalb den Entſchluß, lieber Nora ſelber alles vorzuſtellen. Die Leiterin der Schule ließ ſie auf ihr Zimmer kommen, eröffnete ihr Alles, und ſagte, es ſei nun wohl das beſte, wenn ſie mit ihren Eltern Rückſprache nehme.

Inzwiſchen aber war die Zeit des Examens ganz nahe gerückt; die ſchriftlichen Arbeiten ſollten ſchon am nächſten Tag beginnen, und in einer Woche ſollte die mündliche Prüfung ſein. Das war ein Tag, auf den ſich die Mutter ſchon ſeit Jahren gefreut hatte. Seit Monaten ſchon ſprach ſie davon, daß ſie an dem Tag eine große Geſellſchaft geben wolle, in welcher Nora gefeiert würde. Sie hatte ſchon viele Vorbereitungen getroffen; zwar waren noch nicht die Einladungen verſchickt, aber die nächſten Freunde waren erſucht, ſich für den Tag frei zu halten; es wurde vorläufig mit der Kochfrau verhandelt und mit den Geſchäften Rückſprache genommen.

Nora verſuchte, der Mutter mitzuteilen, was die Leiterin ihr geſagt hatte; aber auf die erſten umſtändlichen Worte hörte die Mutter nur halb hin; dann wurde Nora immer ängſtlicher, und ſchließlich ſagte ſie nicht das, was ſie hatte ſagen wollen, ſondern redete von dem Kleid, das ſie am Prüfungstag anziehen ſollte. Und ſo ging ſie denn am nächſten Tage mit den Andern in das Prüfungszimmer, ohne daß ſie der Leiterin eine Antwort brachte. Die Lehrerinnen glaubten, ſie habe der Mutter Alles erzählt und die wolle nun doch das Examen erzwingen, zuckten die Achſeln über die elterliche Unvernunft und begannen die Prüfung.

Alſo am Tage des Examens war eine große Geſellſchaft bei dem Major eingeladen. Auch ein Prinz, ein Verwandter des fürſtlichen Hauſes, hatte ſein Kommen zugeſagt. Alle Zimmer wurden umgeräumt. Das Schlafzimmer und die gute Stube wurden zum Eſſen hergerichtet, indem man die großen Schiebetüren auseinanderſchob; nach dem Eſſen ſollten die Tiſche fortgenommen werden, damit man tanzen konnte; das Herrenzimmer blieb; Noras Zimmer wurde Ablegeraum für die Damen, die Dienſtmädchenkammer für die Herren, und ſo war alles Weitere eingerichtet. Die Gäſte waren für ſechs Uhr geladen.

Gegen fünf Uhr kam Nora zurück. Sie ging zu ihrem Vater und weinte an ſeiner Bruſt; er ſtreichelte ihr das Köpfchen und ſagte, ihm ſei es ganz lieb, daß ſie durchgefallen ſei, denn er wolle eine Tochter, die ein Frauenzimmer ſei und nicht eine ſpitze Perſon mit einer Brille auf der Naſe. Sie ſtampfte mit dem Fuß auf und erklärte, ſie verſuche die Prüfung nach einem halben Jahr nicht wieder, wie ihr die Lehrerinnen vorgeſchlagen hätten, denn es ſei nach Gunſt gegangen, und eine Andere, die nicht mehr gekonnt habe wie ſie, ſei durchgekommen. Und daß die Klaſſenlehrerin der Sekunda geweint habe, als der Schulrat erklärt habe, daß ſie durchgefallen ſei, das ſei ihr ganz gleichgültig, denn das wiſſe Jede, daß die nur eine falſche Katze ſei. Der Vater ſchob immer ſeine lange Pfeife zur Seite, die ihn ſtörte, und ſtreichelte ihr das Köpfchen oder wiſchte mit ſeinem Taſchentuch ihre naſſen Backen ab.

Hier nun kam die Mutter in das Zimmer. Sie hatte die Tafelordnung in der Hand, die ſie ihrem Gatten geben wollte, indem ſie ihn gleichzeitig daran zu erinnern dachte, daß er ſich umziehen müſſe. Als der Major ihr Alles ſagte, ſank ſie auf einen Stuhl und weinte, indem ſie Nora und den Major mit Vorwürfen überhäufte, von der Geſellſchaft ſprach, von der Lächerlichkeit, von dem Prinzen, und ſchließlich erklärte, ſie habe getan, was in ihren Kräften geſtanden, ſie trage keine Verantwortung, und nun möge der Major zuſehen, wie er Alles mit der Geſellſchaft in Ordnung bringe.

Der Major war berühmt durch ſeine Trinkſprüche und ſeine witzigen Reden bei Geſellſchaften. Er tröſtete Nora und ſagte, es werde ihm ſchon ein Witz einfallen, der ſie herausreiße; ſie ſolle jetzt nur ſich umziehen, damit ſie recht hübſch ausſehe, wenn die Geſellſchaft zuſammenkomme. »Ach, hübſch bin ich ja auch noch nicht einmal,« rief ſie ſchluchzend, »Egon mag mich auch nicht leiden.«

In dieſem Augenblick aber trat Egon in das Zimmer. Er

hatte den Hausdiener im Gymnaſium beauftragt, ihm zu telephonieren, wenn die Prüfung beendigt ſei, weil er als Erſter Glück wünſchen wollte. So hatte er denn das Unglück nun auch gleich erfahren und war zu den Verwandten geeilt, weil er dachte, daß er in der Verwirrung von Geſellſchaft und verunglückter Prüfung vielleicht helfen könne.

Der alte Major ſah Egon an, der die letzten Worte gehört hatte, Egon ſah ihn an; der Major löſte ſich von ſeiner Tochter los und ging raſch aus dem Zimmer, und die Klinke war noch nicht ins Schloß gefallen, als Egon ſchon Nora im Arm hielt und die Weinende, Lachende, ſich Sträubende herzhaft abküßte.

Es war kaum noch Zeit, daß Nora ſich für die Geſellſchaft anzog; ſie kleidete ſich mit einer Geſchwindigkeit an, welche ihrem ſpäteren Mann nachher immer rätſelhaft war. Man kann ſich denken, daß der Major bei Tiſch eine ſehr witzige Rede hielt; er verglich nämlich das Abiturientenexamen mit der Verlobung und fand, daß die Verlobung auch ein Examen iſt, und daß es für ein Mädchen wichtiger iſt, wenn ſie in dieſem Examen nicht durchfällt.

Nora war ſehr glücklich. Sie ſagte zu ihrem Bräutigam: »Du denkſt immer, daß ich noch ein Kind bin. Aber ich weiß ganz genau, was mir fehlt. Morgen bitte ich meinen Vater, er ſoll an deine Mutter ſchreiben, daß ſie mich bei ſich aufnimmt, damit ich bei ihr lerne, was ich ſpäter wiſſen muß.«

Die Mutter ſprach mit dem Prinzen über das Frauengymnaſium; das Brautpaar hörte, wie ſie ſagte: »So oder ſo, es nützt einem Kind doch immer.«

Die wunderliche Verlobung

Ein verwundeter Offizier kam in einen Winterkurort. Es war ihm ein Finger abgeſchoſſen; die Wunde war ſo unbedeutend, daß er nicht zu liegen brauchte. Bei Tiſche bekam er vom Wirt eine Stelle neben einer jungen Dame angewieſen, die mit ihrer Mutter den Tag vorher gekommen war. Das gewöhnliche Geſpräch begann, von dem Offizier mit Lebhaftigkeit geführt; denn noch zitterte die Erregung der Schlacht in ihm nach, noch lebte er ganz in der Stimmung der letzten Monate, wo jede Stunde der Tod kommen konnte, und jede Minute deshalb ſo koſtbar war, daß man ſie mit der höchſten Kraft des Gefühls und des Geiſtes auszufüllen ſuchte. Die Wirtstafel war, wie ſo Wirtstafeln ſind; da ſaßen ſo viele Menſchen, die genau ſo gleichgültig waren, wie ſie immer ſind; aber der junge Leutnant war wie im Rauſch; es flimmerte vor ſeinem Blick von Menſchen, Leben, Bewegung, Teilnahme, er hätte jeden Einzelnen umarmen mögen und mit ihm ſprechen — ja über was ſprechen? Er konnte nicht ſagen über was, aber er meinte, über die Wonne des Lebens. Draußen vor dem Fenſter glitzerte der Schneeſtaub in dem ſtarken Sonnenſchein, blendend zog ſich die weiße Schneefläche hin; Menſchen kamen in weißem Schneeanzug, mit geröteten Wangen und ſtrahlenden Augen, und eine Luſt, ein Glück, ein Jubel lag in der Luft, daß er an ſich halten mußte, um nicht laut herauszuſchreien.

Das Eſſen ging zu Ende, die Gäſte ſtanden auf, der Leutnant, ſeine Nachbarin — Fräulein Elſe wurde ſie genannt —, die Mutter; einige der Gäſte gingen auf ihr Zimmer, andere eilten hinaus in die Schneebahn; plötzlich ſah ſich der Offizier allein, und wie ein Rückſchlag auf den innern Jubel von vorhin kam ihm nun eine tiefe, grundloſe Traurigkeit, die ihn faſt zu

Tränen trieb. Er ſagte ſich, daß ſeine Nerven noch unruhig waren und verſuchte nach Kräften über die Schwermut Herr zu werden. So war er denn beim Abendeſſen ruhiger, ſprach mehr in dem Ton der Andern; er machte Bekanntſchaften, erzählte und hörte; Fräulein Elſe ſchien ihm das reizendſte von vielen hübſchen Mädchen zu ſein, die er ſah, und er ſuchte nach dem Eſſen wieder in ihre Nähe zu kommen, er merkte, daß ſie ſeine Bemühungen verſpürte und ſchelmiſch lächelte, indem ſie ihn verſtohlen anſah.

Aber am anderen Mittag, als er kam, ſah Fräulein Elſe mit hochrotem Geſicht auf ihren Teller und verbiß mit Mühe ein Lachen. Er begrüßte die Damen, das Gegenüber, und rückte den Stuhl, um ſich zu ſetzen. Da ſah er, wie ſie nicht mehr an ſich halten konnte und losplatzte. Sie hielt das Taſchentuch vor das Geſicht. Die Mutter ſagte ihr leiſe ein paar ſtrenge Worte, die Röte flammte auf Wangen und Stirn noch höher, ihre Schultern zitterten vor Lachen, und zuletzt ſtand ſie auf, das Taſchentuch immer vor dem Geſicht, als habe ſie irgendein Übelſein, und ging aus dem Saal. »Sie iſt noch das reine Kind,« ſagte die Mutter entſchuldigend zu dem Leutnant, »trotzdem ſie ſchon neunzehn Jahre alt iſt.« Er ſagte irgend etwas Freundliches, die Suppe wurde gereicht, man löffelte; als die Suppenteller abgenommen waren, kam Fräulein Elſe zurück, noch rot im Geſicht, aber mit ernſter Miene.

Um etwas zu ſprechen, bemerkte er, die Suppe ſei ausgezeichnet geweſen. »Das ſagt er mir, und durch ihn habe ich ſie verſäumt«, rief ſie ihrer Mutter zu. Er war verwundert über ſie; Mutter und Tochter machten einen ſehr vornehmen Eindruck, und nun plötzlich war da etwas, das man als ſchlechten Ton bezeichnen konnte, eine merkwürdige, unbegründete Vertraulichkeit. Er wurde verlegen und ſprach vom Rodeln; ſie ſah ihn ſchräg an, ihr Geſicht blitzte mutwillig auf, ein neues Lachen

ſchien kommen zu wollen, aber ſie bezwang ſich noch und ſagte: »Nein, ich will ernſt ſein.« Sie fragte ihn: »Nicht wahr, Ihnen iſt es doch lieber, wenn ich ernſt bin?«

Nach dem Eſſen zog die Mutter den jungen Mann in ein Geſpräch; ſie ging mit ihm in das Leſezimmer und wies auf ein Tiſchchen am Fenſter. Fräulein Elſe war verſchwunden. Er hatte eigentlich gar nicht die Abſicht gehabt, ein längeres und gründlicheres Geſpräch mit der älteren Dame zu führen, und war ſehr verwundert über die Art, wie ſie ihn mit Beſchlag belegte. Noch mehr verwundert wurde er über den Gang des Geſpräches. Die Dame erkundigte ſich nach ſeinen Eltern, fragte, ob er Geſchwiſter habe, forſchte zartfühlend, aber doch immerhin merkbar nach ſeinen wirtſchaftlichen Umſtänden; er konnte ſich das Alles gar nicht mit dem ſonſtigen Weſen der würdigen Dame zuſammenreimen. Sie erzählte dann auch von ſich und ihren Verhältniſſen, die ſehr günſtig waren, lobte ihre Tochter, ihr einziges Kind, wie ſie ſagte, und trocknete ſich dabei eine Träne; dann fuhr ſie fort, daß ja heute Alles ſonderbar und unerhört ſei, der Krieg habe ſo viele feſtgewurzelte Anſchauungen geändert, und ſo viele, viele junge Leute ſeien gefallen, vornehmlich aus den höheren Ständen, und endlich ſchloß ſie, man wolle doch ſeinem Kinde nicht im Wege ſtehen, und wenn ein Mädchen heiraten könne, ſo ſei das immer ein Glück für ſie, denn das Studieren oder das Malen ſei doch nur ein Notbehelf, und ſie ſelber ſei mit ihrem ſeligen Mann ſehr glücklich geweſen. Es ſei ja ſchrecklich, auf was die jungen Mädchen heute alles kommen, wenn ſie keinen Mann kriegen. Ein junges Mädchen aus ihrem Stande ſei wahrhaftig Hebamme geworden, die Eltern haben nichts dagegen tun können. Man habe ſie ja zuerſt nicht fallen laſſen wollen, aber es ſei auf die Dauer nicht mit ihr gegangen, ſie habe immer Geſchichten aus ihrem Beruf erzählt und ſich dabei auf die Schenkel gehauen. Es ſchoß dem jungen Mann durch den

Kopf, ob die Dame nicht das beabſichtige, was man Männerfang nennt, aber er ſchämte ſich gleich ſeines Gedankens, als er in ihr gutes, offenes und anſtändiges Geſicht ſah, und ſo ſchob er denn das ganze merkwürdige Geſpräch auf das allgemeine weibliche Mitteilungsbedürfnis.

Im Laufe des Nachmittags ſah er die beiden Damen nicht; am Abend ſaß er ſchon, als ſie zum Eſſen kamen. Er ſprang dienſtbefliſſen auf und rückte ihnen die Stühle zurecht; die Mutter ſetzte ſich mit freundlichem Nicken; die Tochter, welche blaß ausſah, warf ihm keinen Blick zu und wußte ſo zu ſitzen, daß ſie ihm die Schulter zuwendete. Auf ſeine Geſprächsverſuche antwortete ſie einſilbig, und weil er in der langen Zeit des Krieges die geſellſchaftliche Gewandtheit etwas verloren hatte, ſo wußte er zuletzt nicht mehr, was er ſagen ſollte und aß aus Verlegenheit ſehr viel. Er mühte ſich ungeſchickt mit der verwundeten Hand; Fräulein Elſe ſah das und ſagte: »Soll ich . . .«, ſie wollte fortfahren, »Ihnen helfen«, aber ſie beſann ſich plötzlich, und indem ſie vergaß, daß ſie an der Wirtstafel ſaß, klopfte ſie ſich mit dem Händchen auf den Mund, wie junge Mädchen wohl tun, wenn ſie unter ſich ſind. Aber ſie behielt die ſteife Haltung nicht bis zum Ende der Tafel bei. Die ſchwere Waſſerflaſche ſtand in einiger Entfernung von ihr. »Noch nicht einmal ein Glas Waſſer gießen Sie Einem ein«, ſagte ſie zu ihm. Überraſcht ſah er ihr ins Geſicht; wieder war der Ton ſo merkwürdig vertraut. »Nun ja!« fuhr ſie fort; ein merklicher Unmut war in ihrem Geſicht, und er ſah eine Träne blitzen. »Habe ich Ihnen etwas zuleide getan?« fragte er beſtürzt; ſie ſchüttelte den Kopf, ſah vor ſich hin und ſpielte mit der Gabel. »Kommen Sie nach dem Eſſen noch mit mir hinaus,« ſagte ſie haſtig und leiſe, »Mama bleibt abends immer in ihrem Zimmer.« Er machte eine leichte Verbeugung. »Vielleicht haben die Damen ein Anliegen«, dachte er bei ſich. Aber als ſie nun warm verhüllt auf dem knirſchenden Schnee

gingen, zwiſchen den kleinen Häuſern, welche an der Straße lagen, wo man durch die kleinen Fenſter den Leuten in ihre behaglichen niedrigen Stuben mit dem glühenden, eiſernen Ofen ſehen konnte, da begann ſie ihm heftige Vorwürfe zu machen. Sie habe immer ihre eigene Anſicht über die Männer gehabt. Aber es gebe doch Ausnahmen. Ihn habe ſie für eine Ausnahme gehalten. Aber ſie ſehe nun wohl ein, daß ſie ſich getäuſcht habe. Er habe vielleicht geglaubt, ſie werde ihrer alten Dame nichts ſagen. Ihre alte Dame wiſſe Alles. Sie ſei ſehr vernünftig, man könne mit ihr ſprechen. »Aber was denn nur?« fragte ſprachlos der junge Offizier.

Sie waren auf der Straße weiter gegangen bis an das Ende der Häuſer. Von den Fremden kam um dieſe Zeit Niemand hierher. Vor ihnen lag die bläulich weiße Schneebene, weit hinten abgegrenzt durch den Streifen des dunkeln Waldes, über ihnen funkelten in der kalten Luft die Sterne.

Fräulein Elſe ſchluchzte laut auf und warf ſich an ſeine Bruſt. »Es iſt ſchändlich!« rief ſie. »Sie wiſſen, daß ich nicht kokett bin. Sie wiſſen, daß, daß . . . quäle mich doch nicht ſo. Weshalb ſtehſt du denn da wie ein Stock!« rief ſie empört, riß ſich von ihm los und ſtand vor ihm mit geballten Fäuſtchen und ſtampfte mit dem Fuß auf.

Nun war er ja eigentlich noch ratloſer wie vorher. Aber hier kam ihm nun plötzlich das Gefühl aus dem Schützengraben zur Hilfe. »Ach was!« dachte er, ſoweit er überhaupt dachte, »morgen iſt morgen, du küßt ſie ab.« Alſo ergriff er ſie, drückte ſie feſt an ſich und küßte die halb Willige, halb Widerſtrebende auf die Lippen, eine Träne war niedergelaufen, und er ſchmeckte das ſalzige Naß.

»Haſt du mich denn wirklich ſo lieb?« fragte ſie, indem ſie ſich an ihn ſchmiegte. »Meine Mutter ſagte, es iſt bloß große Liebe geweſen.« »Was denn?« fragte der Leutnant un-

ſchuldig. Ärgerlich riß ſie ſich los und rief: »Nun tut er ſchon wieder dumm.« Dann nahm ſie ſeinen Arm, wendete mit ihm um nach dem Haus und ſagte: »Komm.«
Sie zog ihn in das Zimmer der Mutter. Er verſuchte leicht zu widerſtreben, aber das half ihm nichts.
Die Mutter ſaß in einem tiefen Korbſtuhl. Sie faltete die Hände und ſagte: »Es iſt ja ungewöhnlich, Kinder, es iſt ja ungewöhnlich.« Er wußte nicht recht, was er ſagen ſollte, Fräulein Elſe legte ihren Hut ab und knöpfte energiſch ihren Mantel auf. »So ſchnell, Kinder, ſo ſchnell«, ſagte die Mutter. »Wann ſind Sie doch gekommen, Herr Leutnant?« Der junge Mann ſtotterte verlegen die Antwort. »Du kannſt Alles mit mir anſtellen, was du willſt, Kind! Wenn dein Vater noch lebte, der würde das nicht dulden«, fuhr ſie fort. Fräulein Elſe kniete vor der Mutter nieder, ſtreichelte ihre Hände, legte ihren Arm um ſie, ſchmiegte den Kopf in ihren Schoß, blickte lachend zu ihr auf und ſagte: »Ach, ich bin ſo glücklich.« Die Mutter fuhr ihr liebkoſend mit der Rechten über das glatte Haar. »Biſt du glücklich, Kind?« fragte ſie. »Seien Sie gut zu ihr,« ſprach ſie zu dem Leutnant, indem ſie ſich zu ihm wendete, »ſie iſt ein ſtolzes Mädchen, ich kenne ſie nicht wieder; ſie hat Sie ſehr lieb.« Hier kam ein heftiges Schluchzen über Fräulein Elſe; ſie klammerte ſich an die Mutter an und rief: »Nein, ich laſſe dich nicht, ich will bei dir bleiben, ich gehe nicht von dir fort.« Die Mutter ſtrich ihr liebkoſend über die Haare.
»Es iſt ſehr heiß im Zimmer«, ſagte der Leutnant, indem er ſich mit dem Zeigefinger zwiſchen Hals und Kragen fuhr.
»Weshalb haben Sie denn nur den Brief geſchrieben? Sie hat den ganzen Nachmittag geweint«, fragte die Mutter mit leichtem Vorwurf.
»Welchen Brief?« fragte er verwundert.
»Den zweiten«, erwiderte ſie.

»Den zweiten Brief? Ich habe gar keinen Brief geſchrieben!« erwiderte er.

Fräulein Elſe ſprang auf. »Was, keinen Brief . . . Sie leugnen die Briefe ab . . . Ich habe mich ihm an den Hals geworfen, er will mich gar nicht!« ſchrie ſie auf.

»Es liegt hier ein Irrtum vor«, ſagte er mit bebender Stimme. »Ich liebe Sie, Fräulein, und ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn Ihre Mutter mir Ihre Hand gibt. Aber ich habe keinen Brief geſchrieben!«

Fräulein Elſe lief in ihre Kammer, holte ein Käſtchen, ſchloß es mit einem Schlüſſelchen auf, das ſie in der Geldtaſche hatte, und hielt ihm zwei Briefe vor. »Das iſt nicht meine Handſchrift«, ſagte er. »Darf ich leſen?« Fräulein Elſe warf ſich in einen Stuhl, ſchlug die Hände vors Geſicht und nickte.

Die beiden Briefe waren ohne Unterſchrift. Der erſte enthielt eine leidenſchaftliche Liebeserklärung, der zweite heftige Vorwürfe, daß Fräulein Elſe kokettiere. »Die Briefe ſind jedenfalls von einem Herrn an der Tafel geſchrieben, der nicht wagte, perſönlich vorzutreten«, ſagte der junge Mann.

»Wer kann das denn ſein? Der bucklige Rechtsanwalt!« rief das junge Mädchen und lachte; aber dann fuhr ſie fort: »Nein, das iſt ſchlecht von mir. Der arme Menſch!«

»Aber was muß denn der Herr Leutnant von uns gedacht haben?« fragte die Mutter. Beide Frauen wurden tödlich verlegen. Er nahm ſeine Braut in den Arm, und indem er ſie lachend küßte, ſagte er: »Endlich bin ich auch einmal Herr der Lage.«

O gib vom ſeidnen Pfühle . . .

Bei der Regierung zu H. wurde ein Aſſeſſor von Werther beſchäftigt, ein ſehr tüchtiger und begabter Mann, von dem Jeder annahm, daß er eine große Laufbahn vor ſich habe, wenn es ihm wenigſtens glücken ſollte, eine wohlhabende Frau zu gewinnen, denn er war vermögenslos. Aber man durfte wohl annehmen, daß das ihm glücken würde, denn er ſah ſtattlich aus, war geſund, hatte ein liebenswürdiges Weſen, und es hätte nicht der geringſte Grund vorgelegen, weshalb ein Mädchen, das er begehrte, ihn nicht lieben ſollte.

Der Präſident der Regierung hatte mehrere Söhne und eine einzige Tochter namens Anna, welche nun eben im Heiratsalter war.

Anna galt in ihrer Geſellſchaft als ein ausnehmend ſchönes und begabtes Mädchen. Die jungen Herren von der Regierung pflegen ja einen durchaus auf das Wirkliche gerichteten Sinn zu haben, aber beim Gericht findet ſich immer der eine oder andere ſchwärmeriſche Referendar, der ja dann meiſtens Rechtsanwalt wird; aus dieſem Kreiſe, welcher ſich ſehr ſchnell ändert, empfing Anna beſonders viele Huldigungen; freilich waren die Huldigenden eben immer junge Männer ohne Gewicht. Bei den ernſthaften Bewerbern ſtand im Wege, daß die Vermögensverhältniſſe der Eltern als nicht günſtig galten, denn durch die Erziehung und Ausſtattung der drei Brüder war das kleine Vermögen aufgebraucht, welches Annas Mutter von ihren Eltern ererbt hatte.

Herr von Werther ſaß bei einer Geſellſchaft neben Anna. Herren im Frack mit Orden, in weißer Hemdbruſt, mit funkelnden Brillen, in bunten Uniformen, Damen in ausgeſchnittenen Kleidern, mit blitzenden Edelſteinen, Geräuſch

und Geſurr der Stimmen über den Tiſch, Klappen von Fächern, nickende Blumen in Gefäßen, Körbchen mit Obſt und Süßigkeiten, Weingläſer verſchiedener Art neben den Tellern, das Kommen und Bedienen der Leute, das in ganz anderem Schrittmaß geſchah — das ſeltſam aufregende Ganze des Feſtmahles wirkte auch auf die Beiden, daß plötzlich eine Gemeinſchaft zwiſchen ihnen war, eine Vertrautheit und Heimlichkeit, ein Gefühl des Zuſammengehörens in einer fremden Menge, wo denn Türen der Seele ſich öffnen und Worte geſagt werden, die den Menſchen ſonſt nie über die Lippen kommen würden aus Scheu und Befangenheit.

Was war es denn, das ſie ſich ſagten? Als ſie am andern Morgen ſich Jedes die Worte bedachten, die ſie ja genau auswendig gemerkt hatten, da war ihnen, als ſeien das ganz gleichgültige Geſellſchaftsgeſpräche geweſen, die ſie geführt. Es mußten in jenen Augenblicken doch dieſe nun gleichgültigen Geſpräche einen geheimen Sinn gehabt haben, der unmittelbar das Gefühl anregte, die Geſpräche mußten nicht das Wichtige geweſen ſein. Sie hatten aber vom Theater geredet, von einer Sängerin, welche Lieder geſungen, von einem Buch, welches gerade von allen Leuten geleſen wurde; es war Dasſelbe geweſen, das ſie in früheren Geſellſchaften ſchon geſagt und in ſpäteren noch ſagen würden, und das alle Damen und Herren ihres Alters in ihrem Kreiſe auch ſagten, wenn ſie ſich in einer Geſellſchaft trafen.

Die Präſidentin ſprach mit ihrem Mann über Anna. Sie bat ihn, Herrn von Werther etwas an ſich heranzuziehen. Der Präſident ſah ſie mit einem müden Geſichtsausdruck an und nickte mechaniſch mit dem Kopf. Die Frau erſchrak, umarmte ihn, und fragte beſorgt: »Iſt dir Etwas, Lieber?« Er ſchüttelte den Kopf, küßte ſie auf die Stirn und ging.

Herr von Werther wurde von der Präſidentin auffallend bevorzugt. Er war eine Waiſe, ſeine Eltern waren früh ge-

ſtorben, er war in bedrängten Verhältniſſen aufgewachſen; es fehlte ihm an der Leichtigkeit, welche notwendig iſt, und er hatte außer den geſellſchaftlichen Beziehungen, welche ſich aus ſeiner Stellung ergaben, keinerlei Verkehr in Familien. So war ihm die Freundlichkeit der Präſidentin ſehr nützlich. Er wußte ja wohl, daß der Präſident und ſeine Gattin ſeine Neigung zu Anna gemerkt hatten, er bekam auch Anſpielungen von Amtsgenoſſen zu hören, daß er ſeine Laufbahn ſehr geſchickt einleite; zuweilen dachte er auch an ein ſpäteres Leben mit dem lieblichen und klugen Mädchen, und eine tiefe Sehnſucht nach Glück überkam ihn. Es geſchah ihm ſonſt nie, daß er Dichtung las; nun nahm er ſich Goethes Gedichte aus dem Schrank, blätterte und las und dachte an Anna.

Anna hatte eine Freundſchaft, wie ſo Mädchenfreundſchaften ſind, mit der einzigen Tochter eines ſehr reichen Fabrikanten, welche den Namen Marie führte. Marie war vielleicht nicht häßlich, aber unſchön; ſie war klein gewachſen, hatte ein gewöhnliches Geſicht, ausdrucksloſe graue Augen, und vielleicht verlieh nur ein Schein einer großen und harmloſen Güte, der über ihr ganzes Weſen ſtrahlte, ihr eine gewiſſe Anziehung. Marie mit ihren Eltern war durch ihre Freundin in die Geſellſchaft der Beamten und Offiziere gekommen, wo ſie denn als der Goldfiſch galt. Anna hatte auf Bällen gewiß nie Mangel an Tänzern, vielleicht mußte Marie eher einmal einen Tanz ausſetzen; aber die beiden Mädchen fühlten doch genau, daß Marie umſchwärmt wurde und Anna faſt einſam blieb. Sie ſprachen einmal darüber, und Marie meinte, daß Anna für die jungen Herren zu klug und gebildet ſei; ſie dachte an Herrn von Werther, zu dem ſie eine ſtille, ja uneingeſtandene Liebe fühlte, und ſie war ſtolz darauf, daß der ſtattliche Mann die Freundin auszeichnete, der als der begabteſte in dem ganzen Kreis anerkannt war; ſie konnte es nicht ſagen, aber ſie fühlte,

daß Herr von Werther ihrer Freundin alle anderen Verehrer erſetzen konnte, die möglich geweſen wären.

Herr von Werther war auch mit Mariens Eltern bekannt geworden, er hatte Beſuch gemacht und war eingeladen. Marie freute ſich, daß er Gaſt im Hauſe ihrer Eltern wurde und machte ſich nicht klar, ob er beſondere Gründe haben mochte; ſie fühlte eine leichte Verſtimmung ihrer Freundin; aber kaum hatte ſie die gefühlt, als Anna auch durch vermehrte Herzlichkeit den Eindruck verwiſchte, den ſie wohl bemerkt hatte. Wie oft wiſſen wir nicht, welche Gründe uns bewegen, was wir eigentlich erſtreben; die beiden jungen Mädchen ſpürten wohl, daß zwiſchen ihnen eine Entfremdung kam, aber ſie machten ſich deren Gründe nicht klar, mochten ſie ſich vielleicht nicht klar machen; und ſo blieb denn ihr Verhältnis das alte, mit Küſſen, Tändeln, Schwatzen und Kichern und allen jenen oft ſcheinbar kindlichen Äußerungen der weiblichen Jugend, die doch immer einen tief verborgenen Sinn haben.

An einem Abend ging Marie allein nach Hauſe, nachdem ſie ſich von der Freundin verabſchiedet hatte. Es lag Schnee auf den Straßen, die Tritte der Menſchen knirſchten, und ſie fühlte einen unerklärlichen Jubel im Herzen. Ihr Elternhaus war durch ein Vorgärtchen von der Straße geſchieden. Sie ſah das Zimmer des Vaters erleuchtet, das Zimmer der Mutter, das Wohnzimmer; und plötzlich wußte ſie: »Er iſt da.« Sie erglühte vor Beſchämung und zögerte, den Drücker der Tür in die Hand zu nehmen; aber dann ſchüttelte ſie den Kopf, griff feſt zu, öffnete; die Glocke ſchellte, das Mädchen kam, nahm ihr die Sachen ab; am Kleiderhaken hing ſein Hut und Mantel, das Mädchen erzählte: »Der Herr Aſſeſſor iſt da«; ſie ſprach: »So? Ich gehe auf mein Zimmer.«

Sie ſaß auf ihrem Zimmer im Dunkeln auf einem Stuhl vor ihrem Schreibtiſch, ihr Herz pochte. Die Mutter trat ein. Mit freundlicher Stimme fragte ſie, weshalb ſie im Dunkeln

ſitze; ſie antwortete nicht. Die Mutter trat zu ihr, Marie barg ihren Kopf an der Bruſt der Mutter und weinte, die Mutter ſtreichelte ihr das Haar und ſagte: »Wir wollen dir ja nichts in den Weg legen. Er ſoll uns recht ſein als Sohn, er iſt ein tüchtiger Mann und er wird dich lieb haben.« Tränen tropften auf den Kopf Mariens.

Marie dachte an die Freundin. Hätte ſie das faſſen können, was ſie fühlte, dann hätte ſie ſich geſagt, daß ſie ſchuldig ſei gegenüber Anna. Aber dergleichen blieb tief im Untergrund ihrer Seele, und durch eine eigentümliche Verknüpfung der Gedanken war das Erſte, das ſie ihrer Mutter ſagte: »Wird er ſich mit mir auch ſo gut unterhalten können wie mit Anna?« Die Mutter lächelte; ſie wußte ja Nichts von der Gedankenverknüpfung, und hielt den Ausſpruch für eine Äußerung von Mariens Kindlichkeit. Sie ſagte: »Nun mußt du mit in die Wohnſtube kommen.«

Marie ſah Nichts, als ſie in die Wohnſtube trat; ſie fühlte nur, wie ihre Hand hochgehoben, zart gedrückt wurde; der kurze Schnurrbart ſtachelte den Handrücken. Dann lag ſie in den Armen des Vaters und an ſeiner naſſen Backe. Sie dachte ſich: »Weshalb weine ich denn nicht? Die Eltern weinen. Aber vielleicht iſt es gut, wenn ich nicht weine, ich ſehe dann häßlich aus.«

Marie ſchlief ſpät ein und wachte am andern Morgen früh auf. Sie dachte, daß ſie ihre Freundin beſuchen mußte, um ihr die Verlobung mitzuteilen; aber da fühlte ſie einen ſo heftigen Kopfſchmerz, daß ſie bat, ob ſie im Bett liegen bleiben dürfe. Die Mutter ſorgte zärtlich für ſie, ſie ſtreichelte der Mutter die Hand, und indem ſie ſich von der Freundin abgewendet fühlte, ſpürte ſie eine beſondere und neue Liebe zu der Mutter. Sie ſchrieb einige Zeilen auf einen Briefbogen, erzählte Verlobung und Krankheit und ſagte der Freundin Grüße.

Als Anna den Brief geleſen hatte, preßte ſie ihre Lippen zu-

ſammen und reichte ihn ſchweigend ihrer Mutter. Deren Hand zitterte, als ſie las; ſie ſagte: »Das iſt ja eine erfreuliche Verlobung. Ich habe zu Herrn von Werther immer eine beſondere Zuneigung gehabt, und die gute Marie wird einen trefflichen Gatten bekommen.«

Anna ſagte mit Anſtrengung: »Die Gute hat heftige Kopfſchmerzen; man kann ſich wohl denken, die Aufregung war gewiß groß. Es wäre wohl richtig, wenn ich ſie beſuchte. Vielleicht kann ich ihr irgendwie nützlich ſein.«

Die Hochzeit wurde bald gefeiert. »Ich werde an der Hochzeit teilnehmen müſſen, es wird ſchon ohnehin genug geſprochen werden«, ſagte Anna zu ihrer Mutter. Die Mutter ergriff ihre Hand, die Tränen ſtanden ihr in den Augen und ſie wollte der Tochter ein tröſtendes Wort ſagen. Aber Anna wendete ſich ab und ſagte: »Es iſt nicht ſo, wie du wohl denkſt. Ich dachte ja wohl, was ich fühlte, das wäre — nun, das wäre etwas Anderes. Du mußt nicht lachen; ich habe Romeo und Julia noch einmal geleſen. Ich bin keine Julia. Ein Mädchen aus guter Familie iſt wohl nie eine Julia. — Du mußt nicht denken, daß ich das bitter ſage. Ich bin nur verwundert.«

Die Mutter machte eine Bemerkung über Herrn von Werther. »Ach,« erwiderte Anna, »gute Mutter, auch er iſt ja ganz anders, wie du denkſt. Er iſt ein braver Menſch, er iſt vielleicht nicht ſehr entſchloſſen, denn ſonſt hätte er nicht ſo viel bei uns verkehrt; daß er mich nicht heiraten konnte, das wußte er ja, wie ich es wußte; aber es war ja bei ihm wohl noch ſo etwas da, das man gewöhnlich Liebe nennt.« Sie dachte — ſie dachte das nicht wörtlich ſo, aber ſie dachte es fühlend: »Wenn er ein Romeo geweſen wäre, vielleicht wäre ich dann eine Julia.«

Herr von Werther ging unruhig in ſeinem Zimmer auf und ab. Gedankenlos griff er zu dem Band Goetheſcher Gedichte

und ſchlug ihn auf. Da fiel ſein Auge auf die wunderſchönen Verſe:

»O gib vom ſeidnen Pfühle
Träumend ein halb Gehör.«

Sein Auge füllte ſich mit Tränen, und eine Träne tropfte auf das Buch.

Eheglück

In der Familie eines höheren Beamten, des Präſidenten eines Regierungskollegiums, wuchs eine Tochter auf, wir wollen ſie Erna nennen, welche nun in das Alter eingetreten war, wo die Liebe zu einem Manne und der Wunſch, für Kinder und ein eignes Heim zu ſorgen, in einem Mädchen erwacht.

Erna hatte keine Freundinnen gehabt und war aufgezogen, ohne daß ſie viele Einflüſſe von außen verſpürt hätte. So war ſie nun ein träumeriſches, in ſich befangenes Weſen, das Nichts von ſich und ſeinen Wünſchen wußte. Hätte man ſie gefragt, ob ſie ſich von ihren Eltern fortſehne, ſo hätte ſie verwundert den Kopf geſchüttelt; und die Verwunderung wäre nicht ein halbbewußtes Verſchleiern der Wünſche vor ſich ſelber geweſen, wie das wohl oft bei Mädchen iſt, ſondern ſie glaubte wirklich, daß ſie nichts Anderes begehre, als dem Vater im Flur entgegenzugehen und ihn zu küſſen, wenn er vom Amt nach Hauſe kam, bei der Mutter zu ſitzen und mit ihr zu nähen, aus dem Fenſter verloren auf das Treiben der Menſchen auf der Straße zu ſchauen und in der Küche dem Mädchen geſchickt und flink zu helfen.

Ein junger Aſſeſſor, der ein Untergebener ihres Vaters war, kam öfters ins Haus. Sie hatte ihn ſich verſtohlen oft angeſehen und ſich auch wohl gefragt, ob ſie mit ihm am Arm in eine Geſellſchaft gehen möchte; er war ein kurzgewachſener Mann, dem man anſah, daß er einmal eine gewiſſe Körperfülle bekommen werde, er hatte ſchon eine leichte Glatze und ſeine Augen hinter den ſcharfen Brillengläſern zwinkerten etwas. Sie verglich ihn mit ihrem hohen ſchlanken Vater mit ſeinem ſcharfgeſchnittenen Geſicht und ſchüttelte ſich, dann lachte ſie. An einem Tage hörte ſie zufällig ein Geſpräch zwiſchen dem

Vater und dem Aſſeſſor. Sie hatte in der Nebenſtube geſeſſen und hatte ſich nicht rechtzeitig bemerklich machen können; ſie verſtand auch nicht alle Sätze, durch das Gefühl aber wußte ſie, daß von ihr ſelber die Rede war. Ihr Vater ſagte, der Andere wiſſe, wie ſehr er ihn ſchätze; er werde ihm nichts in den Weg legen, er ſolle ſich mühen, zu erringen. Was der Andere erringen ſollte, verſtand ſie nicht. Sie lief ſchnell aus dem Zimmer und ſchlug haſtig die Tür hinter ſich zu; nachher dachte ſie, die Beiden müßten doch gemerkt haben, daß ſie gelauſcht.

Sie ſaß mit ihrer Mutter. Die Frauen hatten jede eine Näharbeit vor; die Mutter ſpürte, daß Erna Etwas auf dem Herzen trug, Erna ſprach über gleichgültige Dinge und ſuchte das Geſpräch ſcheinbar zufällig in die Nähe der Fragen zu bringen, auf die ſie gern Antwort gehabt hätte. Halb beluſtigt, halb gerührt ſah die Mutter auf die emſig Nähende, die ſo ſchlecht verbergen konnte, was ſie fühlte. Sie ſagte, die Ehe ſei für die Frau, was für den Mann der Beruf, man dürfe nicht glauben, wie die gemeinen Menſchen annehmen, daß man heirate, um ein beſonderes und unerhörtes Glück zu genießen; ſondern man müſſe ſeine göttliche Beſtimmung erfüllen; und wenn man das mit rechtem Herzen tue, dann werde auch das ſcheinbar Schwere leicht und man erhalte die Ruhe und Heiterkeit des Gemütes, welche die guten Menſchen haben.

Die Tränen ſtiegen Erna in die Augen. Sie legte ihre Arbeit fort, kniete vor ihrer Mutter, ſchlang ihre Arme um ſie und verbarg in ihrem Schoß das Geſicht. Die Mutter ſtrich ihr zärtlich über den Kopf und ſagte leiſe: »Das Leben iſt heute ſchwer für die Guten, aber du haſt ein tapferes Herz, nicht wahr?« Erna verſtand nicht recht, was die Mutter meinte; aber ſie nickte ſtumm mit dem Kopf, denn das Schluchzen hätte ihre Stimme erſtickt, wenn ſie hätte ſprechen wollen.

Ein früheres Dienſtmädchen, welches lange im Hauſe geweſen,

hatte in der Stadt geheiratet, in welcher Ernas Eltern lebten. Es beſtanden noch immer Beziehungen zu der treuen Dienerin; der Präſident war Pate zu dem erſten Kind; die Frau kam zuweilen, erzählte von ihren Schickſalen, fragte nach Fräulein Erna und ging dann mit allerhand Geſchenken von der Art, wie in ſolchen Verhältniſſen üblich ſind. An einem Tage beſuchte Erna die Frau.

Sie fand ſie in einem ſauberen Manſardenſtübchen; in der einen Ecke ſtand der Gebrauchstiſch, an dem gegeſſen wurde, weißgeſcheuert, mit zwei Küchenſtühlen untergeſchoben; polierte Möbel aus Nußbaum waren mit gehäkelten Decken belegt; an der Wand hing über dem Sofa zwiſchen zwei bunten Alpenlandſchaften ein Bauer mit einem hüpfenden Kanarienvogel; vor dem Fenſter war ein Thron, auf welchem die Frau an der Nähmaſchine ſaß, indem ſie an einem Kleidchen für das jüngſte Kind arbeitete; auf den geſcheuerten Stubendielen ſpielten die beiden älteſten Kinder mit einem hölzernen, längſt ſeiner Wolle beraubten Schäfchen, das einſt Erna gehört hatte.

Erna mußte ſich auf das Sofa ſetzen, mußte wieder aufſtehen und Hut und Mantel ablegen; die gute Frau rannte in die Küche und ſtellte Waſſer auf für Kaffee, rannte dann wieder zurück, dachte plötzlich an ihre Küchenſchürze, lief wieder aus der Stube und band die ab; der Kanarienvogel ſchmetterte in die Verwirrung ſeinen Geſang; endlich aber überwand ſie die Verlegenheit, lachte über ſich ſelber, freute ſich des Beſuches, nahm Ernas Hände zwiſchen die ihrigen und drückte ſie; die Kinder ſtanden daneben, den Finger im Mund; das älteſte ſuchte etwas zu erzählen von dem Schaf, konnte aber mit den Worten noch nicht fertig werden; und ſo entſtand denn eine heitere und glücklich ruhige Stimmung.

Die Beiden ſprachen miteinander, und die Frau fühlte, was Erna bedrückte. Über ihr offenes Geſicht flog eine Röte; aber

dann bezwang ſie ſich und erzählte. Sie fühlte, daß ihre Erzählung Erna nützen konnte.

Ja, da war ein Zuſchneider geweſen in einem großen Geſchäft, der ſehr viel verdiente; er hatte erzählt, daß er ſich auf ſechstauſend Mark ſtehe im Jahr. Der ſagte, daß ſie ſich gleich ſelber ein Dienſtmädchen halten ſollte; und ſie brauchte morgens nicht aufzuſtehen, der Kaffee würde ihr ans Bett gebracht, und er hatte ſich auch ſchon viel geſpart und wollte ſich einmal ſelbſtändig machen; da hätte ſie in den Glückstopf gegriffen. Und er war auch ein guter Menſch, er hatte nichts Rohes und Gemeines, er war immer manierlich, und ſie hätte es gut gehabt bei ihm. Aber wo die Liebe nicht ſpricht, da iſt es ſo komiſch. Er ging doch immer fein angezogen, aber er hatte ſo etwas an ſich, wenn er lachte; er machte immer »hihi«, und es war nun eben ſo, daß das Herz nicht ſprach. Er war ſehr traurig, daß es nichts wurde, und ſagte zuletzt: »Fräulein, Fräulein, Sie werden es noch bereuen, ſo gut wird es Ihnen nicht wieder geboten.« Er hatte ſie wirklich lieb gehabt, und deshalb ſagte er zuletzt, nun wolle er auch nicht mehr hier in der Stadt bleiben, denn das könne er nicht, wenn er vielleicht ſehen ſollte, daß ſie mit einem Andern gehe, und lieber wolle er ſeine gute Stelle aufgeben und anderswohin ziehen.

Nun machte ſie eine Pauſe und erzählte, daß der junge Mann nach Berlin gegangen ſei, und da habe er ſich denn nachher auch verheiratet, und habe ihr das Bild geſchickt, auf dem er mit ſeiner jungen Frau war, und habe ihr dabei geſchrieben, ſeine Frau ſei ſehr gut, ordentlich und fleißig, aber ſie könne er doch noch nicht vergeſſen. Sie habe weinen müſſen, ſo ſei der Brief geweſen, und ſie habe ihn lieber ihrem Mann nicht gezeigt, denn wer weiß, was ein Mann ſich ſchließlich alles denkt. Sie mußte ſich etwas überwinden, ehe ſie weiter erzählte, deshalb ſprach ſie auch noch ſo viel von dem Zuſchneider. Aber nun bezwang ſie ſich und erzählte von ihrem jetzigen Mann.

Der war Tiſchler in einer großen Fabrik; er war jahrelang an derſelben Stelle geweſen, und der Herr vertraute ihm Alles an. Er ging immer am Haus vorbei, und ſie wußte, wann er kam, und ſtand dann jedesmal hinter dem Fenſtervorhang, um ihn heimlich zu ſehen. Er war in einem Geſangverein, dem auch ihre Verwandten angehörten; das wußte ſie, und deshalb bat ſie ihren Oheim, er ſolle ſie doch einmal am Sonntagabend mitnehmen, wenn Kränzchen wäre, und ſo wurde das nun verabredet, daß ſie die Verwandten abholen ſollte, und nun fing es ſo an, daß ſie ſpät kam, und daß ſchon Alles beſetzt war, wie ſie in den Saal traten; ſie ſah ſich um, und da ſaß ihr ſpäterer Mann allein an einem Tiſch, und die anderen Plätze waren noch frei; da zog ſie die Tante zu dem Tiſch, und der Onkel fragte um Erlaubnis, ob ſie hier Platz nehmen dürften, der junge Mann antwortete ſehr höflich, und ſo ſetzten ſie ſich denn und kamen ins Geſpräch, und der junge Mann wurde mit ihnen bekannt. Sie ſah wohl, daß er heimlich nach ihr ſchielte, aber ſie wendete ſich ſo ab, daß er ihr Geſicht nicht ſah, und ſprach mit der Tante, indeſſen er mit dem Oheim ein Geſpräch über Politik führte.

Nun veranſtaltete der Verein am nächſten Sonntag einen Ausflug mit der Bahn. Die Verwandten wollten nicht teilnehmen, der junge Mann fragte, ob ſie nicht allein kommen werde; ſie erwiderte, das ſei doch nicht möglich, da ſie nicht Mitglied ſei und es paſſe ſich auch nicht, da ſie keinen Anſchluß habe; aber er redete ihr zu und ſagte, er habe das Recht, auf ſeine Mitgliedſchaft eine Dame mitzubringen, und die Verwandten redeten gleichfalls zu und ſagten, daß viele von ihren Freunden an dem Ausfluge teilnähmen, denen ſie ſich anſchließen könne. Dann ſagte ſie, daß ſie kein helles Kleid habe, und als die Tante einwarf, daß ſie doch den Stoff für ein helles Kleid beſitze und es ſich noch ganz gut nähen könne, da wendete ſie ein, daß ſie nicht wiſſe, ob es ihre Herrſchaft er-

laube, und ſo machte ſie noch verſchiedene Ausflüchte, bis ſie endlich verſprach, ſie wolle ſich mühen, daß ſie die Hinderungen entferne, aber ſie könne noch nicht ſicher ſagen, ob ſie kommen werde.

Nun ſchnitt ſie ſich ihr neues Kleid zu und nähte abends, wenn ſie mit ihrer Arbeit fertig war, und nähte bis in die Nacht hinein; und das Kleid war wunderſchön, es waren ganz kleine Roſenknoſpen auf weiß darauf gedruckt, und in der Mitte trug ſie einen ſchwarzen Samtgürtel mit einem echten Schloß; es war ſchon am Donnerstag fertig, und ſie zeigte es ihren Freundinnen, und die hatten ja nun wohl gemerkt, daß Etwas war, und fragten ſie nach ihm und beſtürmten ſie, und ſie konnte doch gar Nichts erzählen. Die Freundinnen waren aber auch im Verein, und deshalb verabredet ſie ſich mit denen und ſie gehen zuſammen zur Bahn, und es iſt ein wunderſchöner Tag im Juni, der Flieder blühte wie er noch nie geblüht hatte, und die jungen Männer ſehen ſich nach ihr um, denn ihr Kleid war wirklich geſchmackvoll. So ſetzen ſich die Mädchen nun zu Dreien allein in ein Abteil, und ſie ſelber ſetzt ſich in die Ecke an der Tür und zieht den Vorhang vor das Geſicht, daß ſie von außen nicht zu erkennen iſt; die andern ſagen, das tut ſie, um ihren Schatz zu ärgern, aber es war auch, daß ihr die Sonne gerade in die Augen ſchien. Da kam er gerade an, er hatte einen Blumenſtrauß in der Hand, und nun ging er am Zug entlang und ſah in jedes Abteil. Sie ſchämte ſich, und er wollte auch wirklich vorübergehen, da riefen ihm die Freundinnen zu: »Hier iſt ſie«, denn ſie hatten gleich gemerkt, daß er es war. So ſtieg er denn ein, gab ihr den Blumenſtrauß, und ſie war zuerſt ſehr verlegen, aber dann unterhielten ſie ſich alle gut.

Und ſo ging es nun weiter, er hatte ja ſeinen guten Verdienſt und ſie Beide hatten geſpart, und ſo konnten ſie heiraten, und er war ein guter Mann für ſie, er war ein ſehr ſtrenger

Mann, vor dem ſie Furcht hatte, aber er kannte Nichts als ſeine Familie, die ging ihm über Alles. Jeden Sonnabend brachte er ſein Geld nach Hauſe und behielt Nichts für ſich übrig, wie ſo Viele tun, die der Frau nicht den dritten Teil des Lohnes geben, und dann wurde ausgerechnet und eingeteilt, und was geſpart werden konnte, das mußte ſie immer gleich Montag auf die Sparkaſſe bringen.

Erna hatte mit geſenktem Haupt zugehört. Nun war aber inzwiſchen der Kaffee fertig geworden, und es wurde ein reines glänzendes Mundtuch über den runden Tiſch gebreitet, der Kaffee aufgeſtellt, Semmeln mit Butter geſchmiert, und ſie mußte mit der guten Frau eſſen und trinken.

Was die Mutter geſagt und was die Frau erzählt, das ging ihr immer im Kopf herum; ſie wußte nicht, was ſie tun ſollte und hatte deshalb Angſt. Aber nun war ihr Verehrer einmal mit ihr allein im Zimmer und ſprach Etwas, ſie wußte nicht, was; und plötzlich fühlte ſie, daß ſie verlobt war, er umarmte ſie und küßte ſie auf die Stirn, und in ihren Augen ſtanden Tränen.

Als ſie verheiratet war, da dachte ſie einmal über Alles nach und verglich ſich mit andern Mädchen und Frauen. Es wurde ihr klar, daß ſie es gut hatte, denn ſie konnte doch für ihren Mann ſorgen.

Die Liebſchaft des Dienſtmädchens

Ein junges Mädchen war mit den Eltern von einem Ball zurückgekehrt. Die Mutter hatte ſie auf die Stirn geküßt, der Vater hatte ihr die Hand gegeben und ſie hatte die Hand mit einem Knicks genommen; dann war ſie in ihr Mädchenzimmer gegangen mit den weißen Möbeln und den blumig hellen Vorhängen.

Sie wußte wohl, daß die Eltern ſich Etwas dachten, ſie jubelte innerlich. Als ſie allein war, zog ſie ihre Tanzkarte vor, und auf einen der aufgeſchriebenen Namen drückte ſie einen Kuß. Noch konnte ſie ſich nicht legen. Sie öffnete das Fenſter, ſah hinaus zum dunkelblauen, geſtirnten Himmel, dann zog ſie die Vorhänge vor das geöffnete Fenſter, drehte das Licht aus, um im Dunkeln zu ſein, und ging in frohen Gedanken auf und ab. Eine Weile war ſie ſo auf und abgehend mit ihren glücklichen Gedanken allein geweſen, als ihr plötzlich ein erregtes Flüſtern zum Bewußtſein kam. Vor dem Hauſe, unter ihrem Fenſter, im Garten unten ſchien ein Pärchen in heftiger Erregung zu ſprechen, denn man konnte deutlich eine dunkle, ärgerliche Männerſtimme unterſcheiden und eine helle, flehende Mädchenſtimme. Sie wollte das Fenſter ſchließen, um nicht Zeugin fremder Heimlichkeiten zu ſein, da hörte ſie ihren Namen nennen, »Fräulein Annchen«. Sie erkannte jetzt die Stimme des Hausmädchens. Die Mutter hatte ihr den Ausgang heute abend erlaubt, das Mädchen war gleichfalls auf einem Ball geweſen. Nun war ſie zurückgekommen, ihr Bräutigam mochte ſie begleitet haben.

»Was ſoll denn Fräulein Annchen von mir denken«, flüſterte das Mädchen haſtig und furchtſam; »die iſt ſo, die iſt ja noch das reine Kind.« Der Mann lachte und erwiderte etwas Ge-

meines. Das junge Mädchen oben wurde blutrot, ſie hatte die leiſe Erwiderung der tiefen Stimme nicht ganz verſtanden, aber ſie ahnte, was ſie bedeuten ſollte; ſie ahnte jetzt plötzlich überhaupt, um was das Flüſtern unten ging. Ihre Hände zitterten, ſie lauſchte nun weiter, in Angſt, Scham und Grauen.

Das Mädchen ſchrie leiſe auf und ſtieß den Mann zurück; der Mann fluchte und ſchimpfte; das Mädchen machte ihm mit heftiger Stimme Vorwürfe, ſie habe ihm vertraut, das hätte er ihr ſagen müſſen, daß er auch ſo Einer wäre, ſie habe ihre gute Stelle, die wolle ſie nicht aufgeben für ſo Etwas. Der Mann ſprach nun wieder heftiger. Seine Worte verſtand ſie nicht recht, ſie hörte nur, wie er ſchimpfte, ſie ſei eine Gans. Nun ſprach wieder das Mädchen; ſie ſprach dieſes Mal ſo leiſe, daß auch ſie unverſtändlich blieb. Plötzlich kam in ihre Rede ein ſchnell erſtickter Aufſchrei, wie wenn der Schreienden plötzlich die Hand auf den Mund gelegt wäre, ein Ringen wurde gehört mit weiteren erſtickten Tönen dazwiſchen, die in Jammern und Weinen übergingen.

Fräulein Anna hatte ſich, wie ſie war, in ihr Bett geworfen und den Kopf unter Decke und Kiſſen verſteckt. Erſt nach einer langen Weile wagte ſie wieder den Kopf vorzunehmen; ſie hörte Nichts; nach weiterer Zeit ſchlüpfte ſie aus dem Bett und ſchlich ans Fenſter; da hörte ſie das Mädchen unten leiſe weinen. Leiſe ſchob ſie den Vorhang zur Seite und ſah hinunter in den dunklen Garten; und deutlich erkannte ſie eine einzelne hockende Geſtalt. Ihr Herz pochte heftig; zuletzt wagte ſie, leiſe hinauszurufen: »Sind Sie es, Marie?« Das Mädchen unten verſtummte ſofort im Weinen, man merkte, wie ſie ſich bezwang; ſie erwiderte: »Ich ſuche den Gartenſchlüſſel, den ich eben habe fallen laſſen.« Fräulein Anna ſprach Nichts weiter; das Mädchen machte ſich an der Gartentür zu ſchaffen, ſagte, ſie habe den Schlüſſel gefunden, wünſchte gute Nacht und ging ins Haus.

Am andern Morgen mieden ſich die Beiden, als ſeien ſie Beide ſchuldbewußt; das Mädchen ſah blaß aus mit tiefliegenden Augen, aber mit einem eigentümlich roten Mund und einem ſeltſam glücklichen Lächeln um die Lippen und ſinnendem Ausdruck der Augen.

Fräulein Anna war gleichaltrig mit dem Mädchen, und ſo war denn in Wirklichkeit das Mädchen viel erfahrener und reifer wie die Herrin; aber die Herrin glaubte auch, daß ſie verantwortlich ſei für das ungebildetere Weſen. Nur mochte ſie nicht mit der Mutter ſprechen, denn ſie ſcheute ſich, von ſolchen Dingen zu reden, auch wollte ſie nicht den Anſchein von Angeberei erwecken, und ſo hielt ſie es denn für richtig, daß ſie mit dem Mädchen ſelber redete und ſie vor den Gefahren warnte, die ihr durch eine leichtfertige Liebſchaft drohen konnten.

Sie ſprach ſo zartfühlend, wie es ging, indem ſie ſo tat, als ob ſie die Ausrede mit dem Schlüſſel glaube, und weiter nichts gemerkt habe; aber ſie knüpfte an, indem ſie ſagte, daß ein einzelnes Mädchen doch beläſtigt werde, wenn ſie ſo ſpät nach Hauſe komme, und es ſei doch wohl auch ſchwierig, Jemanden zur Begleitung zu finden, der ganz zuverläſſig ſei, und ſo kam ſie denn allmählich auf ihre Abſicht. Das Mädchen aber merkte bald, daß das Fräulein mehr gehört hatte, als ſie ſagte, ſie wurde rot, dann fing ſie an zu weinen und beteuerte, ſie ſei ein anſtändiges Mädchen und ſtamme aus einer anſtändigen Familie, bei ihr könne ſo Etwas nicht vorkommen, denn wenn ihre Eltern ſo Etwas erführen, dann dürfte ſie ſich zu Hauſe nicht ſehen laſſen, denn ihr Vater ſei ſehr ſtreng, der würde ſie totſchlagen, und ſo redete ſie weiter, indeſſen das Fräulein immer verſtimmter wurde über die geläufigen Lügen. Das Mädchen merkte die Verſtimmtheit nicht, und kam ſo in kurzer Zeit aus dem Beteuern in das eigentliche Schwatzen hinein, wo

denn ein Gedanke ſich verloren an den andern knüpfte, bis ſie, ohne es zu wiſſen, da angelangt war, wohin ihr Sinn ſtrebte, nämlich bei einem Sprechen über ihr nächtliches Erlebnis, freilich nur in ganz allgemeinen Worten, die ihrer Meinung nach Nichts verrieten. Sie ſagte aber, daß Mann und Weib für einander geſchaffen ſeien, und das verlange die Natur, und was die Natur verlange, das ſei keine Sünde, und es geſchehe Vieles in der Welt, das man nicht wiſſe, und ſie für ihr Teil wolle gar nicht Alles wiſſen, aber zu glauben brauche man deshalb auch noch nicht Alles; und ſo ſchwatzte ſie in Einem fort, bis Fräulein Anna ärgerlich fortging und die Verdutzte ſtehen ließ, die denn ſich keine andere Erklärung wußte, als daß das Fräulein neidiſch ſei, weil ſie Keiner wolle.

Das Fräulein ging aber auf ihr Zimmer und weinte; ſie dachte an den Ball und an ihre Glückſeligkeit, und dachte, daß da Etwas geweſen war, das ſie bei ſich im Innern für Liebe gehalten hatte, und eine tiefe Scham übermannte ſie.

Wie ſie ſo im verriegelten Zimmer lag, mit dem Geſicht ins Bett gedrückt, hörte ſie die Gartentür gehen und vernahm einen raſchen Schritt am Hauſe. Sie wußte, wer das war, und wie in einem tödlichen Schrecken geſchah es ihr, als ob ihr das Herz ſtehen blieb. Sie konnte nicht erwarten, noch Weiteres von dem Beſucher zu vernehmen, denn die Haustür lag an einer andern Seite des Hauſes, und vom Flur war ihr Zimmer weit entfernt; trotzdem glaubte ſie genau die Klingel zu hören, das Öffnen des Mädchens, das kurze Geſpräch, das Eintreten; der Haken knackte, an welchen er ſeinen Überrock anhing, ſie hörte die Stubentür gehen.

Nach einer Weile drückte Jemand auf ihre Türklinke. Sie wußte, daß das die Mutter war, riegelte ſchnell auf und ließ die Mutter ein; ſie wußte, was ſie jetzt hören ſollte, und die ganze Zeit über hatte ſie ſich bezwungen, daß ſie ruhig erſcheinen

konnte; und ſo gelang es ihr, daß die Mutter, weil ſie ſelber ſehr erregt war, Nichts von ihrem Zuſtand merkte.

Die Mutter erzählte ihr, daß der junge Mann, von dem ſie wohl wußte, eben angefragt hatte, ob er Anna als Gattin bekommen konnte. Die Eltern waren einverſtanden, ſie hatten ſich ſchon vorher Alles bedacht; die Mutter nahm an, daß auch Anna Ja ſagen würde.

Anna aber ſagte, ſo ruhig ſie konnte, ein Nein; ſie fuhr dann fort und erklärte, daß ſie überhaupt nicht heiraten wolle; im Weiterreden verwirrte ſie ſich immer mehr; aber die Mutter verſtand ja ohne Begründung, was ſie ſagen wollte; ſie wußte Nichts zu erwidern und erhob ſich tiefbeſtürzt, um den beiden Männern die Nachricht zu bringen.

Annas Großvater lebte in der Stadt der Eltern; er war ein ſtiller, alter Gelehrter, der kaum ſeine Studierſtube verließ; er wurde von einer alten Haushälterin betreut, und Anna beſuchte ihn oft, ſaß auf einem Fußbänkchen zu ſeinen Füßen, und blickte zu dem alten Mann auf, der ihr erzählte.

Die Eltern ſchwiegen, als ſie mit ihr am gemeinſamen Mittagstiſch ſaßen, und ſie fühlte ſich ſo einſam, daß ſie den Großvater brauchte. Sie ſaß zu ſeinen Füßen wie ſonſt, und es war Dämmerung.

»Mein Leben iſt ſchön geweſen«, ſagte er. »Als junger Mann hatte ich viele Sorgen, viele Arbeiten, und die Kinder haben mir manche Mühe gemacht. Ich hatte keine Zeit; aber das war gut, ich habe alle meine Kräfte gebraucht und entwickelt. Nun, im Alter, bin ich ein freier Mann, ich kann an Anderes denken. Die Greiſe ſind es, welche die Menſchheit weiterbringen; vielleicht bringe ich ſie eine Kleinigkeit vorwärts.«

Anna fühlte eine tiefe Beſchämung, als ſie dieſe Worte hörte. Sie ſtand auf, ſagte dem Großvater Lebewohl, ging zu ihrer Mutter und ſprach: »Ich habe heute früh gedankenlos und

albern geſprochen. Ich verglich mich mit einem Weſen, das unter mir ſteht, ich muß mich aber vergleichen mit einem höheren Weſen. Wenn ich durch meine Torheit nicht die Zuneigung des Mannes verſcherzt habe, der mich zu ſeiner Gattin machen wollte, ſo werde ich jetzt jeden ſeiner Wünſche erfüllen.«

Nach fünfzig Jahren

In dem Schauſpielhaus einer großen Stadt wurde ein Werk eines Dichters aufgeführt, von dem man ſagte, daß er ein ſehr guter Dichter ſei, aber ſeine Werke ſeien zu ſchwer für die Leute. Er war gekommen, wohl weniger, um ſich die Aufführung anzuſehen, als um dem Leiter und den Darſtellern eine Liebenswürdigkeit zu erweiſen. Er war nun ein gebückter alter Mann. Dieſes Schauſpiel hatte er vor über dreißig Jahren geſchrieben; Niemand hatte nach ihm gefragt, er ſelber hatte es wohl halb vergeſſen. Nun wanderte er durch die Straßen der großen Stadt; in den Schaufenſtern der Buchhandlungen lag das alte Buch aus, das damals gedruckt war; er hatte es ſeiner Zeit nicht leicht gehabt, den Druck zu bezahlen; und das Schlimme war immer geweſen, wenn er ein Werk hatte drucken laſſen, dann war ſchon wieder ein anderes fertig, das auf den Druck harrte; ſo war das viele Jahre hindurch gegangen, bis er endlich alt geworden war und die Schaffenskraft erlahmte.

Als junger Student hatte er eine Weile in dieſer Stadt gelebt; das war nun noch viel länger her, wohl an fünfzig Jahre. Manches hatte ſich geändert in dem halben Jahrhundert, nur einige Straßen waren ſich gleich geblieben.

Damals hatte er eine Geliebte hier gehabt.

Wenn er in ſeine Vorleſungen ging, dann mußte er an dem Haus eines Tiſchlers vorbei. Wir ſehen ja unſere Erlebniſſe immer mit andern Augen an, wie unſere Erfahrungen zunehmen und unſer Verſtand wächſt. Der alte Dichter lächelte; ihm war heute das Kätzchenſpiel der Liebe klar, das man in jungen Jahren mit verbundenen Augen ſpielt. Das Mädchen hatte hinter der Gardine gelauſcht, wenn er gekommen war, er

hatte nichts gemerkt. Sie war einmal kurz vor ihm aus dem Haus getreten mit einem Körbchen, über das ein kleines Tuch gedeckt war; das Tuch flog ab und flog ihm vor die Füße; ſie wendete ſich um, wollte es haſchen und errötete; er ergriff es und reichte es ihr; ſie dankte, und es entſpann ſich ein Geſpräch. Er hatte Nichts gemerkt und hatte geglaubt, daß das Tuch zufällig abgeflogen ſei; aber ehe er es ſich verſah, hatte er ſich mit dem zutraulichen hübſchen Mädchen verabredet, daß ſie ſich am Sonntag treffen wollten.

Sie hatte muntere braune Augen, eine bräunliche Geſichtsfarbe mit geſund durchbluteten Wangen, dunkles Haar, und eine wohlgebaute, kräftige und nicht allzu große Geſtalt. Nach den langen Jahren plötzlich ſtand ſie dem alten Manne wie lebendig vor den Augen, er fühlte, daß ihm die Tränen kamen.

Sie hatte auf ſeiner Stube mit flinken Bewegungen den Tiſch gedeckt und den Kaffee bereitet; ſie hatte ſich ihm an den Hals gehängt, mit vergrößerten Augenſternen ihn angeſehen und leiſe zu ihm geſagt: »Lieber«; ſie hatte Bücher der Dichter geleſen, war mit ihm in das Schauſpiel gegangen, und hatte mit ihm geſprochen über das Geleſene und das Geſehene; ſie hatte immer richtig gefühlt und die wahren Worte gefunden. Was aber war ſein Leben ſeitdem denn geweſen? Er hatte allein in einer kleinen Stube gewohnt und gearbeitet, die altjüngferlich ſäuerliche Wirtin hatte ihm ſein Abendeſſen auf einem Tellerbrett gebracht und über das Wetter oder über die teuren Preiſe geſprochen, oder darüber, daß ſie eigentlich aus guter Familie war, und zu Mittag hatte er in einer Wirtſchaft gegeſſen, wo der Kellner ihn kannte und ihm den Mantel abnahm; das hatte ihn immer gefreut, daß der Mann ſo freundlich zu ihm war und ihm den Mantel abnahm.

Das Mädchen hatte ihm geſagt: »Wenn du fortgehſt, dann will ich keinen andern Liebhaber wieder haben, denn du biſt zu gut zu mir geweſen; dann heirate ich gleich.« Nun war die

Zeit gekommen, wo er fortgehen mußte. Das Mädchen ſagte ihm: »Das habe ich ja gewußt, daß es nicht für das ganze Leben iſt, das kann ich ja nicht beanſpruchen. Aber du biſt doch auch glücklich geweſen dieſe Zeit, nicht wahr?« Dann hatte ſie ſich an ſeinen Hals gehängt und hatte geweint. Sie ſagte ihm: »Ich habe einen Heiratsvorſchlag; der Mann iſt ordentlich und fleißig, und ich habe ihm zugeſagt. Er hat mir geſagt: ‚Aber nun iſt doch das geweſen‘; er meinte das zwiſchen uns; da habe ich ihm geantwortet: ‚Was denkſt du denn von mir, denkſt du, mich hat Keiner gewollt?‘ Da hat er geſagt, ich ſoll nur nicht böſe ſein, er hat das ja nicht ſo ſchlimm gemeint; und das hat er auch nicht.«

Ein halbes Jahrhundert war Das nun her, und in dieſer Zeit hatte der Dichter wohl Vieles erlebt; noch manche Frauenliebe hatte er erlebt, Freundſchaft von Altersgenoſſen, auch Verehrung von jungen Leuten; aber niemals wieder war ſein ganzes Daſein in Glück aufgelöſt. Immer war ſein eigentliches Daſein in der engen Stube bei der ſäuerlichen Wirtin geweſen und in der Wirtſchaft mit dem Kellner, welcher freundlich war, weil er ein Trinkgeld bekam, alles Erleben war nur eine zufällige Unterbrechung dieſes Daſeins.

Der Leiter des Schauſpiels war ein junger Mann. Er ſprach von dem Unrecht, das die Zeitgenoſſen an dem Dichter begangen hatten, er ſprach davon, daß es jetzt überall ſich rege für ihn, daß in einigen Jahren ſeine Werke auf allen Bühnen ſein werden; der Dichter nickte; vielleicht hätte ihm das Freude gemacht, wenn es noch vor fünfundzwanzig Jahren geweſen wäre; aber der Leiter des Schauſpiels war ſo begeiſtert und glücklich, er mochte ihm nicht widerſprechen, drückte ihm die Hand und ſagte, er ſei ſehr ſtolz darauf, ihn ſeinen Freund nennen zu dürfen. Ja, noch vor fünfundzwanzig Jahren hätte es genützt, wenn auch nur ein einziger ſolcher Mann geweſen

wäre; Der hätte ihm Hoffnung gemacht, und vielleicht hätte er da noch Manches gedichtet, das nun ewig ungeſagt blieb.
Die Aufführung kam. Er hatte die Proben nicht beſucht; nun ſah er ſein Werk dargeſtellt vor einer erregten Menge; nach den erſten Verſen ſpannen ſich die Fäden; was er damals erlebt hatte, wurde ihm urplötzlich wieder lebendig; es war ein ſchauerliches Erleben geweſen; er grub das Geſicht in die Hände und ſchluchzte; an Alles erinnerte er ſich wieder, was damals wild und verzweifelt durch ſein Herz gezogen war.
War er denn müde geworden, daß das Alles wieder hatte ſtill in ihm werden können? War er müde geworden durch das Daſein, das er geführt?
Der Leiter des Schauſpiels kam, er holte den Dichter, damit der ſich auf der Bühne zeige. Die Zuſchauer waren gleich dem Dichter erregt und erſchüttert, ſie wußten nicht, was ſich in ihnen bewegte, ſie konnten ſich nur äußern durch das lächerliche Mittel des Klatſchens, er konnte nur antworten durch das lächerliche Mittel des Verbeugens. Was wäre denn zu ſagen geweſen? Daß hinter unſerm Leben eine fürchterliche Verzweiflung liegt, und daß man dieſe Verzweiflung hat ſehen können und dann hat vergeſſen können.
Der Dichter ging am andern Tag wieder durch die Straßen, die alten Straßen, die er von früher her kannte. Sollte er denn nicht ſeine Jugendliebe beſuchen? Er hatte ihre Wohnung erkundet, denn ihr Mann hatte einen auffallenden Namen und ein ſeltenes Gewerbe gehabt.
Er trat in ein ſauberes Stübchen; ein ſteinaltes Mütterchen ſaß in einem Lehnſtuhl am Fenſter und ſtrickte, ihr gegenüber — es mußte ja wohl ihre Enkelin ſein; aber er mußte an ſich halten, um nicht auf ſie loszuſtürzen und ſie zu umarmen, das halbe Jahrhundert war vergeſſen, und er war wieder gleich dem zwanzigjährigen Studenten. Die Enkelin ſah genau ſo aus, wie die Geliebte ausgeſehen hatte.

Aber er begrüßte die alte Frau, nannte ihr ſeinen Namen und gab ihr die Hand. Die alte Frau erhob ſich und machte einen Knicks. Sie dankte ihm, daß er noch an ſie gedacht hatte. Das junge Mädchen ſah ihn neugierig an. Die Jugend war verſchwunden, die fünfzig Jahre waren wieder da, und er ſtand in einer ſauberen Kleinleuteſtube vor einem zitternden, freundlichen alten Mütterchen.

Erinnerung

Ein unverheirateter Mann von etwa ſiebzig Jahren bewohnte mit einer alten Haushälterin allein ein ererbtes Haus in einer kleinen deutſchen Stadt. Man trat durch die Haustür mit der lange nachklingenden Schelle auf die große und kühle Diele, aus welcher die gegenüberliegende Tür in den ſtillen grünen Hof führte. An den Wänden ſtanden alte dunkelbraune geſchnitzte Schränke. Eine gewundene flache Treppe mit eiſengeſchmiedetem Geländer, das ſchwarzes Rankenwerk mit goldenen Blumen darſtellte, führte nach oben. In den Zimmern des alten Mannes reihten ſich hohe Gerüſte mit Büchern, hingen alte Bilder von Vorfahren, von Anſichten vertrauter Gegenden; geſchweifte Stühle ſtanden vor Tiſchen, welche auf gewundenen Säulen ruhten, auf denen Kupferwerke, Mappen, Bücher lagen. Mehrere Menſchenalter hindurch hatten die Vorfahren des alten Mannes in dieſem Hauſe gelebt; jedes Alter hatte Bücher und Bilder, Möbel und Anderes zugekauft und neben den älteren Sachen aufbewahrt; nun erinnerte die Einrichtung an Leute, die längſt verweſt waren in der Kirchhoferde, von denen Niemand mehr etwas wußte, als der einſame alte Enkel; an Vater und Mutter, Großeltern und Urgroßeltern und Ahnen erinnerte ſie.

Der alte Mann hatte einen Freund gefunden, einen Jüngling, welcher mit vollen Wangen und blitzenden Augen in die Welt ſah. Er wollte erzählen, und nun lauſchte ihm jemand. So ſaßen die Beiden in einer Dämmerſtunde um den großen runden Tiſch. Sie hatten ein altes Buch beſehen, das in gefalteten Kupfern einen großen Aufzug im ſiebzehnten Jahrhundert darſtellte mit Wagen, die wie bauchige Drachen mit geringelten Schwänzen geſchnitzt waren oder wie fremdartige

Vögel; eine beſtaubte Flaſche Wein mit halbgefüllten Gläſern ſtand vor ihnen.

Wie nun die Dunkelheit ſich allmählich immer mehr ſammelte, wie die Stille bemerkbarer wurde und dem Einen die Züge des Andern undeutlicher erſchienen, da lehnte ſich der alte Mann in den Lehnſtuhl zurück und begann zu erzählen.

»Ich war als junger Menſch in die Großſtadt gekommen, wo ich an der Univerſität Vorleſungen hören ſollte. Meine Familie hatte keinerlei Beziehungen zu dem neuen Ort meines Aufenthaltes — merkwürdig! Ich ſpreche ſofort in abgezogenem Ausdruck — und ſo ging ich denn durch die breiten Straßen zwiſchen den hohen Häuſern, verloren in der fremden haſtenden Menge, und las die Ankündigungen von Zimmern an den Hauseingängen, ſtieg Treppen hoch und ſprach mit Vermieterinnen, ſah mir Stuben an; und ein Gefühl grenzenloſer Verlaſſenheit zwiſchen gemeinen Menſchen kam über mich mit laſtender Schwere.

Endlich fand ich eine Wohnung, die ganz anders war wie die übrigen. Eine ſtille vornehme Dame in Trauer von etwa vierzig Jahren öffnete mir, erwiderte gemeſſen meinen Gruß, der unwillkürlich achtungsvoll geworden war, und führte mich in das Zimmer, das ſie vermieten wollte. Es war mit alten Möbeln aus dem Anfang des Jahrhunderts ausgeſtattet, die immer gut gehalten geweſen waren; die Fenſter gingen auf einen ſehr großen Hof, in welchem ſich zwei Linden breiteten; Spatzen lärmten in ihnen und die Sonne blitzte in Tropfen, welche auf den hellgrünen Blättern lagen. Ich erklärte, daß ich das Zimmer mieten wolle. Die Dame zögerte eine Weile, ſah mich an, und ſagte endlich: ‚Wir leben ſehr zurückgezogen, es iſt das erſtemal, daß wir das Zimmer vermieten, es iſt immer ſehr ſtill bei uns geweſen.‘ Ich fühlte, was ſie ſagen wollte, denn manche Reden der üblichen Zimmervermieterinnen hatten mir gezeigt, welche Sitten herrſchen mochten; aber ich

war ſo verlegen, wie die Dame und konnte nicht recht antworten; ich ſagte nur, wahrſcheinlich ſehr ſchüchtern: ‚Sie werden mit mir zufrieden ſein.‘ Eine Art von Freude flog über ihr Geſicht, ſie reichte mir ihre Hand.

Ich beſuchte meine Vorleſungen, ging zum Eſſen, holte mir Bücher von der Bibliothek, las auf meinem Zimmer. Nach Möglichkeit vermied ich Geräuſche und Störungen meiner Mitbewohner. Es ſtellte ſich heraus, daß die Dame noch eine erwachſene Tochter bei ſich hatte; ein Dienſtmädchen war nicht in der Wirtſchaft; jeden Morgen kam eine Aufwärterin, welche auch mein Zimmer beſorgte. Von dem Leben der Damen erfuhr ich nichts; ja, ſogar jenes Wenige wurde mir erſt nach einigen Wochen klar.

Es fand ein großer feſtlicher Umzug ſtatt, der durch unſere Straße kam. Ich ſaß in meinem Zimmer und war unentſchloſſen, ob ich mich von meinem Buch losreißen und auf die Straße hinuntergehen ſollte; da klopfte es, und die Tochter trat in die Tür. Sie lud mich ein, in das Wohnzimmer der Familie zu kommen, um den Zug aus dem Fenſter zu betrachten.

Wie ſoll ich das Mädchen beſchreiben? Sie war ein ſchlankes, biegſames Kind von vielleicht ſiebzehn Jahren, mit lichtem, leicht roſa angehauchtem Geſicht, das ſchnell blutrot werden konnte bei einer Verlegenheit, mit ſtrahlenden, mutwilligen und zugleich ſcheuen Augen, und mit einem Mund, der ein ſo reizendes Lächeln hatte, ein ſo reizendes Lächeln, wie ich es nie ſonſt bei einem Menſchen geſehen habe.

Ich trat in das Zimmer, begrüßte die Mutter; aber von dem erſten Augenblick an, da Lilla, ſo hieß das Mädchen, auf meiner Schwelle geſtanden, war ein Band zwiſchen uns geweſen, das ich ſtark ſpürte, ein elektriſcher Strom, welcher beſtändig geſpannt war, fühlte ich mich innig vertraut mit ihr, wie wenn wir ſeit Langem verbunden wären. Wenn ich zu

ihr ſprach, ſo umging ich die Anrede, denn mir war, daß ich ſie mit du anſprechen müßte, und das durfte ich doch nicht.
Die beiden Frauen lagen in dem einen Fenſter, ich lag im andern. Wir ſprachen miteinander; Lilla richtete ſich auf und machte mir über die Mutter weg Zeichen. Die Mutter erzählte, daß ſie am Nachmittag mit Lilla ausgehen wolle, um einen verſprochenen Beſuch bei ihrer Freundin zu machen. Lilla deutete mit dem Finger auf ſich und ſchüttelte den Kopf. Die Mutter fragte, ob ich zu Hauſe bleiben werde; Lilla ſchüttelte den Kopf, ich ſchüttelte gleichfalls, es war mir, als werde ich durch ihre Bewegung gezwungen, denn mir war gar nicht klar, was das alles bedeutete. Lilla drückte ihre Freude aus, dann ſah ſie mich feſt an, als wollte ſie mir einen Gedanken mitteilen. Ich ſprach ohne Zögern aus, daß ich gegen zwei Uhr gehen wolle, um das Feſt weiter zu betrachten. Sie lachte, dann zeigte ſie auf ſich und hob vier Finger hoch; ich wußte, daß ich um vier Uhr in die Wohnſtube kommen ſollte. Aber das wußte ich wie im Traum.
Ich verließ das Haus Punkt zwei Uhr und kehrte kurz vor vier Uhr in meine Stube zurück. Als es vier vom nahen Turm ſchlug, klopfte ich leiſe an die Tür der Wohnſtube. Niemand antwortete, aber ich hörte ein leichtes Raſcheln. Vorſichtig öffnete ich die Tür; da ſaß Lilla in den Winkel des tiefen, alten Sofas gedrängt, die Füße hochgezogen, ſah nach mir hin. Eine heftige und faſt ſchmerzliche Sehnſucht ergriff mich; ich eilte auf ſie zu, kniete auf den Teppich vor ihr, nahm ihre Hände, küßte ſie, hielt ſie vor mein Geſicht, und verbarg mein Geſicht in ihrem Kleid.
Sie lachte wie ein ſilbernes Glöckchen, und vielleicht lachte ſie aus Befangenheit, denn eine ſüße Angſt teilte ſich mir mit; ſie ſchloß die Augen, und ich barg wieder mein Geſicht in ihrem Kleid. Nachher küßte ich ſie.
Wir haben ja Nichts geſprochen. Was ſollten wir denn

ſprechen? Wir wußten uns Nichts zu ſagen. Aber wir hielten unſere Hände verſchlungen, Finger zwiſchen Finger.«
Dem alten Mann rollten runde Tränen aus den Augen. Er ſchwieg eine lange Weile, dann entſchuldigte er ſich; es war eine merkwürdige Entſchuldigung, die er vorbrachte; denn er ſagte: »So lange iſt das nun her, daß man zu Tränen gerührt wird«, dann fuhr er fort.
»Wir haben alſo eine Stunde zuſammengeſeſſen, haben Nichts geſprochen, und ſind ſelig geweſen; als die Turmglocke fünf Uhr ſchlug, ich hörte deutlich die fünf Schläge, da ſagte ſie: ‚Du mußt nun gehen; ich habe meiner Mutter geſagt, daß ich Kopfſchmerzen habe, deshalb hat ſie ihren Beſuch allein gemacht; ſie kommt gleich wieder zurück, und ſie darf dich nicht im Hauſe ſehen.‘ Ich zögerte, aber ſie bat flehentlich, ſtand auf und zog mich an der Hand. Da küßte ich ſie nochmals auf den Mund und ging; ich ging auf die Straße hinunter, irrte mit heißem Kopf ohne Ziel durch die Straßen und kam ſpät nach Hauſe zurück.
Als ich die Gangtür aufgeſchloſſen hatte, merkte ich eine ſonderbare Unruhe im Zimmer meiner Wirtsleute. Ich wollte vorbei in meine Stube gehen, da öffnete ſich die Tür, die Dame ſtand auf der Schwelle, verweint, hatte die Lampe in der Hand. Hinter ihr im Dunkel war jemand, man hörte auch ein Ächzen.
‚Mein Kind ſtirbt‘, ſagte ſie.
Ich begriff die Worte nicht und fragte gedankenlos: ‚Wie?‘ Dann aber wurde mir plötzlich alles klar, ich folgte der Vorausgehenden in das Zimmer. Der Arzt ſaß am Sofa, auf welchem das Mädchen gebettet war, eine andere Dame ſtand der Liegenden zu Häupten. Die Sterbende wendete mir ihr Geſichtchen zu und lächelte.«
Mit anderm Ton ſagte der Alte »ihr liebes Geſichtchen zu und lächelte«.

Dann fuhr er nach einer Weile fort: »Die Mutter erzählte, daß das Kind herzkrank war. Sie hatte ſie nie allein gelaſſen. Heute hatte ſie eine Verabredung gehabt, das Kind hatte plötzlich Kopfſchmerzen bekommen, ſie war allein gegangen, das erſtemal in ihrem Leben; als ſie nach Hauſe kommt, es iſt kurz nach fünf Uhr, da hockt das Kind im Sofawinkel, die Füße unter das Kleid gezogen, ſieht ſie mit großen Augen an und ſagt: ‚Ich bin ſehr krank, Mutter.‘

Ich weiß ja Nichts von dem Kind,« ſchloß der Greis; »es ſtarb in meinen Armen, meine Tränen floſſen ihm über das Geſichtchen. Ich weiß auch Nichts von der Mutter, denn ich ſagte ihr Nichts und fragte ſie nach Nichts, und ich war ſo erſchüttert, daß ich die Stadt verließ. Nie habe ich wieder etwas von ihr erfahren.

Ja, ich weine, ich alter Mann«, ſagte er zuletzt. »Weshalb ſoll ich nicht weinen? Sie können nicht wiſſen, weshalb ich weine; ich wollte es Ihnen ja gern ſagen, aber ich finde die Worte nicht, denn einen Grund, den ich mitteilen könnte, habe ich ja nicht.«

Auf der Straße

Ein Student ging an einem Abend eine Straße in Berlin entlang. Es war um die Zeit, da die Geſchäfte geſchloſſen werden; Mädchen und Männer der verſchiedenſten Art drängten ſich und haſteten; dem hochgewachſenen und vornehmen jungen Mann ſah man es an, daß er aus einer ganz andern Welt ſtammte, wie dieſes wimmelnde Volk; mancher bewundernde und lockende Blick aus weiblichen Augen, mancher gehäſſige aus männlichen fiel auf ihn, ohne daß er es bemerkte.

Es macht ſich von ſelber, daß auf der einen Hälfte des Fußſteigs die Menſchen hintereinander gehen und auf der andern kommen; man ſtumpft ſich das Auge in dem Ziehen der gleichgültigen Menſchen ja bald ab; auf dem Fahrweg gleiten die Straßenbahnen her und hin, fahren die Laſtwagen, die Selbſtfahrer, die Droſchken; von der andern Seite des Trottweges fällt aus den Läden mit allerhand Waren helles Licht; man ſchiebt ſich gedankenlos weiter in dem allgemeinen Drängen der Menſchen, unter dem Raſſeln und Kreiſchen der Wagen, in dem unruhigen Licht der Läden und der Straßenlampen, und die freundlichen oder feindlichen Blicke, den Blickenden ſelber wohl zum großen Teil unbewußt, werden nur unbewußt aufgenommen.

In der Reihe der Menſchen, welche auf der andern Hälfte des Steiges der Reihe entgegenkam, in welcher er ſelber ſich vorwärtsſchob, erſchien plötzlich ein junges Mädchen von ſo ganz andrer Art wie die ganze Umgebung, ſo ganz der Gattung des jungen Manns angehörig, daß ſie dieſem inmitten der tauſend unbemerkten Geſichter zum Bewußtſein kam; es war ihm, als ob es ihn plötzlich durchzucke; und auch das junge Mädchen, das ähnlich verloren in der Menge getrieben war, mußte von

ihm angezogen ſein; denn für einen ganz kurzen Augenblick ruhten die Augen der Beiden ineinander; das junge Mädchen riß ihren Blick zuerſt los, ſenkte den Blick und errötete leicht, und es war, als ob ſie ihren Schritt in der drängenden Menge zu beſchleunigen ſuchte.

Der Student trat aus ſeiner Reihe, wendete ſich um, ſchob ſich in die Reihe, in welcher das junge Mädchen ging und folgte ihr. Er war durch drei Perſonen von ihr getrennt. Ungeduldig ſuchte er ihr näher zu kommen; als er einen Menſchen zur Seite ſchob, erfolgte ein häßliches Schimpfen; er hörte nicht und drängte auch den zweiten Menſchen fort; dann dauerte es eine Weile, ehe er an die Stelle des dritten kommen konnte; nun ging er dicht hinter dem Mädchen; er wußte: ſie fühlte, daß er dicht hinter ihr war, denn er ſpürte, daß ſie heimlich lachte; ſie bog den Rücken etwas ein. Jetzt gelang es ihm, neben ihr zu gehen. Er zog den Hut und brachte eine höfliche Redensart vor; ſie biß ſich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen, und ſah ihn ſchräg an.

So gingen die Beiden nebeneinander; er plauderte und ſie lachte, antwortete zuerſt einſilbig, ſprach dann mehr und ſchneller, und endlich gingen die Beiden ſelbſtvergeſſen, Arm in Arm, in der flutenden Menge.

Als ſie auf ſeinem Zimmer waren, wollte er ſie das erſtemal küſſen. Sie wendete das Geſicht ab und Tränen füllten ihre Augen; ſie ſagte: »Sie müſſen nicht ſchlecht denken von mir, es iſt die bitterſte Not, die mich treibt.« Dann aber wendete ſie ihm Geſicht und Mund zu; er war befangen geworden über ihre Worte und hatte ſie laſſen wollen; nun küßte er ſie und ſie erwiderte ſeine Küſſe.

Sie ſaß, gedankenverloren und in ſich gekehrt, indeſſen er im Zimmer auf und ab ſchritt; dann ging es wie eine Bewegung durch ihren ganzen Körper, von Kopf bis zu Fuß, als ob ſie etwas abſchütteln wolle, ſie ſagte leiſe vor ſich hin: »Ich will«,

und erhob ſich, indem ſie liebevoll und freundlich zu ihm hinſah.

Nachdem nun Alles geweſen war, nahm er ihr die Geldtaſche aus dem Kleid; er wollte ein Goldſtück hineinlegen. Aber als er die Geldtaſche öffnete, da fand er darin drei Hundertmarkſcheine, ſauber zuſammengefaltet, jeden einzeln, wie ſorgfältige Frauen tun, welche für das Papiergeld ja keine beſondere Taſche haben. Er kehrte ſich erſtaunt zu ihr, in der linken Hand die Geldtaſche, in der rechten die Scheine; ſie verſteckte ihr Geſicht lachend im Kiſſen und ſagte: »Die Scheine ſollſt du behalten, ich bekomme jeden Monat tauſend Mark für meine Kleider; was ſoll ich damit? Ich habe Freundinnen, die nur hundert Mark von ihren Eltern bekommen; du ſollſt dir eine ſchönere Wohnung nehmen.« Er wurde ärgerlich und ſteckte die Scheine unordentlich in die Geldtaſche zurück. Sie ſtand auf, legte ſchmeichelnd die Arme um ſeinen Hals und bat ihn; ſie ſagte, daß ſie ihre Worte doch nicht böſe gemeint habe, und ſie habe ihn lieb, und ſie wiſſe wohl, daß er ſie nicht lieb habe, das ſei ihr aber gleichgültig; ſie trocknete ſich eine Träne ab und lachte, dann ſagte ſie, ſie gehöre ihm doch nun, und Alles, das ſie habe, gehöre ihm auch; aber ſie wolle nie wieder von Derartigem ſprechen, wenn er das nicht möge; und ſo nahm ſie ihre Geldtaſche und ſteckte ſie wieder fort, und dann machte ſie das Bett zurecht, ſich ſelber und die Stube, wie eine fleißige Hausfrau. Der Student hatte Brot und Alles, das zum Abendeſſen nötig iſt; ſie deckte den Tiſch, ſtellte den Teekeſſel auf die Weingeiſtlampe, ſetzte die Teller zurecht, Meſſer und Gabeln; der Teekeſſel ſummte, der junge Mann ging im Zimmer auf und ab, leiſe zwiſchen den Zähnen ein Studentenlied ſingend; ſie ſetzte ſich vor den Tiſch, legte die Arme auf und drückte das Geſicht weinend in die Arme. Er trat zu ihr, beugte ſich über ſie; ſie ſchlang ihren Arm um ihn und verbarg ihr naſſes Geſicht an ſeiner Bruſt.

Von nun an beſuchte das Mädchen den Studenten jede Woche, immer an dem Tage des erſten Zuſammenſeins.
Er fragte ſie nach ihrem Namen, nach ihren Eltern; ſie ſchüttelte lachend den Kopf und legte den Finger auf die Lippen. Er fragte ſie weiter und ſagte, daß er ſie lieb habe und von ihrem Vater verlangen wolle, daß er ſie ihm zur Ehe gebe; da ſchüttelte ſie den Kopf und ihre Augen füllten ſich mit Tränen; ſie ſagte: »Ach, wenn du alles wüßteſt, ſo würdeſt du erſchrecken«; und ſo umarmte und küßte ſie ihn und ſagte: »Einen Tag in der Woche darf ich dich ſehen ein paar Stunden lang; heute ſehe ich dich, und vielleicht ſehe ich dich die nächſte Woche wieder, und vielleicht auch noch die übernächſte Woche; und einmal wird die Zeit kommen, wo ich dich nicht mehr ſehen darf.«
Nun geſchah es an einem Tag, als ſie bei ihm war und in den Spiegel ſah, um ihr Haar aufzuſtecken, daß ihm eine Veränderung auffiel bei ihr. Er legte den Arm um ſie und zog ihren Kopf an die Bruſt und flüſterte ihr ins Ohr, was er dachte; da nickte ſie ſtill und ihre Augen wurden feucht, ſie preßte ſich an ihn und ſagte: »Wir haben uns doch lieb gehabt, nicht wahr?« »Weshalb ſagſt du haben?« fragte er erſtaunt. Sie erwiderte nicht und blickte ſtill zu Boden; dann lächelte ſie und ſagte: »Wir wollen recht glücklich ſein und uns freuen.« So waren ſie beiſammen; und ehe ſie ſchied, da ſagte er: »Du nimmſt das von mir an, was in mir das Weſentliche iſt, denn ich bin tot, wenn du fortgegangen biſt; anders kann ich mich nicht ausdrücken.« Da lächelte ſie noch einmal, küßte ihn noch einmal auf die Stirn und wendete ſich zum Gehen.
Als der Tag wiederkehrte, an dem ſie kommen mußte, da harrte er vergebens. Er hatte ſeine Tür zu einer ſchmalen Spalte geöffnet und ſtand da, in der Hand die Klinke, um nach der Treppe zu lauſchen; es gingen Schritte von Männern und von Frauen, auch von Kindern; man konnte unterſcheiden, ob

die Schritte von alten Leuten kamen oder von jungen, von Leuten mit ſchwerem Schuhwerk oder mit feinem; es rauſchte auch wohl einmal ein Kleid und huſchte ein ganz leichter Frauenſchritt; aber ſeine Geliebte kam nicht.
Sie kam nie wieder und niemals ſah er ſie wieder.

Marmara

Ein junger Engländer aus vornehmem Haus war auf Reiſen geſchickt, um die Welt kennen zu lernen. Er kam nach Konſtantinopel, und durch einen Zufall geſchah es, daß er nach Marmara hinausfuhr.

Er kam am Nachmittag in dem Städtchen an, ſtieg im Gaſthaus ab und betrachtete ſich, was nach Bädeker betrachtenswert war. Für den Abend riet ihm der Pförtner, ein Haus zu beſuchen, in welchem man leichte Muſik und unterhaltende Vorträge aller Art anhören und Tanz, Kunſtſtücke und Schauſtellungen, welche dem Andern entſprachen, betrachten konnte.

Er betrat einen hohen Saal, der mit Säulen geſchmückt war. An runden eiſernen Tiſchen mit Marmorplatten ſaßen die Menſchen auf Rohrſtühlen aus gebognem Holz und lauſchten den Darſtellungen auf der Bühne.

Der junge Mann, wir wollen ihn Robinſon nennen, ſetzte ſich vorn an einen Tiſch, zu welchem ihn ein dienſtbefliſſener Kellner führte, und betrachtete, was auf der Bühne geſchah.

Ein ganz junges Mädchen, ſie mochte kaum vierzehn Jahre zählen, trat anmutig hinter dem Vorhang heraus; ſie wurde mit lebhaftem Beifall von den Gäſten begrüßt und verbeugte ſich zierlich. Ihre großen ſchwarzen Augen ſchienen auf Robinſon geheftet zu ſein. Sie trug ein rotſeidnes mit Gold geſticktes Kleidchen, das ihren jugendlichen Körper ſchlank umfloß.

Sie begann zu tanzen. Aber das war kein Tanz, wie wir ihn kennen, das war eine Darſtellung, die Darſtellung eines Erlebniſſes. Sie ging trippelnd, mit dem Fächer ſchlagend, den Blick hier und dorthin wendend, wie ein Vögelchen, blieb plötzlich ſtehen, wippend und neugierig mit langem Hals. Dann

ein plötzliches Erſchrecken, ein Zurückweichen, indeſſen der Blick gebannt in derſelben Richtung bleibt. Sie hat den Mann geſehen, der ihr Schickſal werden ſoll. Sie faltet die Hände über der Bruſt, ihr Blick wird wie verzerrt, ihre Geſtalt beugt ſich vornüber. Da, ein neues Erſchrecken, ein Zittern, ihre Glieder werden ſchlaff und hängend, ihr Köpfchen richtet ſich ſchwermütig auf, die Lippen öffnen ſich — der Geliebte hat ſie umarmt, er drückt ihr den erſten Kuß auf den Mund. Nun ein Tänzeln, Schwänzeln, ein Wippen, Beugen und Neigen, Fächerſchlagen und Augenwinken, Lippenſpitzen, Blicken und Blinken; ſie ſpielt vor dem Geliebten. Nun ſetzt ſie ſich mit gekreuzten Beinen, kindlich ernſthaft mit dem Kopf nickend: ſie hat ein Saitenſpiel in der Hand, an dem ſie ſachkundig dreht und ſtimmt, zupft, probt und klimpert; nun iſt Alles in Ordnung; ſie legt den Leib des Spiels in den Schoß und hält den langen Hals mit der andern Hand; die erſten Töne der Melodie klingen und ſingen, ihre Stimme fällt ein, und ſie ſingt ein Liedchen dem Geliebten, um ihn zu erheitern, günſtig zu ſtimmen, zu unterhalten, wie ein Vögelchen auf dem Zweig zwitſchernd den Mann unterhält, der am Fuß des Baums hingeſetzt iſt.

Robinſon war wie verzaubert. Er verwendete kein Auge von der zierlichen Figur, er ſah nicht die Gäſte in ihren ſchmierigen Röcken, die klebrigen Kellner, welche haſtig hin und her liefen, er hörte nicht das Klappern der Bierkrüge und Kaffeetaſſen, er ſah nur das Mädchen, das die Augen halb geſchloſſen hielt und ſingend ihn prüfend anſah.

Der Beſitzer des Hauſes kam zu ihm und ſetzte ſich an ſeinen Tiſch. Er war ein ſchlaublickender Armenier in tadelloſem ſchwarzem Gehrock mit ſelbſtgebundner Kravatte; das kurzgeſchorne Haar, wie das Fell eines Maulwurfs, ſchnitt ihm in der Mitte tief in die niedrige Stirn über der langen Naſe. »Sie iſt eine Spaniolin,« ſagte er, »eine Jüdin; aus einer

alten frommen Familie ſtammt ſie, aber ſie iſt ihren Eltern fortgelaufen, es war ihr zu langweilig zu Hauſe. Vorgeſtern abend iſt ſie zu mir gekommen, ich habe ihr gleich ein Kleid gegeben und habe ſie auftreten laſſen. Ihr Vater hat ſie verflucht, der Herr weiß ja, wie dieſe frommen Juden ſind, einen Fluch vom Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, ſie hat ihn ausgelacht und hat geſagt, er hat ihr nichts mehr zu befehlen, nämlich ich ſtehe unter fremdem Schutz. Ein ſchönes Mädchen! Und ſie iſt noch ſo, wie ſie von ihrer Mutter gekommen iſt. Der Herr kann ſich denken, unſre jungen Leute! Aber ich habe geſagt: die iſt für einen Mylord. Sehen der Herr nur, das Mädchen iſt eine ſchlaue Kröte, die ſieht immer nach hier.« Er nickte dem Mädchen zu, das ernſthaft den Blick auf die Saiten ſenkte.

Als das Liedchen beendet war, erhob ſie ſich. Sie machte einen Knicks, wie ein kleines Schulmädchen und lief eilig hinter den Vorhang. Die Leute klatſchten Beifall, ſie trampelten, ſie riefen Hoch, ſie verlangten, daß ſie noch einmal erſcheine; der Vorhang teilte ſich einen Augenblick, ihr Köpfchen kam zum Vorſchein, ſie grüßte dankend mit ſchlauen Augen, dann war das Köpfchen verſchwunden und kam nicht wieder zum Vorſchein.

Robinſon erhob ſich, bezahlte den Kellner und ging hinter die Bühne. Der Armenier ſtand da und empfing ihn mit einer Verbeugung, dann führte er ihn zu dem Mädchen. »Sie heißt Judith«, ſagte er. »Ich habe ihr ein beſonderes Ankleidezimmer gegeben, ſie ſollte nicht zwiſchen den Andern ſein, das paßte mir nicht. Der Herr werden ſehen, wie elegant das Zimmer iſt, Nichts iſt geſpart. Die Möbel ſind aus Paris, die Stoffe habe ich aus London kommen laſſen.«

Das Zimmer war ein weißgekalkter kleiner Raum, in dem ein gichtbrüchiger Langſtuhl ſtand mit Plüſchbezug, zwei wackelige Stühle aus gebognem Holz, ein runder Mahagonitiſch, der

aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſtammen mochte, ein entſprechender Kleiderſchrank, und ein hochgetürmtes Bett mit dicken Federkiſſen in blendend weißem Bezug. Auf dem Langſtuhl hockte Judith. Sie hatte die Beine hochgezogen und umfaßte ſie mit ihren bräunlich magern zierlichen Armen. Ihre Augen wendete ſie lockend auf Robinſon, plötzlich wurde ſie tiefrot und ſchlug die Augen nieder.

Robinſon hatte eigentlich den nächſten Vormittag nach Konſtantinopel zurückfahren wollen. Aber er blieb den nächſten Tag und den übernächſten, und den folgenden, eine ganze Woche, und noch eine Woche. Er war in einem Taumel des Glücks und der Seligkeit. Sein Blick wurde tief und leuchtend, ſeine Lippen waren leicht geöffnet, und ihm war, als könne er in tiefer Luſt die ganze Welt atmend in die Bruſt einziehen.

Abends dehnte ſich geheimnisvoll der flache Strand, menſchenleer, unbelebt. Der Mond ſchien ſilbernes Licht vom Himmel, die Spitzen der Wellen erglänzten weithin in ſeinem Schimmer. Er ging mit Judith im weichen Sand, der noch warm war von der Hitze des Tages. Ihre nackten Füße drückten ſich leicht ein. Nur mit einem leichten Kleidchen waren ihre ſchlanken Glieder bekleidet, in der Mitte wurde es durch einen ſchmalen Gürtel zuſammengehalten. Sie hing an ſeinem Arm, wie wenn es eine leichte Pflanze gäbe, die am Arm hängen und mitgehen könnte, ein Epheu etwa. In einem langen, gebrochnen Streifen zitterte das Widerbild des Mondes im Meer. Plötzlich riß ſie ſich von ihm los und lief leicht über den warmen Sand vor ihm her. Ihre Füßchen ſchienen hinzuſchweben, es war kein Schatten, der einen Eindruck im Sand verraten hätte. Sie lief, und ihre Umriſſe verſchwammen in dem ſilbernen Licht, gegen den Hintergrund des grauen, ſilberſchimmernden Sands. Da begann ſie zu tanzen. Sie drehte ſich, die Hände wagerecht von ſich haltend, das Köpfchen geneigt,

und das Kleidchen ſchwang um ſie in weitem Kreis, ſie ſchwebte nach rechts und lief nach links, ihr Körper beugte ſich wie eine Gerte. Da war es, als ob ihr Kleidchen ſich löſte; der Gürtel war entfallen, es ſchwang in weiterem Kreis, wie ein Nebelſtreifen um ihren leuchtenden Körper, nun ſchüttelte ſie ſich, da fiel das Kleid ganz, und der ſchlanke, biegſame Körper beugte ſich und ſchmiegte ſich, er neigte ſich und drehte ſich; ſchwank bewegte er ſich, er ſprang und hob ſich, er ſchob ſich und dehnte ſich, und ihre Arme ſehnten ſich und flehten, nach dem Mond, der ruhig golden die Sterne führte am tiefblauen Himmel, unbewegt und rund und glänzend, indeſſen Alles ſtill war auf dem regungsloſen Strand, leiſe angeſpült von den dunkeln, ſilbergeſpitzten Wellen.

In dem Gaſthaus, welches Robinſon bewohnte, nahm ein neuer Fremder Aufenthalt, ein Herr de Laveleye, ein Franzoſe, der ſchon im Alter von ſechzig Jahren ſtehen mochte, aber gewiß zwanzig Jahre jünger erſchien. Er war ein ſchlanker hochgewachſener Mann, deſſen Äußerem man anmerkte, daß er ſorgfältig bemüht war, es zu erhalten und jung erſcheinen zu laſſen. Kein weißer Faden zeigte ſich in dem halblang geſchnittnen und militäriſch gebürſteten Haar, in dem kurzen Schnurrbart; die Haut des Geſichts war ſorgfältig gepflegt; nur bei genauem Zuſehen ſah man einige feine Linien in den Augenwinkeln, erſchien die Linie von den Naſenflügeln zu den Enden des Mundes etwas zu ausgearbeitet. Seine Hände waren weiß, ſie faßten feſt; die Finger waren lang und ſchmal mit ſchmalen Nägeln. Seine Stimme war von Natur hart; er wußte ihr etwas Weiches und Gefälliges zu geben.

An einem Abend nach der Vorſtellung ging Robinſon in das Ankleideſtübchen Judiths, um ſie abzuholen zu dem nächtlichen Gang am Strand. Die Tür ſtand halb offen, er trat ein; das Mädchen war nicht zu ſehen. Er dachte, ſie habe ſich einen Augenblick entfernt, ſetzte ſich geduldig auf den einen der

elenden Stühle und wartete; er hörte die Türen gehen, die Menſchen ſich entfernen, die Lichter wurden ausgelöſcht. Zuletzt ſtand er auf und ſuchte Jemanden, der ihm Auskunft geben konnte. Er fand nur noch ein altes Weib, das die Reinigungsarbeit beſorgen mochte. Auf ſeine Fragen antwortete ſie ihm, daß ſie keine Auskunft geben könne, ſie ſei erſt ſoeben gekommen.

Verſtimmt trat Robinſon ins Freie. Er nahm den Hut ab, ein friſcher Hauch von der See wehte ihm an die erhitzte Stirn. Durch eine dunkle und enge Nebengaſſe ging er der See zu.

Plötzlich im Dunkeln fühlte er ſich leidenſchaftlich umarmt und geküßt. Eine tränennaſſe Wange legte ſich an die ſeine. Die Arme umklammerten ihn, daß er ſich nur mit Mühe löſen konnte. Da hing Judith an ſeinem Hals, ſie ſchluchzte und drückte ihr Köpfchen an ſeine Bruſt. »Lebwohl, Geliebter,« ſagte ſie abgebrochen, »lebewohl. Ich will dich nie vergeſſen, nie. Du darfſt mich auch nie vergeſſen, nie.« Sie löſte ſich von ihm. Er hielt ſie feſt. »Laß mich,« ſagte ſie, »ich muß nun von dir gehen. Ich muß von dir gehen, denn ich muß an meine Zukunft denken. Aber keinen andern Mann werde ich wieder lieben, wenn ich die Augen ſchließe, dann ſtehſt du lebendig vor meinem Blick und bewegſt dich.«

Er fühlte, wie ſie haſtig ſeine Hand abtaſtete. Er trug einen ſehr wertvollen Edelſtein. Sie drehte den Ring ab und ſagte ſchluchzend: »Ich nehme ihn als Andenken«; ſie küßte Robinſon heiß und drückte ſich eng an ihn. Sie ſchluchzte: »Als Andenken an dich.«

Robinſon war ſehr verlegen, er ſagte: »Ich hätte dir lieber meine Uhr gegeben« . . . und in ſeiner Verlegenheit nahm er die Uhr aus der Taſche.

»Ich nehme auch die Uhr«, rief ſie und küßte ihn mit dem tränennaſſen Mund. Sie behielt den Ring am Finger und ſchloß die Hand über der Uhr.

»Ach, du weißt ja gar nicht, wie ſchwer ich es habe«, fuhr ſie fort. »Mein Vater, der alte Gauner, hat mir ja immer Alles fortgenommen, was ich verdiente. Nicht einen roten Pfennig habe ich. Und dieſer Ring und dieſe Uhr, die ſind mir heilige Andenken, ich werde mich nie von ihnen trennen.«
»Ich habe noch etwas Geld bei mir,« ſagte Robinſon ſchüchtern, »ich hatte dir ja ſchon Viel gegeben . . .«
»Du kennſt meinen Vater nicht«, erwiderte ſie. »Ich muß die ganze Familie erhalten. Die Mutter kann nicht mehr verdienen, ſo iſt es, die Herrn wollen ſie nicht mehr. Und ich muß doch für meine Zukunft ſorgen!« Sie ſuchte geſchickt in ſeiner Taſche; ehe er es ſich verſah, hatte ſie ſeinen Geldbeutel herausgezogen. »Tauſend Dank, Geliebter, einzig Geliebter!« rief ſie und warf ſich noch einmal in ſeine Arme, in beiden Händen Uhr und Geldbeutel, am Finger den Ring; er wollte ſprechen, er wollte den Geldbeutel zurücknehmen; plötzlich fühlte er ſeine Arme leer. Sie hatte ſich ihnen entwunden. Er ſah ſich um, überall dichtes Dunkel. Er ging zur Hauptſtraße zurück, da warfen große elektriſche Glocken ihren Schein, wie Monde, welche man aufgehängt hat, die lange Straße hinunter.
Am andern Morgen in der Frühe bezahlte er mit den letzten Goldſtücken, die er beim Wirt hatte, ſeine Rechnung und reiſte zurück nach Konſtantinopel. In Konſtantinopel ließ es ihn nicht, er reiſte ab. Er reiſte weiter, er beſah ſich Kleinaſien, er beſtieg das Schiff und fuhr nach Indien. In Indien ging er auf Jagd und ſchoß Tiger und Elefanten, er beſuchte merkwürdige Tempel, wurde von den hohen Beamten eingeladen und nahm an Feſtlichkeiten und Empfängen teil. Er beſuchte dann China und Japan. Mit einem amerikaniſchen Schiff überquerte er den ſtillen Ozean und kam nach Amerika. Mehrere Jahre war er auf ſeiner Reiſe, zuletzt kam er zurück nach London.

Sein Vater hatte ihm ein Pferd geſchenkt. Das Tier war ihm lieb. Jeden Morgen ritt er in einen benachbarten Park; der Geruch der Erde des Reitwegs, welche durch den Tau erfriſcht war, des betauten Graſes, der feuchten Baumblätter und des vermodernden Waldbodens, das leiſe Traben und Galoppieren auf dem weichen Boden, die Begegnung mit andern Reitern und Reiterinnen, leiſe und lautere Stimmen der Waldvögel, und das unbeſtimmte Brauſen der ungeheuren Stadt; dazu das freudige Gefühl, das ihm durch das Pferd mitgeteilt wurde, denn das Pferd wußte, daß er es liebte und freute ſich des Reiters und des Reitens — das alles erweckte in ihm eine jugendliche Luſt, eine Zufriedenheit und Heiterkeit, in der ihm das Leben glücklich, froh und ohne Gefahren ſchien.

Unter den Reitern, denen er allmorgendlich begegnete, war ein Jugendbekannter von jener Art, wie die Jugendbekannten ſo ſind; er beſprach gleichgültige Sachen mit ihm, freute ſich, wenn er ihm begegnete, erkundigte ſich nach ſeinem Leben und den Schickſalen der andern Jugendgenoſſen: und ſo hatte er zu ihm eine folgenloſe und ruhige Beziehung.

An einem Morgen ſagte Walther, ſo hieß der Freund, daß ein gemeinſamer Bekannter, deſſen man noch nicht erwähnt hatte, von ſeinen Reiſen zurückgekommen ſei. Er habe eine junge Frau mitgebracht, die Tochter und einzige Erbin eines vornehmen Franzoſen, die er in Paris kennen gelernt und gleich geheiratet habe. Überall in der Geſellſchaft ſpreche man von der anmutigen, lieblichen Franzöſin; ſie habe Aller Herzen im Sturm erobert, ſelbſt die der Frauen. »Du weißt, daß ich die Sitten der Franzoſen nicht für vollkommen halte«, fuhr Walther fort, »aber dieſe junge Frau hat wirklich tadelloſe Formen. Ich habe noch nie ſo etwas geſehen. Sie hat ein bezauberndes Lächeln; ich bin überzeugt, wenn ſie Einem den Dolch in das Herz ſtieße, ſie würde es mit dieſem Lächeln

tun, und man würde ſich nicht beklagen. Kein Menſch kann ſich vorſtellen, daß ſie je einen Gedanken gehabt hat, der einer Dame in der Geſellſchaft nicht vollkommen angemeſſen wäre. Sie iſt vollendet. Es wird von ihr erzählt, daß ſie wundervoll ſingt; Jemand, der ſie in Paris noch vor ihrer Heirat einmal in einer Geſellſchaft geſehen, berichtet Aufregendes davon. Heute abend hat das junge Paar Empfang. Du mußt kommen, du mußt ſie dir anſehen.«

Robinſon kleidete ſich gegen Abend für die Geſellſchaft an, ſtieg in das Auto und fuhr bei dem Jugendbekannten vor. Er kam etwas ſpät, ſo ſtanden ſchon viele Autos vor dem Hauſe, man merkte, daß zu dem Empfang ſich eine große Menge von Menſchen einſtellte. Der Vater des jungen Gatten war eine Perſönlichkeit von Gewicht, der junge Mann ſelber hatte unter ſeinen Altersgenoſſen viele nähere oder fernere Bekannte, dazu kam die Neugier auf die ſchöne Franzöſin, und ſo muß es denn nicht wunder nehmen, wenn Robinſon bei ſeinem Eintritt in den Saal eine ziemliche Menſchenmenge vorfand. Er drängte ſich zwiſchen den Anweſenden hindurch, hier ſich verneigend, dort eine Hand drückend, mit der Hand winkend, einen kurzen Gruß hinwerfend; in der Mitte, unter dem Kronleuchter, ſtand das junge Paar.

Robinſon erkannte den ſtattlichen Jugendfreund gleich, trotzdem er ihn ſeit mehreren Jahren nicht geſehen; er ließ ſich von ihm der anmutigen Gattin vorſtellen, welche das Engliſche mit einer lieblich fremdartigen Betonung ſprach. Nur ein paar Worte des Glückwunſches und des Dankes wechſelte er mit dem Freund und der jungen Frau, dann trat er wieder zurück in den Kreis, denn andre Beſucher kamen heran, dem Gatten die Hand zu drücken und ſich vor der jungen Frau zu verbeugen.

Im Zurücktreten war ihm plötzlich, als komme ihm die junge Frau bekannt vor, als habe er das liebenswürdig leichte

Lächeln ſchon einmal geſehen, das über ihr Geſicht flog. Er wußte, daß das ſchwerlich möglich war; in Paris hatte er nicht in der Geſellſchaft verkehrt, es war auch kaum zu denken, daß er ein ſolches Geſichtchen mit ſo wundervollen dunkeln und tiefen Augen ſollte vergeſſen haben; es mußte, wie das ja oft geſchieht, eine Gedächtnistäuſchung vorliegen.

Die junge Frau ſtand in der Mitte der bewundernden und verehrenden Männer in weißſeidnem Kleid, aus dem ihre alabaſternen Schultern ſich hoben, bekrönt von dem lieblichen Kopf mit dem vollen dunklen Haar. Die Schleppe lag lang und ſchwer hinter ihr auf dem bunten Teppich; ihr zart jugendlicher Körper war in dem koſtbaren Kleid wie fremd, und doch trug ſie es wie ſelbſtverſtändlich, wie ſie auch die Hand mit dem Fächer ruhig und ſelbſtverſtändlich bewegte und Antworten gab oder Fragen ſtellte, als könne Alles nicht anders ſein. Der Ring der Herrn im Frack um ſie ſchloß ſich immer dichter: die Herrn waren jugendliche Erſcheinungen, ſchlank, gut gewachſen, mit energiſchen, regelmäßigen Geſichtern. Es fiel Robinſon plötzlich auf, wie ähnlich ſich eigentlich Alle waren; er dachte verloren: welcher Unterſchied iſt doch unter ihnen, könnte man nicht eigentlich den einen für den andern ſetzen?

Das Geſpräch rauſchte und ſchwirrte, Diener gingen mit Brettern durch die Menge und boten an, es war ein allgemeines Summen, aus dem man einzelne Worte nicht vernehmen konnte; das Licht flirrte auf den bunten Kleidern der Damen, auf weißen Nacken und Schultern, blitzte in Edelſteinen und ſprühte; und eine allgemeine Luft, wie ſie ſich in der Geſellſchaft entwickelt, umfing Alle.

Plötzlich hörte Robinſon eine Stimme ſagen: »Sie wird ſingen.« Es kam eine neue Bewegung in die Menſchen, gegen die Mitte des Saals zu wurde es leerer, und an den Wänden ſtanden mehr Leute. Er ſah, wie der Freund die Gattin zum

Flügel führte, an dem ſchon ein Herr in Frack taſtenanſchlagend und verſuchend ſaß. Robinſon fühlte ſich plötzlich allein im Saal; die junge Frau hatte ſich neben dem Flügel aufgeſtellt, ihr Blick fiel achtlos auf ihn; er trat zurück zu einer Gruppe von jungen Männern, welche ſich an einer Wand hielten, gegenüber der Sängerin.

Nun klangen die erſten Worte des Liedes. Sie waren fremd. Der Flügel drängte ſeinen Ton gläſern, tot und plump vor. Aber nun war es plötzlich, als verſchwinde die Begleitung, und die Stimme der jungen Frau kam allein zum Bewußtſein. Sie ſang ein leichtes, heiteres Liedchen, es war, wie wenn ein Vögelchen auf dem Zweig zwitſchert.

Plötzlich wurde ihm klar: die junge Frau war Judith, ſeine Geliebte von Marmara. In dem Augenblick fühlte er auch ihren Blick in dem ſeinen, ſie hatte ihn zugleich erkannt; der Ton ſtockte ihr in der Kehle, ſie wurde bleich, eifrige Männer ſtürzten zu, ihr Mann fing ſie in den Armen auf. Robinſon hörte, wie aus weiter Ferne, ihre Stimme: »Keine Beſorgniſſe, bitte, es war wohl für einen Augenblick die Hitze, mir iſt wieder ganz wohl.«

Die Beſucher brachen auf; die Gaſtgeber ſtanden, die Beſucher gingen an ihnen grüßend vorbei zum Ausgang. Auch Robinſon ging vorbei. Da hörte er die leiſe Stimme der jungen Frau: »Sie ſagen ihm nichts, nicht wahr?«

Frühling

Zwei Bekannte ſaßen in einem Kaffeehaus an einem der großen Fenſter, durch welche man die Vorgänge auf der Straße beobachten kann, als ſei man mitten in ihnen. Die Beiden waren junge, reiche Männer, der eine ſeit nicht allzu langer Zeit verheiratet, wir wollen ihn Kurt nennen; der andere noch unverheiratet, in gemeinſamer Wirtſchaft mit ſeiner Mutter lebend; ſein Name ſei Walther.

Es war Frühling. An der Ecke ſtand ein Blumenmädchen mit ihrem Korb. Sie bot Maiblumen feil und hatte neben ſich ein großes Gefäß mit ſpaniſchem Flieder. Die Menſchen haſteten an ihr vorüber, zuweilen blieb Jemand ſtehen, ein Herr, eine Dame, mit nachdenklichem Geſicht, und erſtand eines der Maiblumenſträußchen, welche das Mädchen darbot.

»Ja, nun iſt Frühling«, ſagte Walther ſinnend. Es war Klappern von Taſſen, eiliges Gehen der Kellner, langſam unſchlüſſiges Kommen von Gäſten, die eigene Luft des Kaffeehauſes, das Rauſchen geleſener Zeitungen, Summen von Geſpräch.

Die Menſchen draußen gingen am Fenſter vorbei, langſam und ſchnell, ſie ſahen in den Raum hinein oder beachteten die große Spiegelſcheibe an ihrer Seite nicht; es war ein beängſtigendes Strömen, und die Beiden vergaßen nach einer Weile, daß da nun jeder vorübergehende Menſch doch ein Weſen für ſich war, mit Gedanken und Plänen, Hoffnung und Furcht.

Beiden fiel ein Mädchen auf, das langſam, wie ziellos, ſchlenderte. Sie trug eine Kollegmappe unterm Arm, eine Studentin offenbar. Ein unpaſſender Hut war auf ihrem Kopf, die Kleider hingen an ihr häßlich und unanſehnlich; man ſah,

daß ſie gleichgültig getragen wurden. Ihr Blick fiel zufällig zur Seite; ſie hatte graue Augen mit einem gedankenlos troſtloſen Ausdruck.

Kurt, der Verheiratete der Beiden, ſagte: »Das wäre eine Aufgabe, dieſes Weſen zu wecken. Sie ſieht häßlich aus, verſtaubt, möchte ich ſagen; aber das iſt der Ausdruck, die Bewegung, der Gang; ziehen Sie dem Mädchen ſchöne Kleider an, ſprechen Sie mit ihr, wie man mit einem Mädchen ſprechen muß, dann wacht ſie auf, das Mädchen kann eine Schönheit ſein.«

Walther ſah prüfend durch das Fenſter. Das Mädchen bemerkte ſeinen Blick, ein leichtes Rot überflog ihr blaſſes, faſt graues Geſicht, einen Augenblick leuchteten ihre Augen auf, dann ſchlug ſie die Wimpern nieder und ging raſcher. Sie verſchwand im Gedräng.

»Es iſt wohl eine Neugierde, was den Mann zu flüchtigen Liebesbeziehungen treibt«, ſagte Walther. »Auch ich habe ſolche Anknüpfungen verſucht, dann habe ich das aufgegeben. Für ein Mädchen, wie das eben vorübergegangene, wäre eine Bekanntſchaft mit Ihnen oder mir Schickſal. Was wäre die Bekanntſchaft für uns? Man wird wohl ſagen, daß es für mich Zeit iſt, zu heiraten. Ja, ich habe einen großen Betrieb, er macht mir Freude, ſoweit Einem Etwas Freude machen kann. Nun iſt Frühling; wenn man jünger iſt, ſo erwartet man da Etwas, ein unverhofftes Glück, wahrſcheinlich doch eine Liebe. Was iſt nun die Liebe? Liegt da einfach ein Übereinkommen der Menſchheit vor, oder ein ſchlauer Betrug der Natur, durch den ſie uns für ihre Zwecke gebraucht — aber welches ſind denn dann unſere eigenen Zwecke?«

Die Herrn erhoben ſich, zahlten und gingen. Vor der Tür verabſchiedeten ſie ſich. Sie hatten Beide in der Stadt zu tun. Am Nachmittag wollten ſie zurückfahren. Sie hatten

Jeder ein Haus an einem der Seen, welche in einiger Entfernung von der Stadt lagen.

Kurt fuhr in ſeinem Kraftwagen durch den großen öffentlichen Garten, der ſich an der einen Seite der Stadt mit breiten Wegen hinzog. Er ließ langſam fahren. Der ſpaniſche Flieder duftete; ſein Duft ſchien überall in der Luft zu ſchweben. Spaziergänger wandelten, einſam ältere Herrn, die im Gehen Etwas bedachten, Kindermädchen mit quirlenden, haſtigen Kindern; auf einem Reitweg dumpf eine kleine Geſellſchaft vornehmer Perſonen.

Das Mädchen, das die Beiden geſehen, ſaß nun in dem öffentlichen Garten auf einer Bank. Ihre Mappe lag neben ihr. Sie ſaß angelehnt, die Hände hatte ſie im Schoß liegen, die Augen halb geſchloſſen. Ihr war, als müſſe ſie warten, als komme ein großes Glück, ein Glück, von dem noch nie ein Menſch gewußt. Ihr war, wie im Märchen, es konnte ein Prinz kommen in goldnen Kleidern, der nahm ſie an die Hand und führte ſie fort zu ſich auf ſein Schloß. Ganz unbeſtimmt war Alles, das ſie träumte. Es war auch ein Dornröschen, das in der Roſenhecke verzaubert ſchlief, und der Prinz kam, ſie auf den Mund zu küſſen und zu wecken.

Langſam fuhr Kurt in ſeinem Kraftwagen vorbei. Er ſah dem träumenden Mädchen voll ins Geſicht; ſie öffnete die Augen weit und ſah ihn an. Da ließ er halten, ſprang aus dem Wagen und forderte ſie auf, einzuſteigen.

Sie war aufgeſtanden und ſah ihn an, erſtaunt und erſchrocken. Dann wurde ſie rot und ging auf den Schlag zu. Er half ihr, dann ſetzte er ſich neben ſie; der unbeweglich gleichmütige Lenker fuhr an.

Kurt ſagte ihr: »Es iſt Frühling.« — »Ja«, erwiderte ſie. Dann ſchwiegen die Beiden. »Was tragen Sie in Ihrer Mappe?« fragte er. »Meine Hefte«, erwiderte ſie; ſie errötete leicht und legte die Mappe auf den Sitz gegenüber. Er nahm

ſie ſcherzend auf und zog die Hefte heraus. »Ich ſtudiere alte Sprachen«, ſagte ſie. »Mein Vater war Offizier. Ich muß mir ſpäter mein Brot verdienen.« Haſtig legte Kurt die Mappe wieder zurück.

Der Wagen fuhr ſchnell, er fuhr immer ſchneller. »Iſt es Ihnen nicht zu ſchnell?« fragte Kurt. »Es iſt ſehr ſchön ſo«, erwiderte ſie.

Sie kamen an den See, ſie bogen in eine Straße ein mit Gärten und einzelnen Häuſern. Nun hielten ſie. Sie ſtiegen aus, gingen durch den Garten. Ein Diener öffnete, nahm den Herrſchaften die Mäntel ab. Da war ein großes Zimmer, große Seſſel mit weichen Polſtern. Das Mädchen ſtand in der Mitte des Zimmers.

Kurt wollte ſprechen, es kamen ihm keine Worte. Plötzlich klingelte der Fernſprecher. Er entſchuldigte ſich, eilte zu dem Hörer. Er ergriff ihn, hörte und ſprach. Er ſprach über etwas Eiliges, er ſagte, daß er gleich kommen werde. Er hängte den Hörer wieder an, dann ergriff er mit beiden Händen die willenloſen Hände des Mädchens und ſagte: »Verzeihen Sie, verzeihen Sie, eine wichtige Angelegenheit, ich muß ſofort in die Fabrik, in zwei Stunden bin ich zurück, ich gebe vorher alle Anweiſungen für Sie.« Er eilte aus dem Zimmer, draußen ſprach er mit einer Dienerin; das Mädchen hörte, wie der Wagen wieder vorfuhr, wie Kurt einſtieg, und wie der Wagen ſich entfernte.

Die Dienerin kam, ſie trug ein ſchwarzes Kleid, weiße Schürze, und eine weiße Rüſche auf dem Kopf. Sie machte einen Knicks und ſagte: »Ich ſoll das gnädige Fräulein bitten.«

Das Mädchen folgte ihr die Treppe hoch in ein großes Ankleidezimmer. Es war das Ankleidezimmer einer Dame. »Das Zimmer der gnädigen Frau«, ſagte die Dienerin, »ſie iſt verreiſt, ich ſoll von den Kleidern der gnädigen Frau Etwas aus-

ſuchen.« Das Mädchen ſetzte ſich, die Dienerin ſchloß einen Schrank auf und breitete allerhand Kleider vor ihr aus.
»Es iſt Frühling,« ſagte die Dienerin, »es iſt für das Land.« Da war Mull, ſo duftig, ſo weich, das Mädchen ließ die Hand über den Stoff gleiten. Die Dienerin nahm das Kleid und hielt es zwiſchen ſpitzen Fingern hoch. Ganz weiß war es, ein roter Gürtel ſollte dazu getragen werden. Die Dienerin hielt es dem Mädchen an und prüfte mit ſchiefgehaltenem Kopf, ſie zog das Mädchen vor den großen Spiegel. »Es wird alles bei uns im Haus gemacht, wir haben eine Schneiderin, die nur für die gnädige Frau arbeitet«, ſagte ſie. »Das wird dem Herrn Freude machen, wenn er Sie in dem Kleid ſieht«, ſagte ſie und half geſchäftig beim Umkleiden. Das Mädchen wurde rot. »Sie brauchen ſich nicht zu ſorgen, die Herrſchaft iſt ſehr anſtändig,« ſagte die Dienerin, »und Geld iſt da, Geld ſpielt keine Rolle.« So ſchwatzte ſie, und in dieſer Art ſchwatzte ſie weiter; dem fremden Mädchen ſtanden die Augen mit Tränen; als ſie angezogen war, ſetzte ſie ſich mit gefalteten Händen ſteif auf einen Stuhl. Die Dienerin wurde verlegen, ſie ſagte, daß das gnädige Fräulein ſich Alles im Hauſe anſehen könne, dann verließ ſie das Zimmer.
Das fremde Mädchen ſaß eine Weile allein. Dann erhob ſie ſich, ging die Treppe hinunter. Da war eine Tür mit einer einzigen Glasſcheibe, die führte in den Garten, am Ende des Gartens hob ſich der See. Sie ging in den Garten, ging hinab zum Ufer und blickte über das Waſſer.
Ein Kahn wurde gerudert; ein junger Mann ſaß darin, nur in Hoſe und Hemd gekleidet, ein breiter, ſchwarzer Gürtel hielt den Anzug. Sie ſah ihn von hinten, er ruderte näher. Er war hochgewachſen, blondes, kurzes Haar.
Sie ſchrie leiſe auf, ſie hatte Walther erkannt.
Walther drehte ſich um, ſein Boot ſchoß an den Steg.
»Retten Sie mich, retten Sie mich«, rief ſie. Sie ſtand da,

in dem duftigen weißen Kleid mit rotem Gürtel, ein zartes Rot war über ihr Geſicht gezogen, ihre grauen Augen leuchteten, ihr blondes Haar lockte ſich.
Walther ſtutzte, er reichte ihr die Hand, ſie ſprang in den Kahn, und ein Strom von Tränen erleichterte ſie.
Er ruderte zurück zu ſeinem Haus. Vor ihm ſaß die zierliche Geſtalt, gebückt, von Schluchzen erſchüttert; er ſah das krauſe, blonde Haar, die feinen Finger, eine eigene Rührung überkam ihn. »Ich bringe Sie zu meiner Mutter,« ſagte er, »ich lebe mit meiner Mutter zuſammen.« Sie blickte hoch, kindlich, verweint, ſie ſah ihm dankend ins Geſicht. »Ich ſehe wohl unordentlich aus?« fragte ſie und machte ſich am Haar zu ſchaffen.
Walther legte an und half ihr aus dem Kahn. Er brachte ſie ins Haus zu ſeiner Mutter, die auf ihrer Stube ſaß, dann ging er ſchnell.
Die Mutter ſaß in einem großen Stuhl am Fenſter und blickte erſtaunt durch Brillengläſer auf das Mädchen, das vor ihr kniete und bitter weinend ihr Geſicht in ihrem Schoß barg. Im Zimmer über ſich hörte ſie Walther unruhig auf und ab gehen. Sie ſpürte an dem Gang, daß er erregt war.
Da beugte ſich die alte Frau über, ergriff die beiden Hände des Mädchens und ſagte: »Aber liebes Fräulein, was iſt Ihnen denn, ich weiß ja Nichts, mein Sohn iſt gut, erzählen Sie mir.« Sie ſprach ratlos, abgebrochen.
»Was ſoll ich denn erzählen, ich kann ja Nichts erzählen«, ſagte das Mädchen. Sie erzählte, daß ſie auf einer Bank geſeſſen, daß ein Auto gehalten habe, daß Herr Kurt ſie eingeladen habe, in das Auto zu ſteigen, daß ſie eingeſtiegen ſei und mit ihm nach ſeinem Haus gefahren, daß er dann fortgegangen ſei und die Dienerin ihr das fremde Kleid angezogen habe. »Ich will nach Hauſe,« ſchloß ſie, »ich will zu meinen Eltern zurück, ich kann nicht ſtudieren, das iſt Alles

zu ſchwer für mich.« Kindlich verzweifelt blickte ſie zu der alten Frau hoch. Der war es, daß ſie ſich niederbücken mußte und ihr einen Kuß auf die Stirn preſſen.
Walther trat ein; er ſah wie das Mädchen zutraulich aufblickte, wie die Mutter ſie küßte. Da ging er ſchnell hinzu, er faßte die Hände des Mädchens und zog ſie hoch. Er ſagte zu ſeiner Mutter: »Sie ſoll meine Frau werden.«

Der Ring

Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren mit ihren Eltern, würdigen und vornehmen Perſonen, war in einem Seebad angekommen. Wir wollen ſie Marie nennen.

Am erſten Nachmittag ging Marie ungeduldig an den Strand, indeſſen die alten Herrſchaften ſich noch auf ihrem Zimmer von den Anſtrengungen der Reiſe ausruhten. Die Blicke der jungen Männer wandten ſich auf ſie. Sie ging unbefangen auf dem feſten Sand an der äußerſten Grenze des Meeres und ſah neugierig auf das bunte Leben und Treiben. Sie hatte ſich vorbereitet, in das Waſſer zu gehen, aber ſie mochte ſich nicht inmitten der fremden Menſchen der Kleider entledigen. Am äußerſten Ende erſpähte ſie eine menſchenfreie Strecke. Dorthin wendete ſie ihre Schritte.

Ein junger Mann kam ihr entgegen, als der Strand ſchon faſt menſchenleer war. Wir wollen ihn Karl nennen. Er ſah ſie erſtaunt an, ein freudiger Ausdruck huſchte über ſein Geſicht, ſie errötete und ſchlug die Augen nieder.

Hinter einem Buſch entkleidete ſie ſich, nun ging ſie in Badeanzug und Mantel zum Meer. An der Hand, welche den Mantel zuſammenhielt, blitzte ein koſtbarer Ring, ein Smaragd, der von kleinen Brillanten umgeben war.

Nun ließ ſie den Mantel fallen, vorſichtig mit den Füßen taſtend ging ſie in das Waſſer, da ſpülten flach die erſten Wellen an und rieſelten auf dem blitzenden Sand zurück. Sie ſtieß einen leiſen Ruf aus, dann lachte ſie und ging raſcher weiter. Sie bückte ſich und netzte die Stirn, das Waſſer fiel in bunten Tropfen an ihr hernieder. Nun warf ſie ſich den Wellen entgegen und ließ ſich tragen.

Sie kam zurück, die Sonne ſchimmerte auf der naſſen Haut,

ſie lachte glücklich und warf den Mantel um, dann eilte ſie zu ihren Kleidern.

Als ſie angekleidet aus dem Gebüſch trat, warf ſie von Ungefähr einen Blick auf ihre Hand. Der Ring war fort. »Wo iſt mein Ring?« rief ſie erſchrocken halblaut. Sie wendete ſich zurück und ſuchte, ſie bog die Zweige auseinander, ſie verfolgte ihre Spuren auf dem Sande, ſie ſah auf das leiſe rollende Meer hinaus. »Ich habe ihn im Meer verloren,« ſagte ſie leiſe, »wie ſoll ich ihn finden.«

Als ſie zurückging, begegnete ihr Karl wieder. Er hatte ſich zum Schwimmen vorbereitet; er ging zu der einſamen Stelle, wo ſie ſelber geweſen war. Als er ſie ſah, faßte er unwillkürlich grüßend an den Hut. Sie dankte errötend.

Karl ging am Rande, wo die Wellen anſpülten, und beobachtete das Anſpülen und Zurückgehen. Kleine Steinchen rollten an, die Welle ſchob ſie vorwärts, dann nahm die Welle ſie wieder zurück. Aber jedesmal kamen ſie höher an den Strand, und ſchließlich blieben ſie liegen. Er legte ſich in den Sand und ſah träumeriſch dem Spiel zu. Er dachte an das ſchöne Mädchen, das er eben geſehen und verfolgte mit dem Blick die Steinchen und die ſpülenden Wellen, und nun war es, daß das Mädchen und das luſtige Geräuſch der Menſchen vom Strand, die Steinchen und die Wellen irgendwie in Eins zuſammengingen, daß er den Sonnenſchein fühlte und das Plätſchern und ungleichmäßige Anſchlagen hörte.

In dieſem Halbſchlummer wurde ihm plötzlich klar, daß die Wellen einen Ring anrollten. Sie rollten ihn an und nahmen ihn wieder zurück, dann rollten ſie ihn wieder an. Es war ein ſchöner Ring, in der Mitte ein Smaragd von kleinen Brillanten umgeben. Er ſtand verträumt auf, bückte ſich, der Ring rollte ihm zwiſchen die Finger, er nahm ihn und ſteckte ihn an; dann betrachtete er, wie er in der Sonne ſpielte.

Unterdeſſen war Marie vom Strand abgebogen und wollte zu

ihrem Gaſthof zurück. Da trat ein Herr auf ſie zu, er war mit einer eigenen ſchäbigen Vornehmheit gekleidet, der lüpfte den Zylinder und ſagte, er ſei Beamter der Polizei, und bitte das gnädige Fräulein, ihm unauffällig an der Seite zu gehen, denn er habe den Auftrag, ſie zum Polizeiamt zu führen, wo man eine Frage an ſie richten wolle. »Mein Vater erledigt immer die Förmlichkeiten,« ſagte ſie harmlos, »aber vielleicht hat er es heute noch nicht getan, wir ſind erſt ſeit einigen Stunden angekommen.« Der Beamte wiederholte, daß man ſie ſelber zu ſprechen wünſche, es handle ſich nur um einige kleine Fragen. Kopfſchüttelnd ging ſie neben ihm her.

Auf dem Polizeiamt wurde ſie in ein Zimmer geführt, wo ein Beamter in Uniform an einem Schreibtiſch ſaß. Eine Dame von etwa fünfzig Jahren ſaß auf dem Stuhl neben dem Tiſch und ſprach aufgeregt mit engliſch amerikaniſcher Ausſprache der Worte.

Der Beamte ſah Marien ſcharf an, ein verwunderter Ausdruck flog über ſein Geſicht, dann fragte er die Dame: »Erkennen Sie das Fräulein wieder?«

»Ja, ſie iſt neben mir vorbeigegangen«, erwiderte die eifrig. Seufzend machte der Beamte einen Aktenbogen bereit, nachdem er Marien einen Stuhl angeboten hatte. Er ſchrieb Namen und Geburtsangaben Mariens auf, den Namen der Eltern und das Gaſthaus, in dem die abgeſtiegen, dann klingelte er und erteilte dem eintretenden Untergebenen einen geflüſterten Befehl. Dann ſagte er laut zu Marien:

»Sie wurden im Beſitz eines koſtbaren Ringes geſehen. Können Sie ſich über deſſen Erwerb ausweiſen?«

Mit großen Augen ſah Marie ihn an, dann ſagte ſie: »Er ſtammt aus der Erbſchaft eines Oheims, ich beſitze ihn ſeit zwei Jahren etwa.«

»Haben Sie den Ring vielleicht bei ſich?« fragte der Beamte weiter. »Ich ſehe, daß Sie ihn nicht mehr am Finger tragen.«

Marie wurde verlegen. Die Röte ſtieg ihr ins Geſicht. Sie merkte nun wohl endlich, daß ſie im Verdacht ſtand, den Ring der fremden Dame geſtohlen zu haben. Nun dachte ſie: »Wenn ich ſage, daß ich ihn eben verloren habe, ſo mache ich mich noch mehr verdächtig.« Es fiel ihr nicht ein, daß die törichte Anzeige in Nichts aufgehen mußte, wenn man weiter nachforſchte. Sie fragte: »Wer hat mich denn mit dem Ring geſehen?« — »Ich brauche Ihnen dieſe Frage nicht zu beantworten,« erwiderte der Beamte, ſie forſchend anſehend, »aber ich glaube es verantworten zu können, wenn ich es tue. Die Dame dort hat ihren Verdacht ſofort einem Detektiv mitgeteilt, dann iſt ſie zu uns gekommen.«

»Nun, ich habe den Ring verſchenkt«, ſagte Marie ſchnell.

»Den Namen der beſchenkten Perſon?« fragte der Polizeibeamte mit amtlicher Freundlichkeit.

Ratlos ſah ſich Marie um. Sie dachte an den jungen Mann, dem ſie begegnet war, ſie hätte ſeinen Namen geſagt, wenn ſie ihn gewußt hätte, denn ſie war überzeugt, daß der ſchon aus der Lage herauskommen würde. Aber ſie kannte ſeinen Namen nicht.

»Den Namen weiß ich nicht«, kam es zaghaft über ihre Lippen, denn ſie war ſich wohl klar, daß der Beamte das nicht glauben würde.

Der Beamte wiegte den Kopf. »Es iſt wichtig, daß Sie den Namen nennen, gnädiges Fräulein. Wenn Sie wünſchen, bitte ich die andere Dame, ſo lange den Raum zu verlaſſen. Was Sie mir ſagen, bleibt Geheimnis.«

»Ich weiß ihn wirklich nicht«, ſagte Marie, ſie faltete die Hände und in ihren Augen blitzten die Tränen auf.

In dieſem Augenblick traten ihre Eltern ein, welche von dem Polizeidiener geholt waren. Marie ſchrie auf und flüchtete an die Bruſt ihres Vaters. Dieſer ſah mit ärgerlichem Geſichtsausdruck auf den verlegenen Beamten, der ſich erhoben hatte

und ſtotternd vorbrachte: »Es handelt ſich natürlich um einen Irrtum, ich erlaubte mir deshalb, Exzellenz gleich zu benachrichtigen, der Irrtum iſt auch nicht von einem unſerer Beamten ausgegangen, dieſe Dame dort hat auf eigene Hand nachforſchen laſſen. Aber die Anzeige war eingelaufen, ich wußte zunächſt auch nichts Näheres, und nun verweigert das Fräulein eine kleine Auskunft, welche die Sache ſofort aufgeklärt hätte . . .«

Hier erhob ſich die Fremde und teilte mit, daß ſie amerikaniſche Bürgerin ſei, daß ſie ihren Ring wieder haben müſſe, und daß ſie ſich an ihren Geſandten wenden werde.

Der alte Herr muſterte die Fremde etwas von oben herab, dann ſagte er, daß ihre Sache unterſucht werden ſolle und daß er ſie bitte, einſtweilen zu ſchweigen, bis ſie gefragt werde. Dann trat er an den Schreibtiſch und las, was der Beamte aufgeſchrieben.

»Es iſt der Ring von Oheim Phillipp? Wem haſt du ihn geſchenkt?« fragte er ſtreng.

»Ich habe ihn verloren«, ſagte Marie zitternd.

Der alte Herr zog die Stirn in Falten. Er ſprach: »Machſt du dir nicht klar, in welche peinliche Lage du kommſt durch dieſe . . . Widerſprüche?«

Hier weinte Marie laut auf, ihre Mutter nahm ſie in den Arm und tröſtete ſie.

In dieſem Augenblick trat ein Angeſtellter in das Zimmer und ſagte: »Es ſteht ein Herr draußen, der einen Ring wie der beſchriebene gefunden hat.« Der Beamte gab einen Wink, und Karl trat ein, den Ring zwiſchen zwei Fingern haltend. Noch hatte ſich die Tür nicht hinter ihm geſchloſſen, da warf ſich mit einem lauten Aufſchrei Marie an ſeinen Hals, aber in demſelben Augenblick prallte ſie auch wieder erſchrocken zurück, ſie verbarg das Geſicht in ihren Händen und eilte in die äußerſte Ecke des Zimmers.

»Das iſt nicht mein Ring,« ſagte unerſchüttert die Amerikanerin, »mein Ring iſt blau und dieſer iſt grün.«
»Dann ſind Sie nicht länger hier nötig«, warf der alte Herr ein. »Der Herr Polizeioffizier erlaubt Ihnen gewiß, daß Sie ſich entfernen. Dies iſt der Ring meiner Tochter, den ſie entweder verloren oder verſchenkt hat. Ich rate Ihnen, das nächſte Mal vorſichtiger in der Äußerung eines Verdachtes zu ſein.«
Die Amerikanerin verließ das Zimmer mit beleidigtem Geſichtsausdruck.
Der alte Herr reichte Karl die Hand: »Sind Sie allein hier? Ich habe Ihren Vater noch vor vierzehn Tagen auf der Reiſe geſprochen.«
Inzwiſchen ſtand Marie blutübergoſſen in ihrer Ecke. Es war ihr klar, daß ihre Eltern glaubten, daß ſie den Ring dem jungen Mann geſchenkt hatte.
»Ich habe ihn wirklich verloren,« ſagte ſie, »er iſt ja doch auch deshalb jetzt gekommen, weil er ihn gefunden hat.«
Da blitzte in Karls Auge ein Verſtändnis auf. Er trat auf den alten Herrn zu und ſagte: »Exzellenz, Sie ſind ein Freund meines Vaters, Sie wiſſen ſicher von mir. Darf ich um die Hand Ihrer Tochter bitten?«
Der alte Herr ſah erſtaunt nach ſeiner Tochter hin. Da wurde ihm klar, daß Karl auf ſie zuging und ihre Hand nahm, die ſie ihm ſchüchtern ließ.

Der Chriſtbaum

Ferdinand war der Sohn eines reichen Fabrikbeſitzers. Der Vater hatte ihn auf eine kurze Geſchäftsreiſe geſchickt; es war gerade vor Weihnachten. Nun kehrte er zurück.

Auf der letzten größeren Station hielt der Zug einige Minuten. Neben ihm ſtand ein anderer Zug, der nach der entgegengeſetzten Richtung rollen ſollte. Ferdinand hielt ſich am Fenſter; da wurde das gegenüberliegende Fenſter im andern Zug herabgelaſſen, ein junges Mädchen ſah heraus, mit hellblonden Locken, ſtrahlenden blauen Augen und weiß-durchbluteter Haut. Es war, als wenn ihn ein Schlag traf, er trat einen halben Schritt zurück, ein plötzliches »Ach!« entfloh ſeinen Lippen.

Ein ſchelmiſches Lächeln kräuſelte die Lippen der Schönen. Sie wendete ſich zurück in ihr Abteil hinein, ſo, daß er ihr reizendes Profil ſehen konnte, und machte ſich am Gepäcknetz zu ſchaffen; dann ſtand ſie wieder vor dem Fenſter und ſah mit unbeteiligtem Geſichtsausdruck den Zug Ferdinands entlang. In dieſem Augenblick ruckte der an. Ferdinand wußte nicht, was er tat. Er rief: »Soll ich dich nicht wiederſehen!« Er ſtreckte die Hände nach der Enteilenden. Die lachte. »Wie heißt du, wo wohnſt du?« rief er verzweifelt. »Iſolde heiße ich, in Darmſtadt wohne ich«, rief ſie neckiſch und verſchwand vom Fenſter. »Wie iſt dein Familienname?« rief er noch verzweifelt nach. Aber die Worte erreichten ſie ſchon nicht mehr, eben fuhr ſein Zug an den letzten Wagen des Gegenzuges vorbei.

Er kam zu Hauſe an und legte ſeinem Vater Rechenſchaft über die Reiſe ab. Der Vater drückte ſeine Zufriedenheit aus, dann ſagte er: »Ich habe dir noch etwas Weiteres zu

eröffnen. Du kennſt meinen Geſchäftsfreund in Darmſtadt, er iſt verſchiedentlich in meinem Haus zu Beſuch geweſen. Ich habe mit ihm Briefe über dich gewechſelt. Hier iſt ſeine letzte Antwort. Er hat eine Tochter, ein ſehr hübſches Mädchen, die deinem Alter entſprechend iſt. Uns Beiden wäre eine Heirat zwiſchen Euch lieb. Wir wollen Euch natürlich nicht zwingen, aber ich wünſche, daß du dir das Mädchen anſiehſt. Dazu iſt jetzt, zu Weihnachten, die beſte Gelegenheit. Du wirſt morgen mit dem erſten Zug nach Darmſtadt fahren, ich habe dich bereits dort angemeldet.«

Eine leichte Verlegenheit überflog Ferdinands Geſicht, dann ſagte er: »Ich werde alſo morgen früh reiſen.«

Nachdem Ferdinand auf ſein Zimmer gekommen war, ſah er die Briefe durch, die da lagen. Er fand unter ihnen ein Schreiben des Mädchens in Darmſtadt, mit dem er ſich verloben ſollte. Sie hieß Marie. Sie ſchrieb ihm, daß ihr Vater ihr von dem Plan Mitteilung gemacht habe. Sie ſei entrüſtet über die beabſichtigte Vergewaltigung ihrer Perſönlichkeit und ſie nehme an, daß er dieſelben Gefühle habe. Sie ſei ein modernes Mädchen und wolle über ihr Schickſal ſelber entſcheiden und ſich nicht nach den veralteten Begriffen ihrer Eltern richten. Sie wolle überhaupt nicht heiraten, ſondern wolle Chemie ſtudieren und lerne deshalb heimlich Latein. Das teile ſie ihm in Vertrauen auf ſeine Ehrenhaftigkeit mit, denn ſo weit könne ſie ſich ſchon auf ihren alten Herrn und die alte Dame verlaſſen, daß der Mann, den ſie ihr aufzwingen wollten, ein Ehrenmann ſein werde. Als einfachſte Löſung der Schwierigkeit ſchlug ſie Ferdinand vor, er ſolle ſeinen Eltern erklären, daß er nicht nach Darmſtadt reiſen wolle.

Ferdinand las den Brief nachdenklich, mit hochgezogenen Brauen und leicht beluſtigtem Geſichtsausdruck; dann faltete

er ihn zuſammen und ſchloß ihn ſorgfältig in ſeinen Schreibtiſch zu andern Briefſchaften ein.
Am nächſten Morgen reiſte er nun nach Darmſtadt.
Er kam vor dem Hauſe der Gaſtfreunde an und nannte dem öffnenden Diener ſeinen Namen. Der Diener führte ihn in den Saal, dann beſorgte er eifrig mit dem Lenker des Autos das Gepäck. Die Frau des Hauſes erſchien, ſie begrüßte Ferdinand herzlich, ſchüttelte mit beiden Händen ſeine Rechte und entſchuldigte ihren Gatten, der noch beſchäftigt war. Hinter ihr hielt ſich, ſteif, ſtumm und abſtoßend die Tochter.
Die Mutter wurde vom Diener gerufen und mußte den Raum verlaſſen, um Anordnungen zu treffen. Die beiden jungen Leute waren allein.
»Haben Sie meinen Brief nicht bekommen? Ich haſſe Sie!« ſagte Marie. »Jetzt gehen Sie zu meiner Mutter, ſagen Sie Ihr Alles, ſagen Sie ihr, daß ich heimlich Latein lerne.« Die Tränen ſtiegen ihr hoch, ſie ballte die Hände.
Ferdinand begütigte ſie. Er ſagte: »Hören Sie mich an. Ich bin ſelber ein Gegner dieſer abgekarteten Verlobung . . .«
»So?« rief Marie und blitzte ihn mit zornigen Augen an.
»Mein gnädiges Fräulein, wir haben nicht lange Zeit,« ſagte er, »wir müſſen uns ſchnell verſtändigen . . .«
»Sie ſind ſchon . . .«, rief Marie ſchnell und wurde rot.
»Ich will Ihnen Alles erzählen», erwiderte Ferdinand. »Geſtern kam ich nach Hauſe zurück. Auf der Fahrt ſah ich eine junge Dame, die, nun, die mich ſehr eingenommen hat. Sie iſt aus Darmſtadt. Ich weiß Nichts von ihr. Ich weiß nur ihren Vornamen. Aber Darmſtadt iſt ja nicht ſo groß, ſie iſt aus unſern Kreiſen. Sie müſſen ſie kennen. Sie heißt Iſolde.«
Marien ſchlug eine Flamme ins Geſicht. Sie erwiderte ſtotternd: »Iſolde . . . nein, ich wüßte nicht, eine Iſolde kenne ich nicht.«

Traurig wendete Ferdinand den Blick zum Boden. Er ſagte: »Ja, da hat mich freilich meine Hoffnung getäuſcht, dann muß ich weiter ſuchen. Aber Sie ſehen wohl, daß ich Ihnen verſprechen kann: Ich werde Sie nicht beläſtigen. Nicht wahr?«

Marie ſchlug die Augen nieder.

Der Diener brachte auf einem ſilbernen Teller einen Brief, der durch Boten gekommen war. Marie nahm ihn haſtig, warf einen Blick auf die Anſchrift und zerknüllte ihn.

»Wollen Sie nicht den Brief leſen?« fragte Ferdinand. »Vielleicht enthält er Wichtiges.«

Verlegen riß Marie den Brief auf. Er enthielt nur einige Zeilen von einer Mädchenhand: »Ich bin geſtern zurückgekommen. Aber du wirſt mich heute weder auf dem Eis, noch im Theater ſehen, ich habe eine Einladung von Schmidts zu einer Schlittenfahrt. Das wird amüſant. Du ſollſt ſehen, er läßt ſich noch ſcheiden, aber wenn er dann kommt, dann ſage ich ihm: ‚Bitte ſchön, tut mir leid. Kein Bedarf vorhanden.‘ Das Geſicht! Darauf freue ich mich ſchon!« Unterzeichnet war der Brief »Iſolde«.

Marie biß ſich auf die Lippen und zuckte mit dem Kopf. Dann ſagte ſie plötzlich: »Ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Wir gehen heute nachmittag zuſammen aufs Eis, heute abend beſuchen wir das Theater. Da ſehen Sie einen großen Teil unſrer jungen Mädchen. Vielleicht iſt Ihre Angebetete unter ihnen.«

Ferdinand war einverſtanden. Am Nachmittag gingen die Beiden mit den Schlittſchuhen fort. Ferdinand ſchnallte dem zierlichen Mädchen die Eisläufer an, dann machte er ſich ſelber fertig und ergriff ihre Hände zu gemeinſamem Lauf. Die Beiden liefen vorzüglich. Es war windſtill und eben ſo kalt, daß das Eis hart blieb trotz des hellen Sonnenſcheins. Eine fröhliche Menge tummelte ſich auf der Eisbahn, die Beiden

liefen, rechts und links wurde gegrüßt, oft gab Marie dem jungen Mann einen leichten Handdruck und machte ihn auf ein Mädchen aufmerkſam: »Iſt es die?« Ferdinand verneinte. Sie glitten weiter, eine eigene Vertraulichkeit hatte ſich durch das gemeinſame Geheimnis entwickelt; Ferdinand nannte ſie mit ihrem Vornamen; nach einigem Zögern nannte ſie ihn auch ſo. Ein warmes und wohliges Gefühl war ihm ums Herz, plötzlich fiel ihm das ſchöne Mädchen in der Eiſenbahn wieder ein, er ſeufzte; da ſeufzte ſie auch. Sie bat, er möge zum Ufer lenken, es ſei Zeit zur Heimkehr.

Nachher ſaßen die Beiden mit der Mutter im Theater. Ferdinand ſaß hinter den Damen. Er ſah nieder auf den ſchönen Scheitel, die kurzen, mutwilligen Härchen im zierlichen Nacken. Marie fühlte ſeinen Blick und errötete. Am andern Vormittag war er mit Marien im Saal, um den Weihnachtsbaum herzurichten. Er knipſte die Lichter feſt, legte den Flimmer auf die Zweige; ſie hing das Zuckerzeug an; die Beiden ſprachen vom Theater, vom Eislauf, ſie ſchwiegen auch.

Als eine Pauſe geweſen war, ſagte Ferdinand mit gepreßter Stimme: »Nun muß ich Ihnen auch ſagen, Marie, ich muß mit dem nächſten Zug abreiſen. Wir ſind ſo vertraut geworden, die Eltern denken, daß ihr Plan geglückt iſt; heute abend wird der Baum angezündet; es könnte einen peinlichen Auftritt geben; ich ſage Ihrer Mutter, ich habe eine plötzliche Drahtung bekommen. Die Eltern werden die Schuld auf mich ſchieben.«

Marie ſah zu Boden, in ihren Augen blinkten Tränen auf. Da faßte ſie ſich ein Herz und blickte ihm ins Geſicht. Sie ſagte: »Ich bin ſchlecht gegen Sie geweſen, ich bin ganz gemein. Iſolde iſt ja meine Schulfreundin. Ich rufe ſie gleich an, ſie ſoll zu uns kommen, dann können Sie mit ihr ſprechen.« Sie tat, als wolle ſie zum Fernſprecher eilen, aber ſie blieb

mit geſenktem Köpfchen am Chriſtbaum ſtehen und ſpielte an einem Zweig.
Er ſah ſie erſtaunt mit runden Augen an und rief: »Weshalb haben Sie mir denn das verſchwiegen?« Da ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht, warf ſich in einen Stuhl und weinte laut.
Er lachte glücklich auf, er lief zu dem Stuhl und zog ſie hoch, ſie hatte die Hände noch vor dem Geſicht und verbarg ſich an ſeiner Bruſt. Er umarmte ſie und küßte ſie auf die Stirn.
Sie hielt die Hände vor dem Geſicht und ſagte leiſe unter ihnen vor: »Aber Sie lieben doch Iſolde! Ich will ſie gleich anrufen, ſie kommt ſofort!«
Da zog er ihr die Hände fort und küßte ſie auf den Mund; ſie erwiderte den Kuß.
Die Tür öffnete ſich, der Vater trat ein. Die Beiden prallten auseinander, Marie machte ſich eilig an einer Zuckerfigur zu ſchaffen.
»Nun, das ging ja noch ſchneller als ich erwartet hatte«, ſagte der Vater und rieb ſich die Hände.

Die Liebesprobe

An der königlichen Bibliothek in Berlin war in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ein Beamter angeſtellt, ein Dr. Schmidt, welcher ſeit langer Zeit den Ausleihedienſt verſah. Er war, als die folgende Geſchichte ſpielte, ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, etwas gebückt, mit einer Glatze, tief gefurchtem Geſicht, und mit jenem eifrigen Gang und beſtimmten Bewegungen, die entſtanden ſein mochten durch die jahrzehntelange Gewohnheit, zur Barre zu gehen und die Ausweiskarte des wartenden Studenten mit ſcharfem Blick durch die geſchliffenen Brillengläſer mißtrauiſch zu betrachten, zum Büchertiſch zurückzuſchreiten, das vom Diener dort niedergelegte Paket Bücher herauszuſuchen, das der Student beſtellt hatte, die Titel auf dem Rücken mit dem ausgeſchriebenen Zettel zu vergleichen, die Zettel in einen Kaſten zu legen und die Bücher dem höflich dankenden Studenten zu übergeben. Er pflegte zu ſagen: »Im Ausleihedienſt lebe ich, im Ausleihedienſt werde ich einmal ſterben, für den Ausleihedienſt bin ich geboren.«

Aber er war ſich bewußt, daß er es nicht anders haben wollte, daß er mit ſtarker Hand ſein äußeres Leben ſo geleitet hatte, wie es ihm für ſeine höheren Zwecke richtig ſchien. Für das Herz- und Seelenabſtumpfende Einerlei des Schuldienſtes war er zu gut geweſen, und in der Univerſitätslaufbahn hätte er die Schwingen ſeines Geiſtes nicht frei entfalten können. Er brauchte einen einfachen, ſchlichten und dabei der Menſchheit nützlichen Beruf, der ihm den Geiſt frei ließ für ſeine eigentliche Tätigkeit, für die Tätigkeit, in welche er ſeine ganze Kraft, ſeine ganze Perſönlichkeit hineingießen konnte.

Es giebt zwei Arten von Denkern. Die einen ſind von der Art Kants. In einem langen, arbeitsreichen Leben tragen ſie Stein für Stein zuſammen; ſpät legen ſie den Grund; ſie legen ihn ſorgfältig und ſicher, und auf ihm errichten ſie dann ihr Gedankengebäude, feſt gefügt und verklammert. Aber oft geſchieht es, daß der Tod einen ſolchen Mann abberuft, bevor er auch nur zur Grundlegung geſchritten iſt, bevor er auch nur alle Steine gebrochen und angefahren hat. Die andere Art iſt die von Schopenhauer. Erwachſen, gerüſtet, wie Athene aus dem Haupt des Zeus entſpringt ihrem Geiſt in früher Jugend ihr Werk. Ein einziger genialer Gedanke iſt es, der wie ein Blitz die vorher dunkle Gegend erleuchtet. Ihr ganzes übriges Leben dient nur dazu, dieſen Gedanken ſchriftſtelleriſch auszudrücken, ihn darzuſtellen. Nur der Arbeit des Darſtellens iſt ihr Leben gewidmet; die Tat, das, was eigentlich das Werk iſt, war das Werk einer einzigen jugendlichen Sekunde.

Die Begabung Dr. Schmidts war von dieſer zweiten Art. Es war im erſten Semeſter ſeines Studiums geweſen; er war aus einer Vorleſung von Hegel gekommen und ging gerade quer durch das Kaſtanienwäldchen. Plötzlich, unvorbereitet kam ihm der Gedanke zu ſeinem großen Buch: die ganze Geſchichte der Menſchheit, von einem einzigen Geſichtspunkt aus betrachtet. Seit jenem Augenblick hatte er ſein Leben der Darſtellung dieſer Idee gewidmet.

Im königlichen Schauſpielhaus war zur Zeit unſerer Geſchichte eine Schauſpielerin, wir wollen ſie mit einem erdichteten Namen Clara Fiſcher nennen, welche die Rollen der Jungfrau von Orleans, der Marie im »Goldherzchen« der Birch-Pfeiffer und Ähnliches ſpielte. Sie war der Liebling des Publikums, wurde von der Kritik verehrt, und galt trotz ihrer Jugend, ſie war kaum zwanzig Jahre alt geworden, als die weitaus bedeutendſte Schauſpielerin Berlins.

An einem Abend hatte Dr. Schmidt, um einmal von ſeiner angeſtrengten Arbeit auszuſpannen, das Theater beſucht und Clara Fiſcher als Marie geſehen. Nie hatte eine künſtleriſche Leiſtung einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht. Er ging nach Hauſe mit dem Gefühl, daß er einer Offenbarung beigewohnt hatte, einer Offenbarung tiefſter weiblicher Genialität, der Genialität der Kindesliebe. Mit zitternder Hand bereitete er ſich in ſeinem Junggeſellenſtübchen noch eine Taſſe Kaffee auf der Spirituslampe, dann ſetzte er die Taſſe auf den Schreibtiſch, holte ſein feinſtes Briefpapier vor, hielt einen Bogen gegen das Licht, und ſchrieb einen Brief an die Künſtlerin, in welchem er ſeine Bewunderung ausdrückte.

Clara Fiſcher war es gewohnt, huldigende Briefe zu empfangen. Sie ſagte ſich, daß das mit zum Beruf gehört. Die meiſten dieſer Briefe überflog ſie kaum, und nur, wenn ſie von Geſchenken begleitet waren, las ſie genauer und ſchrieb dem Abſender einen freundlichen Dankbrief. Die Zeilen Dr. Schmidts machten einen eigentümlichen Eindruck auf ſie. Sie hatte bis dahin nur Briefe von jungen Offizieren, von Regierungsaſſeſſoren, vielleicht von einem Geſandtſchaftsattaché erhalten, aber noch nie von einem Gelehrten. Sie beſann ſich kurz, dann ſchrieb ſie auf ein zierliches Kärtchen einen kurzen Dank und die Aufforderung, ſie zu beſuchen.

Als Dr. Schmidt kam, war Clara Fiſcher zunächſt etwas enttäuſcht durch ſeine unſcheinbare Geſtalt. Aber ſie ſagte ſich, daß man bei einem bedeutenden Mann über körperliche Mängel hinwegſehen müſſe. Sie lud ihn ein, ſich neben ſie auf das Sofa zu ſetzen; das Mädchen mußte Tee bringen, und ſie lauſchte auf ſeine Geſpräche.

Es giebt Schauſpielerinnen, die ſich nur um ihre Rollen bekümmern. Sie können in einem Stück ſpielen, wo ſie etwa im dritten Akt ſterben. Dann ſchminken ſie ſich ab und gehen nach Hauſe, und vielleicht wird das Stück hundertmal auf-

geführt, und ſie wiſſen noch nicht, wie es endet. Clara Fiſcher wußte wohl, daß es der Begabung ſchadet, wenn man zuviel nachdenkt oder gar Bücher lieſt; aber ſie lebte ſparſam und zurückgezogen, ſie legte jeden Monat einen Teil ihres Einkommens auf die Sparkaſſe, und wußte, daß ſie leben konnte, auch wenn ſie einmal keine Stellung haben ſollte. Der Verkehr mit den Kollegen war ihr langweilig, die jungen Herrn aus der guten Geſellſchaft, die ſich an ſie drängten, waren ihr gleichgültig, und ſie hätte gern gewußt, wie in Welt und Dichtung Alles zuſammenhängt, denn die Bühne, das war ihr klar, gab ihr von Beidem nicht das richtige Bild; ſie war aber ein Schauſpielerkind, hatte ſchon ſeit ihrem ſechſten Jahr auf der Bühne geſtanden, einen richtigen Schulunterricht hatte ſie nicht genoſſen, und was ſie etwa verworren wußte, das hatte ſie ſich auf allerhand Weiſe mühſam ſelber angeeignet.

Nun ſaß ſie neben Dr. Schmidt, der belehrend ſprach: ſie ſaß zu ihm gewendet, ganz hingeriſſen von ſeinen Worten; mit leuchtenden blauen Augen ſah ſie ihm ins Geſicht, ihre Wangen waren vor Eifer gerötet, der Mund mit den perlenhaften Zähnen leicht geöffnet. Alles, was Dr. Schmidt ſagte, war ihr neu, und ſo war ſie denn nicht im ſtande, zu unterſcheiden, was etwa eigenes Wiſſen und Denken, oder was fremdes Gut in ſeinen Ausführungen ſein mochte. Vieles verſtand ſie nicht; aber auch das Unverſtandene begeiſterte ſie, denn ſie wußte es ahnend mit dem Andern zu verknüpfen und ſah in dunkler Weiſe Tiefen und Zuſammenhänge, durch welche Sehnſucht und Hoffnung in ihr befriedigt wurden.

Dr. Schmidt ſagte ſich, daß man einen erſten Beſuch nicht allzu lange ausdehnen darf. Er wollte nach einer Viertelſtunde aufbrechen und murmelte von Geſchäften. Aber ſie legte ihm eifrig die Hand aufs Knie und ſagte: »Die Geſchäfte ſind nicht dringend. Bleiben Sie noch«, und dann fragte ſie ihn über Etwas, das durch ſein Geſpräch angeregt war. Er

blieb ſitzen und antwortete, und kam dann wieder in eine längere Auseinanderſetzung. An deren Ende wollte er ſich von Neuem erheben, aber ſie hielt ihn wieder feſt. So fragte ſie, und er antwortete, und entwickelte ſeine Anſichten; und dabei kam er denn ſchließlich auch auf Perſönliches, und erzählte, daß er für das Herz- und Seelenloſe Einerlei des Schuldienſtes zu gut war und in der Univerſitätslaufbahn ſeine Schwingen nicht entfalten konnte und daß er die beſcheidene, aber für die Geſellſchaft nützliche Stellung bei der Bibliothek angenommen hatte, um ganz frei an ſeinem großen Werk arbeiten zu können; ſchon ſeit ſeinem neunzehnten Jahr arbeitete er an ihm. »Das müſſen Sie mir mitbringen«, rief Clara Fiſcher aus, »das muß ich durchſtudieren; das iſt es, was ich ſchon immer geſucht habe.« Dr. Schmidt wurde verlegen, er ſprach davon, daß er eine ſchlechte Handſchrift ſchreibe, daß in philoſophiſchen Werken viele Fremdwörter vorkommen, aber Clara Fiſcher ſagte, ſie werde ſich ſchon in die Handſchrift hineinleſen, der Brief habe ihr nicht viele Schwierigkeiten gemacht, und für die Fremdwörter werde ſie ſich ein Buch kaufen, in dem ſie erklärt ſeien. Nun berichtete Dr. Schmidt, ſein Werk ſei noch gar nicht ſo vorgerückt, daß ein Andrer daraus klug werden könne, es fehle ihm immer die Zeit, der Bibliotheksdienſt nehme ihm doch die beſte Kraft; und als Clara Fiſcher immer noch weiter drängte, da ſtellte ſich heraus, daß er außer einer kleinen Mappe mit Auszügen, die noch aus ſeiner Studentenzeit ſtammten, nichts Schriftliches vorlegen konnte.

Clara Fiſcher dachte nach. »Sie müſſen in eine Lage gebracht werden, daß Sie ohne Sorge Ihre Arbeit machen können«, ſagte ſie. »Den Ausleihedienſt können auch andere Leute beſorgen.« Dr. Schmidt zuckte die Achſeln; aber ſie fuhr fort: »Ich weiß, was zu tun iſt. Laſſen Sie mich nur ſorgen.«

Indeſſen ſchlug die Uhr. Mit einem leichten Schrei fuhr Clara Fiſcher auf: »In einer Viertelſtunde muß ich im

Theater ſein, ich muß erſt noch eine Kleinigkeit eſſen.« Dr. Schmidt wollte ſich wieder empfehlen, aber ſie hielt ihn am Ärmel zurück: »Keine Umſtände, Sie eſſen auch ein Butterbrod mit.«

Sie hatte Stube und Kammer bei einer gebildeten Familie abgemietet und benutzte die Küche der Wirtsleute mit, in welcher ſie einen beſondern Schrank für ihre Vorräte, Teller und Schüſſeln hatte. Dr. Schmidt mußte mit in die Küche kommen. Geſchwind und geſchickt ſchnitt ſie Brot ab und beſtrich es aus der ſaubern Butterdoſe, nahm Wurſt vor, ſchälte mit feſtem Griff die Haut und ſchnitt wohlgebildete Scheiben, mit denen ſie die Brote belegte; dann richtete ſie anmutig Alles auf einen Teller, gab Dr. Schmidt zwei andere Teller mit Meſſern und Gabeln in die Hand, ging vorauf in ihr Zimmer, deckte den Tiſch mit einem ſchön gefalteten und glänzenden Tiſchtuch, ſetzte die Brote in die Mitte, gab Mundtücher heraus und ordnete ſie neben den Tellern, und lud dann Dr. Schmidt zum Zulangen ein, indem ſie ſelber eine Schnitte ergriff und zierlich zum Munde führte.

Dr. Schmidt ſah die feſten, ſichern Bewegungen, ihr Kleid ſtreifte ihn, das aſchblonde Haar wuchtete in ſchweren Zöpfen aufgeſteckt auf dem reizenden Köpfchen, er bewunderte die kleinen feſten Hände, das runde Armgelenk; Clara Fiſcher errötete plötzlich bis unter die Haarwurzeln, ſie hatte ſeine Bewunderung verſpürt und zupfte ſich den Ärmel weit über das Gelenk.

Er begleitete ſie zum Theater, zu dem Türchen, durch das die Schauſpieler hineinſchlüpfen. Als er neben dem reizenden, jungen, warmen Weſen ging, den Arm fühlte, den ſie zutraulich in ſeinen gehängt, als er die bewundernden Blicke der Vorübergehenden ſah, die ſich auf ſie richteten, die vielen Grüße mit erwiderte, die ihr zu teil wurden, da überkam ihn ein eigner Stolz, als gehöre er mit dem entzückenden Mädchen

an ſeinem Arm zuſammen. Er bemerkte, wie die Augen der achtungsvoll und freundlich Grüßenden froh aufleuchteten, wie ſie ſich freuten über das heitere Nicken des Mädchens; und es war Etwas in ihm wie ein Gefühl: »Was wißt Ihr denn, ich habe eben fünf Stunden neben ihr auf dem Sofa geſeſſen, und nun geht ſie an meinem Arm.«

Am andern Vormittag ging Clara Fiſcher zum Intendanten. Sie ſagte ihm: »Herr Intendant, am Theater ſind eine Menge Leute, die Nichts zu tun haben. Auf Einen mehr kommt es nicht an. Geben Sie dem Dr. Schmidt von der königlichen Bibliothek eine Stelle, wo er freie Zeit hat, daß er ein großes Werk fertig ſtellen kann.« Der Intendant blies die Backen auf: »Na, liebes Kind, Sie haben etwas ungeordnete Vorſtellungen von dem Dienſt unter mir. Ich kann keinen einzigen von meinem Perſonal entbehren, ſie ſind alle nötig und haben bis an den Rand ihrer Kräfte zu tun. Das verſtehen Sie nicht.« — »Gut«, ſagte ſie, »ich verſtehe es nicht. Aber ich will, daß der Dr. Schmidt eine Stelle beim Theater bekommt, wo er freie Zeit hat. Sie haben doch ein Archiv. Richten Sie eine Stelle als Archivdirektor ein, ſetzen Sie dafür fünfzehnhundert Taler jährlich an und machen Sie den Dr. Schmidt zum Archivdirector.« — »Ich kenne den Dr. Schmidt nicht«, erwiderte der Intendant. »Was denken Sie ſich denn eigentlich, wo überhaupt das Geld herkommen ſoll?« — »Ich habe hier ein Lumpengehalt, das wiſſen Sie ſelber«, ſagte Clara Fiſcher. »Stellen Sie Dr. Schmidt als Archivdirector an. Ich habe ein Angebot nach Hamburg. Mein Kontrakt läuft nächſtes Jahr ab.« Der Intendant fragte beſtürzt: »Sind Sie denn mit dem Dr. Schmidt verlobt, wollen Sie ihn denn heiraten?« Sie wurde feuerrot: »Das geht Sie Nichts an, Herr Intendant.« —»Ich muß Sie darauf aufmerkſam machen«, ſagte der Intendant, »daß dieſe Tonart gegenüber einem Vorgeſetzten ungehörig iſt.« »Ach

was«, rief Clara Fiſcher. »Wenn Sie einen Schauſpieler brauchen, dann ſchneiden Sie ihn vom Galgen ab, wenn es ſein muß. Mich brauchen Sie, das wiſſen Sie ganz genau, denn wenn ich gehe, dann Gnade Ihnen Gott bei der Preſſe und beim Publikum.« — »Es hat keinen Zweck, wenn ich mich mit Ihnen in Streit einlaſſe, Fräulein Fiſcher«, ſchloß der Intendant. »Ich werde mir die gegebene Anregung überlegen, auch Erkundigungen über den Herrn Dr. Schmidt einziehen, und Ihnen dann Beſcheid zukommen laſſen, ob ſich Herr Dr. Schmidt melden ſoll.«

Am Nachmittag war Dr. Schmidt wieder bei Clara Fiſcher. Er ſaß neben ihr auf dem Sofa und das Mädchen brachte den Tee. Clara Fiſcher ſagte: »Es iſt mir klar geworden, daß Ihre Verhältniſſe erſt in Ordnung gebracht werden müſſen. Ein leerer Sack kann nicht ſtehen. Ich habe mit dem Intendanten geſprochen. Wir müſſen es durchſetzen, daß Sie Archivdirektor bei uns werden. Da haben Sie Nichts zu tun und können den ganzen Tag an ihrem großen Werk arbeiten.«

Dr. Schmidt ſah ſie ſprachlos an. Sie lachte über ſein Erſtaunen und ſagte: »Man muß die Leute zu nehmen wiſſen. Der Intendant denkt, daß wir uns heiraten wollen.«

Ein ſolcher Gedanke war dem Dr. Schmidt noch nie gekommen, aber nun ſaß er neben dem reizenden Mädchen, er ſollte Archivdirektor werden, eben goß ſie ihm den Tee ein, und ihr Armel fiel etwas zurück. Er wußte nicht, wie er dazu kam, er platzte heraus: »Gut, dann heiraten wir uns doch.«

Ein heißes Rot überflammte Clara Fiſchers Geſicht. Die Kanne in ihrer Hand zitterte, daß der Deckel klapperte. Sie ſetzte ſie ab. Mit einem tiefen glücklichen Blick ſah ſie Dr. Schmidt an und ſprach: »Ach, ſo ein Mann wie Sie ...« ihr kamen die Tränen. Da legte er ungeſchickt den Arm um ſie und küßte ſie, und ſie erwiderte verſchämt und unter Tränen ſeinen Kuß.

Man kann ſich vorſtellen, daß Dr. Schmidt, als er die Nacht in ſeinem Bett in der Stube lag, die er nun ſeit faſt fünfundzwanzig Jahren inne gehabt hatte, ſchwere Bedenken über ſeinen Schritt nicht zurückhalten konnte. Er hatte bis nun mit ſtarker Hand ſein Leben ſo geleitet, wie es ihm für ſeine höheren Zwecke nötig ſchien. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß es eine fremde Macht war, die plötzlich in ſein Leben trat. Es geſchah wohl, daß Barone und Grafen Schauſpielerinnen heirateten; aber immerhin, er wußte doch Nichts von Clara Fiſcher. Ihr Ruf war ja tadellos. Freilich hatte ſie ſich ihm überraſchend ſchnell ergeben. Seit einigen Monaten war noch ein zweiter Beamter in die Ausleiheſtelle gekommen, ein Dr. Kunz, ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Dr. Schmidt hatte ſich freundlich zu ihm geſtellt und ihm alle Wege geebnet, wie er konnte, und der jüngere Mann hatte ſich ihm ſtets liebenswürdig und gefällig erwieſen.

Dr. Kunz war ein ſchlanker Mann mit gut geſchnittenem Geſicht, der auch einem verwöhnten weiblichen Weſen Eindruck machen konnte, und ein ſolcher Mann mußte es ja ſein. Zudem war er geſellſchaftlich ſehr gewandt; er ſtammte aus einer ſehr guten Familie, die verarmt war; er hatte ſich als Privatdozent an der Univerſität niedergelaſſen, freilich für ein Fach, in dem er nie ordentlicher Profeſſor werden konnte; ſodaß auch er darauf rechnen mußte, dauernd im Bibliotheksdienſt zu bleiben; aber ſein Name galt ſchon Etwas in der wiſſenſchaftlichen Welt und man nahm an, daß er einmal in ſeiner Wiſſenſchaft Bedeutendes leiſten werde.

Als Dr. Schmidt am andern Tage in die Bibliothek kam, begrüßte er Dr. Kunz und bat ihn um ein Geſpräch von einer Viertelſtunde nach dem Dienſt, weil er ihn um eine Gefälligkeit erſuchen wolle, die für ihn, den Dr. Schmidt, ſehr wichtig ſei. Bereitwillig erklärte Dr. Kunz, daß er ganz zur Verfügung ſtehe.

Dr. Schmidt erzählte dem Amtsbruder, daß er ſich mit Fräulein Clara Fiſcher verlobt habe. Zunächſt ſolle die Öffentlichkeit Nichts von ſeinem Schritt erfahren, weshalb er auch ihn um Geheimhaltung bitte. Dr. Kunz drückte ſeine Freude aus und ſagte ihm die herzlichſten Glückwünſche. Der Andere ſchnitt die mit einer Handbewegung ab und ſagte: »Das iſt es ja eben, daß ich nicht weiß, ob es wirklich ein Glück für mich iſt. Es iſt ja klar, daß man eine Schauſpielerin, die eben im öffentlichen Leben ſteht, anders betrachten muß, als ein Mädchen, das in der Familie lebt. Die Anſchauungen haben ſich ja auch geändert, man hat viele Vorurteile fallen laſſen. Indeſſen kann ich doch gewiſſe Beſorgniſſe nicht unterdrücken.« Nun ſprach er weiter, immer in vorſichtigen, allgemeinen Ausdrücken. Endlich ergab ſich, daß er nicht ganz ſicher zu ſein glaubte, ob ſeine Braut ihn auch wirklich ſo liebte, wie er es verlangen müßte, ob nicht in der ſpätern Ehe ſich ein Gegenſatz der Anſchauungen herausſtellte, an den ſie ſelber jetzt vielleicht noch nicht dachte — und kurz und gut: er ſchlug dem Amtsbruder vor, er wolle ihn mit ſeiner Braut bekannt machen und bat ihn, ſie, wenn es ſich einmal ergeben ſollte, auf die Probe zu ſtellen, wie ſie ſich verhielt, wenn er ihr etwa eine Neigung kundtat. Er hielt den Dr. Kunz für einen Ehrenmann; er vertraute ihm völlig; er war überzeugt, daß er ihm ſeine Beobachtungen genau mitteilen werde.

Dem Dr. Kunz war die Anmutung peinlich. Er hätte am liebſten kurz abgelehnt. Aber der Andere war zwanzig Jahre älter, er ſprach ſo harmlos vertrauend, daß er das unmöglich konnte; ſo brachte er denn Vorwände vor, einen nach dem andern, weshalb er die Aufgabe nicht übernehmen könne; aber Dr. Schmidt widerlegte ihm alle Gegenreden, und da Dr. Kunz wegen ſeiner Befangenheit nie das Letzte zu ſagen vermochte, ſo blieb er immer im Nachteil bei dieſen Auseinanderſetzungen. Alſo mußte er denn verſprechen, daß er,

nachdem Dr. Schmidt ſeiner Braut von ihm erzählt und ihn als einen nahen Freund hingeſtellt, mit ihm einen Beſuch mache und ſich auf einen weiteren Verkehr einrichte; denn für Einladung und freundlichen Empfang wollte Dr. Schmidt gutſtehen.

Clara Fiſcher freute ſich herzlich, den Freund ihres Bräutigams kennen zu lernen, ſie freute ſich doppelt, weil er dazu noch ein Mann war, von dem ſie ſo viel Belehrung empfangen konnte. Dr. Kunz kam mit zu ihr, ſie reichte ihm herzlich die Hand, und bald entwickelte ſich ein Geſpräch zwiſchen den beiden Herrn, welchem Clara Fiſcher eifrig zuhörte, indem ſie aufmerkſam in die leeren Taſſen eingoß und Zucker und Gebäck reichte. Wieder wurde der Beſuch ausgedehnt bis zu einer Zeit, wo Clara Fiſcher ins Theater gehen mußte, und als ſich die Beiden von ihr an dem kleinen Türchen verabſchiedeten, da wurde verabredet, daß Dr. Kunz von nun an ſeinen Freund immer begleiten ſollte.

So ging das Leben der Drei wohl eine Woche lang. Dr. Schmidt küßte ſeine Braut, wenn ſie kamen; die reichte dem Dr. Kunz harmlos die Hand; dann ſetzte man ſich zum Tee und ſprach über Allerlei; und es ſtellte ſich bald heraus, daß Dr. Kunz die Führung des Geſprächs übernahm und Clara Fiſcher ſich mit ihren Fragen hauptſächlich an ihn wendete.

An einem Tage war Dr. Schmidt unpaß, er hatte einen Hexenſchuß und mußte im Bett liegen. Dr. Kunz beſuchte ihn, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen; da bat er ihn, er möge doch nun heute und die nächſten Tage, ſo lange ſein Übel anhalte, Clara Fiſcher allein beſuchen; und da werde ſich denn wohl auch die Gelegenheit bieten, wie verabredet, ſie auf die Probe zu ſtellen, ob ſie wirklich tugendhaft ſei. Dr. Kunz wurde tief rot und erklärte, das werde er nicht tun. Aber Dr. Schmidt redete dringend in ihn ein, er ſtellte ihm dar, welch ein Unglück entſtehen könne, wenn der Mann eine Ehe

ſchließt, ohne vorher Alles genau geprüft zu haben, und kurz und gut, der verlegene Dr. Kunz mußte ihm ein halbes Verſprechen geben, daß er den Wunſch ſeines Bekannten erfüllen werde.

Clara wußte bereits von der leichten Erkrankung ihres Verlobten. Sie kam Dr. Kunz herzlich entgegen, drückte ſeine Hand mit beiden Händen, und ſagte: »Wie ſchön, daß wir einmal allein zuſammen ſind, wir wollen es uns auch recht gemütlich machen.« Er mußte ſich neben ſie ſetzen auf das Sopha, wo ſonſt Dr. Schmidt ſaß; dann kam der Tee, ſie ſchenkte ein, und es entwickelte ſich ein Geſpräch über die Vorgänge in der Stadt, über Theatergeſchichten; ſie erzählte aus ihrem Leben, wie ihre Eltern früh geſtorben und ſie ganz allein auf ſich geſtellt war, und auch er berichtete von ſeinen Erlebniſſen und Plänen. So ging die Zeit ſchnell hin; er begleitete ſie zum Theater und als ſie ſich zum Abſchied die Hände gaben, da drückte er ihre Hand, und es war ihm, als ob er einen leichten Gegendruck verſpüre.

Am nächſten Tage war er wieder allein mit dem anmutigen Mädchen zuſammen. Er ſcherzte, dieſe Beſuche ſeien gefährlich für ihn, er werde noch ſein Herz verlieren, und ſie ging munter auf die Scherze ein. Längſt hatte er ſeinen Bekannten vergeſſen und den Auftrag, den ihm der erteilt; er verſpürte eine Neigung zu ihr, die ſeit geſtern, wo er ungeſtört mit ihr zuſammen geweſen war, ſehr zugenommen hatte; dieſe Neigung war heiter und gedankenlos, ihm war, wie ihm als Junge geweſen war, wo er ſeine erſte harmloſe Liebe zu einem gleichaltrigen Mädchen gehabt. »Soll ich plötzlich ihre Hand nehmen und küſſen?« fragte er ſich. Mit einem Mal fragte er ſich nicht mehr, er tat es. Sie lachte. Da umfaßte er ſie und küßte ſie auf den Mund. Sie wurde feuerrot und ſprang auf, daß ſie dem runden Tiſch einen Ruck gab und die Taſſen klirrten. Die Tränen ſtanden

ihr in den Augen. »Ach, Sie ſind auch ſo!« rief ſie aus; »ich dachte, Sie ſind ein andrer Menſch. Aber Sie ſind auch ſo!« Er ſtand auf und ſtotterte eine Entſchuldigung. »Laſſen Sie, laſſen Sie,« erwiderte ſie; »es iſt meine Schuld, ich hätte das wiſſen müſſen. Gehen Sie jetzt, nicht wahr, ich darf Sie bitten, Sie kommen nicht wieder allein zu mir; aber wenn Dr. Schmidt wieder geſund iſt, dann begleiten Sie ihn wie früher.« Eine Träne lief ihr die Wange hinab, ſie wiſchte ſie fort und lachte: »Seien Sie nicht böſe, aber allein dürfen Sie nicht mehr kommen.« Damit gab ſie ihm die Hand und ſchob den Verdutzten aus dem Zimmer.

Dr. Kunz ging zu Dr. Schmidt und berichtete ihm: »Sie haben das reinſte, engelhafteſte Weſen als Braut, das es geben kann. Ich komme mir vor wie ein Schurke, daß ich es wagte, ſie in Verſuchung zu ſetzen. Ich habe das auch nicht getan auf Ihre Veranlaſſung hin, ſondern weil ich ſelber hingeriſſen war von ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit.« Dr. Schmidt rieb ſich die Hände. »Nicht wahr,« ſagte er, »anmutig und liebenswürdig, das ſind die Worte. Ja, und Sie haben mir einen großen Stein vom Herzen genommen, einen ſehr großen Stein.« Er drückte dem Andern die Hand, die ihm der entziehen wollte.

»Ich kann Sie zunächſt jedenfalls nicht mehr bei Ihren Beſuchen begleiten«, ſagte Dr. Kunz. »Bitte, entſchuldigen Sie mich bei der Dame. Sie wird mich gewiß verſtehen.« — »Aber wie meinen Sie denn das?« fragte Dr. Schmidt verwundert. »Sie hat Ihnen doch ſelber geſagt, Sie möchten wieder mit kommen? Mein Hexenſchuß iſt geheilt. Morgen können wir wieder bei ihr ſein.« Dr. Kunz zog die Stirn in Falten und lehnte nochmals ab. Aber Dr. Schmidt bat ihn ſo, ihn doch nicht im Stich zu laſſen, ſeine Braut doch nicht ſo zu enttäuſchen, daß er ſchließlich nachgab.

Sie wurden von Clara Fiſcher empfangen wie immer, und es war, als ſei Nichts geſchehen.

Als die Beiden ſich vor dem Theater von ihr getrennt hatten und allein nach Hauſe gingen, ſagte Dr. Schmidt: »Ich bin ja ſehr beruhigt durch das Scheitern Ihres Verſuches. Ich denke doch, daß meine Handlungsweiſe mit der Verlobung nicht zu leichtfertig war. Aber Sie würden mich doch ſehr zu Dank verpflichten, ich würde ganz ſicher ſein, wenn Sie Ihren Verſuch noch einmal wiederholen würden.«

»Zum Teufel, Herr, wofür halten Sie mich eigentlich!« rief Dr. Kunz aus. »Ich bin einmal abgeblitzt, daran habe ich genug. Laſſen Sie mich zufrieden — —« er wollte ſagen: »mit Ihren einfältigen Zumutungen« — — aber er verſchluckte dieſen Schluß. »Nun, ich will Sie ja nicht gerade darum bitten,« ſagte Dr. Schmidt, »ich ſehe, daß Sie es ungern tun; ich bin ja auch ſehr beruhigt. Aber wenn ſich vielleicht doch noch einmal eine Gelegenheit bieten ſollte, man kann nicht wiſſen, ich wäre Ihnen wirklich dankbar, von Herzen dankbar.« Dr. Kunz erwiderte Nichts, und die Beiden trennten ſich.

Wieder verging eine Woche, in welcher die Beiden täglich zu Gaſt bei dem liebenswürdigen Mädchen waren.

An einem Tage aber erſchien Dr. Kunz allein bei ihr. Er ſagte: »Sie haben mir einmal eine Lehre gegeben für ein unangemeſſenes Betragen. Ich habe ſie nicht vergeſſen. Nun möchte ich Ihnen aber ſagen, daß ich Sie nicht mehr beſuchen kann —« er ſtockte, ſie ſah erſchrocken zu ihm auf. »Ja, ich muß es Ihnen ſagen,« fuhr er fort, »ich habe mich ſehr töricht benommen, Sie ſind auch die Braut eines Andern. Aber ich kann nicht mehr hier ſitzen und mit Ihnen ſprechen. Es quält mich zu ſehr.«

Ihr kamen wieder die Tränen hoch, und ſie erwiderte ſtockend: »Ja, ich begreife, was Sie ſagen wollen, aber nun wollen

Sie nicht wieder kommen und wollen mich allein laſſen — — ich habe es Ihnen ja nicht übel genommen, aber nun wollen Sie mich jetzt allein laſſen, es war ja eigentlich mehr Ihres Freundes wegen.«

»Er iſt nicht mein Freund, wir arbeiten nur zuſammen in der Bibliothek«, ſagte Dr. Kunz.

»Ja, ich konnte doch aber nicht anders, wenn er das gewußt hätte, er wäre gewiß ſehr böſe geworden«, erwiderte ſie.

Sie ſah ihm klar ins Geſicht, die Tränen waren verſchwunden.

»Ach, was habe ich denn für Verpflichtungen gegen den Narren«, dachte Dr. Kunz plötzlich. »Ich begehe eine Gemeinheit, aber ich habe das Mädchen lieb, ſie iſt zu ſchade für den.« Er ſagte: »Er hat es vorher gewußt.«

»Er hat es vorher gewußt?« rief ſie erſtaunt aus.

»Er wollte — — ich ſolle Sie auf die Probe ſtellen, ob Sie ihn auch wirklich lieben«, ſagte er.

»Mich auf die Probe ſtellen? Der Eſel! Mich auf die Probe ſtellen? Was hat er ſich denn gedacht? Und Sie haben das getan? Schämen Sie ſich nicht?« rief ſie; ſie ergriff ihn vorn am Rock und ſchüttelte ihn.

»Ich wollte es ja nicht tun, aber ich liebe dich, und da iſt es über mich gekommen«, ſagte er; und in dem Augenblick ſpürte er, wie es in ihr war; er ſchloß ſie feſt in die Arme und küßte ſie. »Du liebſt mich?« ſagte ſie ſchluchzend. »Ja, ich liebe dich auch, ich will den alten Eſel ja gar nicht. Er könnte ja mein Vater ſein. Heute noch gehe ich zum Intendanten. Die Stelle ſollſt du bekommen.« — — »Dann können wir heiraten«, rief er jubelnd aus.

Die Wette

In einer kleinen deutſchen Reſidenzſtadt lebte eine unverheiratete alte Dame. Man ſah ihr an, daß ſie einſt ſehr ſchön geweſen war. Noch heute ging ſie ungebeugt mit leichtem Schritt über die Straße, war ihre königliche Geſtalt ſchlank und hoch, leuchteten unter dichtem, ſchneeweißem Haar jugendlich feurig blaue Augen. Das ſchöne regelmäßige Geſicht war durch eine innere geiſtige Glut belebt.

Folgende Geſchichte wurde von der Achtzigjährigen erzählt.

Vor etwa ſechzig Jahren war ein junger Fürſt auf den Thron gekommen, der für alles Schöne und Gute begeiſtert war und verkündigt hatte, er wolle eine Regierung des Geiſtes beginnen. Alle Kunſtunternehmungen des Landes ſollten durch ihn erneuert und vervollkommnet werden. Sein Hauptaugenmerk hatte er auf die Kunſtſchule gerichtet. Gleichzeitig mit ihm war ein junges Geſchlecht von Malern und Bildhauern entſtanden, das mit neuem Wollen an die alten Aufgaben herantrat und ein ſchönes Können aufwies, welches viel Erfreuliches für die Zukunft verſprach. Die jungen Männer waren noch nicht allgemein erkannt; der Fürſt hatte das Glück, einen zuverläſſigen Berater zu haben, der ihn auf ſie aufmerkſam machte; und ſo wurden ſie denn als Lehrer an die fürſtliche Kunſtſchule gezogen.

Das Städtchen ſah unter dem jugendlichen und heiteren Herrſcher manches Neue und Unerwartete; auch die zugezogenen Künſtler waren ganz anderer Art als die braven und etwas kleinbürgerlich beſchränkten Männer geweſen waren, die vorher rechtſchaffen, wie ſie es verſtanden, ihre Bilder gemalt und an wohlmeinende Kunſtfreunde in der Hofgeſellſchaft und unter den zugereiſten Fremden verkauft hatten.

Maskenbälle, Schlittenfahrten, Aufführungen, Feſtzüge und Feſte jeder andern Art folgten einander; es war, als ob die alten Leute plötzlich verſchwunden ſeien, welche bis dahin langſam und bedächtig wandelnd, kopfſchüttelnd vor den Auslagen ſtehen bleibend, zu ruhigem Geſpräch zuſammentretend, ſich auf den breiten Straßen gezeigt hatten; eine bunte lebendige Menge junger Menſchen beiderlei Geſchlechts füllte die Straßen, ſchwatzte, lachte, eilte, drängte ſich, ſchob ſich. Und es konnte nicht fehlen, daß mancher jugendliche Streich verübt wurde und mancher Übermut ſich zeigte.

Der Marktplatz wurde gebildet durch das Schloß, durch zwei Reihen von altertümlichen Häuſern mit herrſchaftlichen Wohnungen für den Adel und Dienſträumen für die Regierung, unter denen wohl auch einmal eine kleine Wohnung für einen geringeren Beamten war, und durch eine dritte Reihe von ebenſo alten Häuſern, welche dem Schloß gegenüber lagen, in denen ſich die hauptſächlichſten Geſchäfte befanden. Eines von dieſen war der erſte Gaſthof der Stadt, in welchem die bei Hof eingeführten Fremden und ſonſtige vornehme Beſucher der Reſidenz wohnten. Der Wirt war dafür bekannt, daß er gute Weine zu mäßigen Preiſen führte, als ein redlicher und alteingeſeſſener Mann; und ſo hatte er denn in ſeinem untern Eckzimmer einen guten Verkehr von den Herrn am Hof, Künſtlern und höheren Beamten.

Um den runden Tiſch im untern Eckzimmer ſaßen an einem Vormittag die Künſtler, tranken und waren froher Dinge. Der Vormittag iſt die beſte Arbeitszeit; aber am Tage vorher war ein herrliches Maskenfeſt geweſen, an dem ſich die Künſtler alle beteiligt hatten; erſt am frühen Morgen war man ins Bett gekommen; und ſo waren denn die Stunden ohnehin für die Arbeit nicht zu gebrauchen. Man ſetzte die Erzählungen, Schwänke und Luſtigkeiten des vorigen

Tages fort; die blühenden, gesunden jungen Leute spürten keine Ermüdung, kein Nachlassen der Stimmung.

Der Tisch stand in der Ecke, an deren einer Seite ein großes, flachbogiges Fenster in dicker Mauer auf den Marktplatz ging. Der Marktplatz war leer; nur ein altes Brezelweib saß in der äußersten Ecke, gerade vor dem Schloß; sie saß in einer halben Kiste, unter sich den Huchtelpott zum Wärmen, dessen blauer Rauch hinter ihrem breiten Rücken dünn und lustig in die helle Luft stieg; sie saß da in dicker Männerjoppe, den Kopf mit dem Filzhut durch ein rotbuntes Taschentuch umwickelt, das Pfeifchen unter der rotgefrorenen Nase, die Hände in dicken Handschuhen unter die Arme geschlagen; vor ihr auf einem Korbe lagen die Brezeln.

Da ging schräg über den leicht verschneiten Platz ein wunderschönes Mädchen; eine schlanke, königliche Gestalt, mit leichten Schritten, mit vollem Blondhaar, auf dem ein schwarzes Pelzmützchen saß, die Hände im Muff. Einer der Künstler hatte sie gesehen, er machte die Freunde aufmerksam, und ein Ah! der Bewunderung kam von allen Lippen. Das schöne Mädchen ging den Tritt zu einem der Regierungshäuser hinauf, drückte auf die Klinke, faßte rasch ihr Kleid zusammen und verschwand in der Haustür.

Der Wirt, welcher seine Gäste selber bediente, hatte am Tisch gestanden und mit stolzem Gesichtsausdruck die Mienen und Worte der Herren verfolgt. Nun wendete man sich an ihn und erkundigte sich. Zurückhaltend, geheimnisvoll, bedeutend ließ sich der noch junge, unverheiratete Mann vernehmen. Es stellte sich heraus, daß das schöne Mädchen die Tochter eines kleinen Beamten war, aber sie hatte eine sehr gute Erziehung erhalten, denn die Eltern wollten hoch hinaus mit dem Kind; der Wirt zeigte eine gewisse Verdrossenheit; er meinte, ein Geschäftsmann könne eine solche Frau nicht gebrauchen, die sei

zu vornehm. Den jungen Herrn fiel das Benehmen des Mannes nicht auf. Er fuhr fort, nachſagen könne ihr Niemand Etwas, wenn Einer ein freundliches Wort für ſie habe, ſo antworte ſie ſchnippiſch; wenn ſie nicht anders werde, ſo bekomme ſie einmal keinen Mann, denn wenn ein Mann ein Mädchen lieb habe, ſo wolle er doch auch geachtet ſein.

Die Meiſten der jungen Künſtler waren ſchon verheiratet; aber ein Bildhauer, der ſchönſte und ſtattlichſte unter ihnen, war noch unbeweibt. Als der Wirt in ſeiner Art weiter redete und die Andern dazwiſchen ſprachen und fragten, rief er aus: »Ich wette, daß ich ſie in vierzehn Tagen geküßt habe.« Ein Maler, gleichfalls unverheiratet, den die Art des Bildhauers leicht verdroß, denn er war ein ſtiller und unſcheinbarer Mann mit Gemüt und Sitte, hielt ihm entgegen, er ſei ein Prahler. Die Wette wurde abgeſchloſſen um zehn Flaſchen Wein, welche die Geſellſchaft in vierzehn Tagen an demſelben Ort trinken ſollte; der Wirt hatte ſich beſcheiden hinter ſeine Schenke zurückgezogen.

Was der Bildhauer ſich gedacht hatte, iſt nicht recht klar geworden, wahrſcheinlich hatte er eine kleine Liebſchaft im Sinn gehabt, denn es ging von ihm das Gerücht, daß er nicht unempfindlich gegen verſchiedene Weiblichkeit war. Nun, nach vierzehn Tagen war die Geſellſchaft wieder verſammelt; der Bildhauer trat als letzter ein, hängte ſeinen Hut an den Nagel, rieb ſich die Hände und rief: »Ihr könnt mir gratulieren, ich habe mich mit unſrer Schönheit verlobt.« Alle ſprangen auf, umdrängten ihn, fragten ihn; er antwortete ernſthaft: »Wir haben vor vierzehn Tagen Späße gemacht, die nicht gerade nötig waren. Ich kann Euch nur ſagen, daß dieſe Dinge doch ernſter ſind, als Unſereiner ſich gewöhnlich denkt.« Einen Augenblick befiel die Geſellſchaft eine leichte Befangenheit; dann aber brachte der Wirt den Wein; er ſchloß ſich den Glückwünſchen an, in einer ſonderbaren Weiſe, welche die

Heiterkeit erregte, und ſo war bald die fröhliche Stimmung wieder hergeſtellt, welche dieſem Kreiſe ja natürlich war.

Man ſprach in der Stadt von der Verlobung. Während ſonſt wohl in ſolchen Fällen, wo ein Mädchen über ihren Stand heiratet, leicht ungünſtig über die Braut geſprochen wird, waren hier alle Leute befriedigt. Das wunderſchöne Paar erregte allgemeine Bewunderung; die Eltern der Braut waren achtenswerte Leute, dieſe ſelbſt galt außer ihrer Schönheit für klug, gebildet und edel, und Jeder war erfreut über ihr Glück.

Etwa eine Woche lang ſprang der Bildhauer jeden Nachmittag die Stufen zu der Wohnung ſeiner Geliebten hoch, ſah man die beiden ſchönen Menſchen Arm in Arm auf dem Markt, der Hauptſtraße gehen und in Geſchäften allerhand Beſorgungen machen, beredeten die Bürger, die Künſtler, die Beamten und der Hof das Ereignis. Plötzlich wurde erzählt, daß das Mädchen die Verlobung aufgehoben habe.

Der Wirt war ein abgewieſener Verehrer geweſen; er hatte ihr die Geſchichte mit der Wette erzählt; ſie war über die Nichtachtung, die ſie in dieſer zu erkennen glaubte, tief empört und wollte ihren Bräutigam nicht wieder ſehen. Es wurde nicht bekannt, welche Verſuche der Bildhauer gemacht, um die Geliebte zu verſöhnen, wie ſie ſich auf ſie verhalten; er reiſte plötzlich ab, dann wurde bekannt, daß er ſeine Lehrerſtelle an der Kunſtſchule niedergelegt hatte und nicht wiederkommen wollte.

Das alles iſt nun ſechzig Jahre her. Das ſchöne Mädchen hat ſich nicht verheiratet, obgleich ſie mehrmals noch Anträge bekommen hat; ſie wurde Lehrerin und unterrichtete kleine Mädchen im Strumpfſtricken, Nähen und Häkeln; viele Geſchlechter von kleinen Mädchen unterrichtete ſie. Die erſten wurden groß, heirateten, hatten Töchter; ſie unterrichtete die Töchter; dann hatten dieſe wieder Töchter, und auch dieſe unterrichtete ſie, und auch deren Töchter. Ihre Eltern ſtarben, man

ließ ihr die alte Wohnung; endlich wurde ſie ſelber zu alt; ſie konnte nicht mehr ſcharf genug ſehen, wenn die kleinen Mädchen ſtrickten und nähten, ſo bekam ſie denn ein Altersgeld; und noch immer ging ſie die Stufen ihrer Wohnung hinauf, öffnete ihre Tür und trat in das Haus, indem ſie ihr Kleid zuſammennahm, wie ſie ſchon getan hatte, als die Leute noch lebten, die nun längſt begraben waren, deren Gräber man ſchon wieder eröffnet hatte, um neue Leichen beizuſetzen.

Der Bildhauer wurde in der Zeit ein ſehr berühmter Mann, der viele Werke machte und Vieles in der Welt erlebte.

Wieder war ein junger Fürſt in dem kleinen Lande auf den Thron gekommen; er war ein Liebhaber der Künſte, und eine ſeiner erſten Handlungen war, daß er ein Werk des berühmten Meiſters kaufte. Der Bildhauer ſollte beſtimmen, wo es am beſten aufgeſtellt werden konnte, ſo kam er nach zwei Menſchenaltern wieder in die Stadt.

Der Marktplatz war noch wie einſt; der Brunnen rauſchte, wie er damals gerauſcht; in der Reihe der Häuſer mit den Geſchäften waren große Fenſter eingeſetzt, das war das einzig Neue, das er ſah. Er wohnte in dem alten Gaſthof; nun ſaß er im untern Eckzimmer an dem runden Tiſch, um den damals die Freunde geſeſſen hatten; alle waren ſie tot; ein Kellner im Frack, das Tuch unterm Arm, bediente jetzt.

Er ſaß an dem flachbogigen, niedrigen Fenſter und ſah über den Platz. Da ging die ſchöne alte Dame. Sie ging denſelben Weg, den damals das ſchöne junge Mädchen gegangen war. Sie ging ungebeugt, mit leichtem Schritt; vielleicht etwas langſam erſtieg ſie die Stufen, öffnete ſie die Tür; das Klingeln der Hausglocke klang über den ſtillen Platz durch das geöffnete Fenſter.

Der alte Künſtler ſtrich ſich über Stirn und Haar und ſaß lange ſtill vor ſeiner Flaſche. Dann erhob er ſich, ſetzte den breiten, weichen Hut auf und ſchritt über den Platz. Auch er

war in ſeinem Hochalter noch ſtattlich und ſchön, gerade und ſchlank, mit langem weißem Bart. Er ging die Stufen in die Höhe, trat ins Haus, ſtieg die Treppe hoch und klopfte bei der alten Dame an. Sie öffnete ihm und er trat ein.

Die Dame ſah dem Beſucher ſtarr ins Geſicht. Ihre Augen füllten ſich mit Tränen, ſie ſank auf ihren Stuhl zurück und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Da rief er aus: »Weshalb haſt du das damals getan, du dummes Tier! Mit dir wäre ich ein ordentlicher Kerl geworden. Nun habe ich ſo eine Perſon geheiratet, eine Gans; jetzt liegt mein Leben hinter mir; ich bin ein Kitſchier geweſen.«

Die alte Dame nahm die Hände vom Geſicht und ſah ihn erſtaunt an. Er fuhr fort: »Ein richtiges Frauenzimmer hat das Herz auf dem rechten Fleck. Das war ja nicht gerade ſchön mit der Wette damals, aber du hätteſt Erbarmen mit mir haben ſollen; ſo ein Mann, wenn er ein richtiger Mann iſt, der iſt vor euch doch immer nur wie ein dummer Junge. Aber du haſt gehandelt wie eine alte Jungfer. Und die biſt du denn ja auch nun geworden.« Dem alten Mann ſtanden nun auch die Tränen in den Augen. »In der Liebe müſſen die Weiber den Verſtand haben«, rief er aus. Damit wendete er ſich und ging aus der Tür.

Die verſchiednen Welten

Es war vor dem Krieg und der Revolution. Damals wußten die Menſchen noch Nichts von ihrer Ratloſigkeit.

Ich ſaß mit einem Freund zuſammen, und wir ſprachen über religiöſe Dinge. Seit Langem waren wir einig über alles Weſentliche, und wenn wir mit einander ſprachen, dann beſtätigte immer nur der Eine des Andern Anſichten, welche der als Ergebnis ſeines Lebens gewonnen hatte; die Wahrheit iſt ja bloß eine.

Mein Freund ſagte: »Ich bin mit dir der Anſicht, daß Vorbeſtimmung, unfreier Wille und Gnadenwahl Gedanken ſind, auf welche das wahrhaft fromme Gemüt, das Gemüt, welches wirklich Gott erlebt, notwendig kommen muß. Nur, wir müſſen uns über die Worte verſtändigen. Etwa die Willensunfreiheit Luthers iſt etwas ganz anderes, als die Willensunfreiheit, welche der Materialiſt meint; ſie iſt jenſeitiger Natur, während der Materialiſt ja überhaupt nur das Diesſeits kennt und nicht anders denken kann, als daß überall die Urſächlichkeit herrſchen müſſe.

Dieſe Gedanken ſind in unſern Kirchen heute in den Hintergrund getreten. Bloß bei den Calviniſten werden ſie noch gedacht, aber in jener ſpießig überheblichen Weiſe, welche bewirkt, daß ſie keinen religiöſen Wert mehr haben.

Ich hatte ein Erlebnis, in welchem ich mit Menſchen, die von Gott verworfen ſind, zuſammenſtieß. Ich möchte es dir erzählen.

Voriges Jahr im Seebad lernte ich eine Familie kennen: Vater, Mutter und erwachſene Tochter. Der Mann war ein hoher Beamter, vortragender Rat im Miniſterium, etwas ſteif und förmlich, wie das ſo oft iſt, um eine innere Leere

und daraus folgende Unſicherheit zu verbergen, von der ihm aber Nichts bewußt war. Die Frau war ſehr ſtattlich, noch immer ſchön, und wußte das auch. Die Tochter gefiel mir am beſten; ich hatte bei ihr den Eindruck, daß ſie ſich dumpf nach irgend etwas Wirklichem aus ihrem Schattendaſein heraus ſehnte. Die Leute hatten wenigſtens gute Umgangsformen; die andern Fremden waren offenbar meiſtens Ladeninhaber und Ähnliches; und ſo fanden wir uns denn; ich werde ihnen wohl zunächſt etwas ſonderbar vorgekommen ſein.

An einem Nachmittag ſaß die Frau in ihrem Strandkorb, ich lag vor ihr auf dem Sand; Vater und Tochter machten einen kleinen Ausflug. Die Frau ſagte mir: »Durch Sie iſt mir die Hohlheit meines Lebens klar geworden. Ich habe meinen Mann geheiratet, weil er gut ausſah und eine anſtändige Laufbahn vor ſich hatte, dann kamen die Kinder, und ich dachte, das müſſe alles ſo ſein. Aber das, worauf es ankommt, davon habe ich überhaupt Nichts gewußt.«

Was ſollte ich ihr erwidern? Ich hatte ein tiefes Mitgefühl mit der armen Frau, die mir das mit brennenden Augen ſagte. Die Leute ſprechen ja wohl von dem gefährlichen Alter. Möglich, daß man ſo ſagen konnte, wenn man oberflächlich dachte. Aber es iſt nun wohl ſo, daß die Frau nur durch die Liebe ihre Seele bekommen kann; dieſe Frau wollte ſich hingeben, ſich aufopfern, ſie erwartete, daß ich ſie nahm und ihre Liebe, und daß dadurch Etwas in ihr erlöſt wurde — was? Das wußte ſie ſelber nicht. Aber zum erſten Mal in ihrem Leben ſpürte ſie Etwas, das an das Göttliche rührte.

Bürgerlich geſagt: ſie war bereit zum Ehebruch. Mir ſind die bürgerlichen Moralbegriffe gleichgültig, obwohl ich mir klar darüber bin, daß ſie wegen der verächtlichen Liderlichkeit der großen Maſſe gebraucht werden.

Was hatte ich mit dieſer Frau denn gemein, was konnte ich ihr denn ſagen? Ich mußte mich immer zu fremden Worten

zwingen, wenn ich mit ihr ſprach, ſonſt verſtand ſie mich nicht. Eine Frau meinesgleichen hätte ich genommen, auch wenn ſie durch alle Bande gefeſſelt war — ich habe ja immer die Frau geſucht, die für mich iſt und habe ſie nicht gefunden; und auch für den Mann iſt die Liebe ja Erfüllung; ein Mann, der ſich in Sehnſucht verzehrt, muß ſich ſelber zerſtören.

Ich konnte ihr Nichts erwidern. Ich tat, als ob ich nicht verſtanden, was hinter ihren Worten war und machte eine gleichgültige Unterhaltung. Ihr Geſicht wurde ſchlaff, grau und alt, ihre Augen verloren den Glanz.

Habe ich vielleicht damals einen Keim abgebrochen, der eine große Pflanze hätte werden können? Das kann ich nicht wiſſen; man kann in ſolchen Dingen überhaupt nicht wiſſen; man kann nur fühlen; und ich fühlte: ich habe Nichts mit dieſer Frau zu ſchaffen, aber ſie tut mir tief, tief leid. Ich handelte unbarmherzig; aber handelte ich unbarmherziger, als Gott, der dieſer Frau nur eine Seele gegeben hatte, die nicht weiter kommen konnte, als ſie kam?

Ich machte mich bereit zur Abreiſe; es ſchien mir beſſer, wenn die Frau mich nicht mehr ſah, wenn ich ſelber aus einer Verſtrickung kam, die ich auf keine Weiſe löſen konnte. Ich wußte, daß dieſe Abreiſe, von gewiſſem Geſichtspunkt geſehen, nur ein Ausweichen war, daß die ratloſe Frau, welche von Niemandem geleitet wurde, nun vielleicht eine Dummheit beging. Aber ich konnte ſie nicht leiten, ich hätte dann nur ihre Gefühle ermutigt, die ich doch nie teilen konnte.

Am Abend war ich allein auf meinem Zimmer. Es klopfte leiſe, die Tür öffnete ſich, und ſchüchtern trat das junge Mädchen ein. Sie blieb an der Tür ſtehen, mit niedergeſchlagenen Augen.

Sie begann, ungeſchickt, wie ein Dienſtmädchen: »Was müſſen Sie von mir denken?« Sie verſuchte zu lachen, dann ſchluckte ſie.

Ich faßte ſie an die Hand, die ſie mir willenlos ließ, und führte ſie zu einem Stuhl. Dann blieb ich vor ihr ſtehen; ſo, dachte ich, kann es ſchwer zu einer Vertraulichkeit von ihr aus kommen. Ich ſagte: »Es iſt ſo freundlich von Ihnen, liebes Kind, daß Sie mir nochmals Lebewohl ſagen wollen. Ich habe immer wie ein Vater für Sie gefühlt.«

Sie ſchlug ſich die Hände vor die Augen, und Tränen rannen durch ihre Finger. Sie rief: »Nehmen Sie mich, nehmen Sie mich«, dann ſprang ſie auf, ſchlang die Arme um meinen Hals und weinte auf meiner Schulter.

Da wollte einen Augenblick mein Herz ihr entgegen, ich drückte ſie feſt an mich, und küßte ſie; aber indem ich mich zum Kuß niederbeugte kam mir ſchon wieder die Beſinnung; ich küßte ſie nur auf die Stirn, dann machte ich ihre Arme los und ſchob ſie wieder zu ihrem Stuhl.

Was war denn das? Wie in einem frechen Roman geſchah es: Mutter und Tochter boten ſich mir an. Eine Art Scham befiel mich; ich fühlte, wie ich rot wurde. Aber das beginnende feindſelige Gefühl wurde bald übertönt durch das Mitleid mit dem verſchüchterten, weinenden Kind.

Als ich ſo, von einander widerſtreitenden Gefühlen gezogen, verlegen vor dem weinenden Mädchen ſtand, klopfte es heftig, dann öffnete ſich die Tür. Der Vater trat ein.

Er ſah mit kurzem Blick auf ſeine Tochter, dann ſagte er ruhig: »Du kannſt gehen. Ich habe mit dem Herrn allein zu ſprechen.« Das Mädchen ſah nicht auf; ſie ging, indem ſie die Hände vor das Geſicht geſchlagen hielt.

Der Vater war ein ſchlanker Mann mit ſcharfen, grauen Augen und kurzem, graublondem Schnurrbart. Er zwang ſich zur Ruhe, aber ſeine Hände zitterten. Wir ſaßen uns gegenüber.

»Ich brauche Nichts weiter zu ſagen«, begann er. »Ich will Ihnen auch keine Vorwürfe machen. Die Schuld in ſolchen

Fällen iſt immer auf der Seite des Mädchens. Ich habe Sie während der zwei Wochen hier kennen gelernt, ich habe Sie beobachtet, auch Ihre äußern Umſtände ſind entſprechend. Ich bin vermögend, wohl mehr, als es in unſern Kreiſen der Durchſchnitt iſt. Sie wiſſen, daß das Mädchen nicht an ſich leichtſinnig iſt. Sie wird auch eine gute Frau werden. Ich bin bereit, Sie als Schwiegerſohn anzunehmen.«

Es ſchoß mir durch den Kopf: »Wie kann ich mit ihm ſprechen, daß er mich verſteht?« Ich ſah in ſeine Augen, verſtändige und beſtimmte Augen; mir wurde klar, daß er von ſeiner eignen Ratloſigkeit nicht wußte. So ſprach ich mit ihm in der Sprache, welche er verſtand.

»Ich habe zu Ihrer Tochter, obwohl ich nur etwa zehn Jahre älter bin, ein väterliches Verhältnis gehabt. Sie dürfen ihr die Unvorſichtigkeit, daß ſie mich auf meinem Zimmer beſuchte, nicht zu ſehr anrechnen. Bei der Art unſerer Beziehungen, welche über das rein Geſellſchaftliche hinausgingen, konnte ſie vergeſſen, daß ich ein Fremder und ein jüngerer Mann bin . . .«

Mir war bewußt, daß er ſchwankte, ob er meine Worte für unwahr oder mich ſelber für einen lebensunerfahrenen Toren halten ſollte. Er hatte in ſeiner Jugend gewiß das eine und andere verliebte Abenteuer gehabt. Er erhob ſich.

»Ich verſtehe, was Sie ſagen wollen«, unterbrach er mich. »In meiner Lage kann ich nicht beleidigt ſein. Ich würde die Sache nur ſchlimmer machen, die vielleicht überhaupt völlig harmlos iſt.« Er ſah mich ſcharf an und reichte mir die Hand: »Ich habe es mit einem Mann von Ehre zu tun, nicht wahr?« Ich lächelte nicht und gab ihm die Hand, die er feſt drückte.

Am andern Morgen in der Frühe reiſte ich ab.

Berlin iſt eine große Stadt, aber der Kreis der höheren Geſellſchaft iſt ja doch nicht allzu weit. Wenn ich auch ſehr zurückgezogen lebe, ſo erfahre ich doch die merkwürdigen Vor-

kommiſſe in ihm. Dem Namen nach war mir die Familie ſchon früher bekannt geweſen.

Etwa ein Vierteljahr nach meinem Erlebnis lief in Berlin eine Geſchichte um, die mit ihr vorgefallen war. Sie hatte im Seebad, wahrſcheinlich kurz nach meiner Abreiſe, die Bekanntſchaft eines angeblich vornehmen Ungarn gemacht. Der junge Mann war viel mit Mutter und Tochter zuſammen geweſen, war dann mit nach Berlin zurückgegangen und hatte ſich hier mit der Tochter verlobt. Das Brautpaar hatte die üblichen Beſuche gemacht, dabei hatte der junge Mann eine prunkvolle Tracht getragen, die er als Tracht ſeiner Familie bezeichnete. Einem Herrn, der ſich mit dergleichen Dingen beſchäftigte, waren die Farben auffällig vorgekommen; er hatte Nachforſchungen angeſtellt und war immer ſtutziger geworden; er hatte mit dem Vater geſprochen und der hatte denn Erkundigungen bei der Botſchaft eingezogen; und da hatte es ſich endlich ergeben, daß der junge Mann ein Hochſtapler war, ein rumäniſcher Schneidergeſelle.

Der Feigling

In einer kleinen Stadt lebte bei dem verwitweten Vater, dem Leiter des Gymnaſiums, ein junges Mädchen, das nun wohl eben einundzwanzig Jahre alt war. Wir wollen ſie Anna nennen. Nicht weit entfernt, in derſelben Straße hatte die Witwe eines Amtsrichters ihr Haus, deren einziger Sohn, Karl mit Namen, eben nach beſtandener Prüfung für einige Tage zur Mutter zurückkehren ſollte.

Die beiden jungen Leute waren Jugendfreunde geweſen. Karl war wohl ſieben Jahre älter als Anna; er hatte das junge Mädchen geführt und beſchützt, auf dem Eis und in der Tanzſtunde ſich um ſie bemüht; ſeine Mutter hatte ſich der Verlaſſenen angenommen und ihr Rat und Hilfe angedeihen laſſen, wenn ſie nicht recht aus konnte, denn ſie führte ſchon ſeit Jahren den Haushalt des Vaters.

Anna hatte von der Mutter erfahren, daß Karl erwartet wurde. Als ſie eben zum andern Haus hinüberhuſchen wollte, wurde ein Beſuch gemeldet. Ein Herr trat in das Zimmer, den ſie flüchtig kannte, er war Aſſeſſor bei der Regierung, faſt an die Vierzig, mit etwas kahl werdendem Haupt. Anna und ihr Vater empfingen ihn im Beſuchszimmer; er kam, um ſein Beileid auszudrücken über den eben erfolgten Tod von Annas Großvater mütterlicher Seite. Anna und ihr Vater hatten mit dem alten Mann, der weit entfernt wohnte, wenig Beziehungen gehabt; der Todesfall hatte ſie weſentlich nur dadurch berührt, daß Anna nun Erbin eines großen Vermögens wurde. Das junge Mädchen hatte ein ſonderbar befangenes Gefühl während der Worte des Fremden. Der ſprach nach den herkömmlichen erſten Sätzen von ſeiner Einſamkeit, von dem Unbehagen des Junggeſellenheims; der Vater lud ihn zum Abend-

eſſen an den Familientiſch ein. Anna war es, als ob ſie abreden müſſe, aber das war doch nicht möglich, ſo fügte ſie der Einladung noch einige Worte zu. Der Herr nahm dankend an, nach einiger Zeit ergriff er ſeinen Hut und empfahl ſich.

Anna warf ſchnell ihr Tuch über den Kopf und eilte zu der mütterlichen Freundin. Karl packte eben ſeinen Koffer aus; als er ihre Stimme hörte, eilte er ins Wohnzimmer; ſie ging ihm ſchnell entgegen, reichte ihm beide Hände und wünſchte ihm Glück; er ergriff lachend die Hände und drückte ſie feſt, ſie wurde rot und ihr ſchwindelte. Sie fragte und er erzählte, ſie ſetzte ſich auf einen Stuhl und er ſtand vor ihr; plötzlich rief ſie aus: »Ich habe keine Zeit mehr, ich muß nach Hauſe, das Mittageſſen ſteht ſchon auf dem Tiſch.« — »Komme heute Abend zu uns,« ſagte Karl, »wir haben uns noch viel zu erzählen.« Sie wurde befangen, nach einigem Zögern erwiderte ſie: »Ich will meinen Vater fragen, ob er es erlaubt.« — »Gut, dann beſuche ich Euch am Nachmittag und frage an, ob du die Erlaubnis haſt«, ſchloß er.

Beim Eſſen erzählte ſie dem Vater von ihrem Beſuch und der Einladung. Er wiegte den Kopf und ſprach: »Es tut mir leid, daß ich den Aſſeſſor für heute eingeladen habe; mir liegt auch nichts an ihm, aber er legte ſo nahe, ich konnte nicht gut umhin. Ich denke, du kannſt nicht fortgehen, wenn er kommt. Aber das mußt du ſelber wiſſen, ich will dich zu Nichts zwingen.«

Als Karl am Nachmittag kam, ſagte ſie ihm, daß ſie leider an das Haus gefeſſelt ſei durch den Beſuch des Aſſeſſors; ſie ſagte es mit blaſſen Lippen. »Du willſt dich heute Abend verloben?« rief er ſtürmiſch aus. Erſchreckt, flehend ſah ſie zu ihm hoch und dann erwiderte ſie, faſt flüſternd, die Augen ſenkend: »Ich weiß es nicht.« Er nahm ſeinen Hut und lief mit haſtigem Abſchiedsgruß aus dem Zimmer; ſie ſetzte ſich zu einer Arbeit, und die Tränen fielen ihr aus den Augen.

Am Abend kam der Aſſeſſor. Sie empfing ihn, der Vater ſaß noch in ſeinem Arbeitszimmer. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl neben ſie und begann mit ſtockender Stimme zu erzählen, von ſeiner Mutter, daß ſie immer gewünſcht habe, ihn verheiratet zu ſehen; er hatte einen Rand um die Stirn von dem ſteifen Hut. Ihr ſtockte das Herz. Er ergriff ihre Hand, ſie ſuchte ſie ihm ſchwach zu entziehen. Er fragte: »Könnten Sie es über ſich gewinnen, ich bin viel älter als Sie.« Ihr war, als ob ſie nicht nein ſagen dürfe, aber ſie konnte nicht ja ſagen. Am liebſten wäre ſie aus dem Zimmer gelaufen, aber da dachte ſie, das ſchicke ſich nicht. Plötzlich fühlte ſie, wie eine Naſe ſich in ihre Wange bohrte und der Schnurrbart kitzelte. Sie ſchob den Aſſeſſor mit beiden Händen von ſich, der ſtand auf, reichte ihr den Arm, und ſagte feierlich: »Wir müſſen mit Ihrem Herrn Vater ſprechen.« Ihr war, als ob ſie den Arm nehmen müſſe. Als ſie ſo mit dem Aſſeſſor über den Flur ging, ſchien es ihr, an der Küchentür lache die Magd.

Der Vater ſah zerſtreut von ſeiner Arbeit auf, rückte verwundert die Brille und ſagte, in etwas gedehntem Ton: »Nun, das iſt ja erfreulich. Das iſt ja eine Überraſchung. Das iſt ja ein ſchneller Entſchluß.« Ihr war, als ob ſie jetzt noch Etwas ſagen könne, daß ſie nicht wolle, oder vielleicht ihren Arm fortziehen könne, aber dann wurde ſie ganz mutlos und dachte: »Es iſt ja doch Alles einerlei.«

Die Magd kam und wünſchte Glück. Es ſtand mit einemmal ein Blumenſtrauß mitten auf dem Eßtiſch. Man ſetzte ſich zum Eſſen im Speiſezimmer, und der Aſſeſſor erzählte. Er erzählte Prüfungsgeſchichten. Nach dem Eſſen ſtand ſie auf und ſagte, ſie habe Kopfſchmerzen. Der Aſſeſſor war ſehr beſorgt, und ſie mußte ins Bett gehen.

Sie blieb den nächſten Tag im Bett; es kam ein großer Blumenſtrauß von ihrem Verlobten und ein zärtlich beſorgter Brief. Die Blumen wurden in das Wohnzimmer geſtellt; ſie

las den Brief und ſuchte ſich allerhand klar zu machen. Den übernächſten Tag ſtand ſie auf, ihr erſter Gang war zu der mütterlichen Freundin. Karl war abgereiſt, ſeine Mutter war ſeltſam befangen; ſie wünſchte Glück; dabei ſagte ſie: »Nun iſt ja alles anders«; dann ſprach ſie, daß ſie viel zu arbeiten habe, ſo ging Anna ganz verwirrt nach Hauſe.

Das waren gerade die Tage vor dem Weltkrieg geweſen. Der Krieg wurde erklärt. Der Aſſeſſor war Offizier. Er kam in Uniform und ſagte, er müſſe in ein paar Stunden zu ſeinem Truppenteil, aber er wolle ſich ſein Glück vorher ſichern, damit umarmte er die Willenloſe. Es war eine Kriegstrauung, andere Paare wurden noch getraut, ein haſtiges Hochzeitsmahl, einige Stunden Zuſammenſein mit dem Mann, der ihr ganz fremd war. Sie begleitete ihn zum Zug, mit trockenem Auge nahm ſie Abſchied von ihm, winkte dem abfahrenden Zuge mit dem Taſchentuch nach.

Eine ſchlafloſe Nacht kam, ſie hörte alle Geräuſche vom Bahnhof. Am frühen Morgen ſtand ſie auf, packte ihre Taſche und bot dem Vater die Hand zum Abſchied. »Was willſt du denn?« fragte der verwundert. »Laß mich, ich bin jetzt Frau, vielleicht kann ich es dir ſpäter ſagen«, erwiderte ſie ihm und ging. Sie ging zum Bahnhof und nahm eine Fahrkarte, ſie fand Platz in dem enggepfropften Gang des Wagens, Eingezogene ſangen vaterländiſche Lieder und tranken, Einer umarmte ſie und wollte ſie küſſen: »Vielleicht bin ich in einer Woche tot«, ſagte er, da ließ ſie ſich küſſen, aber ſie preßte den Mund zuſammen.

Sie ſtieg in der Stadt Karls aus und trat in ſeine Stube. »Nun bin ich die Frau eines Andern, nun nimm mich ihm«, ſagte ſie und ſetzte ſich erſchöpft auf einen Stuhl. Er ſah ſie mit entgeiſtertem Blick an, dann ſtotterte er: »Was iſt dir, — kann ich helfen . . .«

Sie lachte auf und richtete ſich von ihrem Stuhl hoch. Ihr Ledertäſchchen hatte ſie in der Hand. »Du haſt wieder Angſt. Du haſt immer Angſt gehabt. Weshalb haſt du mich nicht genommen, ehe mich der Menſch nahm?«

»Du biſt aufgeregt, beruhige dich«, ſagte er. Seine Lippen zitterten von verhaltenem Weinen.

»Du weinſt, du weinſt, du haſt nur Tränen? Du biſt ein Feigling!« ſchrie ſie und lief fort. Sie ließ die Tür offen und eilte die Treppe hinunter auf die Straße. Er eilte ihr nach, ohne Hut; er beſchwor ſie: »Die Menſchen werden aufmerkſam, was ſollen ſie denken?«

Briefe und Aufzeichnungen

Ein Brief

Verehrte gnädige Frau — — —
Welche dumme Anrede! Geliebte, Liebe — wie kann meine Hand dieſe Worte hinſchreiben — »meine Hand«, das iſt ja ein fremdes Weſen, das vor mir auf dem Papier liegt und die Feder führt; weshalb verflüchtigen ſich die Schriftzüge nicht zu Rauch?
Was ſoll ich ſchreiben? Es müßte möglich ſein, das Innere abzubilden, wie man ein Lichtbild des Geſichtes macht. Die Abbildung müßte ich Ihnen ſchicken. Die Worte, die Schrift, das iſt ja Alles falſch, unwahr; am Meiſten habe ich immer die Lüge gehaßt; die Worte ſind verlogen.
Geſtern kniete ich vor Ihnen und wollte mein Geſicht in Ihren Schoß legen. Das heißt, in Wirklichkeit ſtand ich vor Ihnen und ſagte, daß die Witterung ſchön iſt und die Bauern ſich eine gute Ernte verſprechen. Aber Sie haben ja gefühlt, was meine Worte bedeuteten, Sie wurden rot und blaß, und Ihre Hände zitterten.
Zitterten Ihre Hände wirklich? Vielleicht ſah ich das nur, daß Ihre Hände zitterten? Es dreht ſich Alles in meinem Hirn. Gedanken kann ich nicht mehr faſſen, ſie entwiſchen mir, wenn ich zugreife, wie ein Hecht, den man im Waſſer packt. Es iſt ja nicht möglich, daß Sie mich nicht wieder lieben, ſo toll iſt meine Liebe. Aber Sie ſprechen von Pflicht, von Aufgaben.
Ich bin im Zweifel, ſoll ich Sie haſſen? Es wird mir rot vor den Augen; ich weiß ja, daß ich das nicht tun werde, aber trotzdem ich es weiß, möchte ich Sie erwürgen. Was haben Sie mir geſagt? »Ich bin ja ſchlecht, ich bin ein

ſchlechtes Weib.« Sie können vielleicht ſich gar nicht hingeben, und das haben Sie nicht gewußt bis nun, und erſt jetzt iſt das Ihnen klar geworden? Ich bin mißtrauiſch. Haben Sie vielleicht mit mir ſpielen wollen? Mißtrauen iſt gemein. Wie kann ich nur mißtrauen! Bin ich denn plötzlich ein andrer Menſch geworden? Aber bei Ihnen, durch Sie habe ich das Mißtrauen gelernt.

Sie ſind die Frau eines Andern. Ihr Mann iſt mein Freund, was man ſo Freund nennt. Sie fühlen ſelbſt, wie lächerlich es wäre, von Dergleichen zu ſprechen. Sie haben auch nicht davon geſprochen. Sehen Sie, ich bin nicht liderlich, Sie wiſſen, daß ich ſtreng bin, ich verachte das Geſindel, und Geſindel iſt heute faſt Alles, Geſindel, das die Ehe bricht, das Vertrauen täuſcht, keine Scham, keine Ehre, keinen Glauben, kein Vertrauen hat — was will denn ich? Das iſt ja alles lächerlich; wenn es ſich um mich und Sie handelt, da iſt das Alles anders.

Wie alt bin ich nun? Vierzig Jahre bin ich ja wohl alt. Ich habe ſchon geliebt und habe wieder geliebt; das weiß ich jetzt nicht mehr ſo im einzelnen, aber ich erinnere mich, daß ich mich töten wollte aus Liebe. Ich habe mich nicht getötet, ich lebe noch, ich habe wieder geliebt und liebe nun Sie. Ich töte mich auch jetzt wahrſcheinlich nicht. Aber es iſt kein Grund, weshalb ich es nicht tue. Nur: das ſind ja alles Dummheiten. Ich ſchreibe irgend Etwas, das mir durch das Gehirn geht, damit Sie ſpüren, was in meinem Herzen iſt, was ich nicht mitteilen kann, was mich verbrennt.

Sie ſtanden geſtern vor mir in Ihrem weißen Kleid, Ihre Arme waren ſichtbar durch den dünnen Stoff. Sie müſſen das doch gefühlt haben, daß Ihre Arme ſichtbar waren! Sie haben einen wunderbar ſtolzen Gang.

Sie gehören ja mir; weshalb nahm ich Sie nicht? Es war Etwas in Ihnen, das mich zurückhielt. Nicht Ihre Worte

von Pflicht und Aufgabe; die Worte ſind ja Unſinn; ſondern etwas Ernſtes. Iſt es ſo, daß Sie mich nicht lieben? Aber was iſt denn das? Wenn ich Sie liebe, dann müſſen Sie mich ja lieben! Vielleicht können Sie gar nicht ſich hingeben? Aber das iſt nicht möglich. Denn dann würde ich Sie ja nicht lieben, denn Liebe iſt ja das Zuſammengehören zweier Menſchen.

Ich habe die Nacht auf meinem einſamen Lager wachend gelegen. Der glänzende Mond ſchiffte am Himmel, auf dem Fußboden zeichnete ſich das Gitterwerk meines Fenſters. Vor meinen Augen waren Sie, Ihr Gang, Ihre Arme unter dem dünnen Stoff, Ihr ſchlanker Körper, und ich ſtreckte die Hände aus nach Ihnen; es wäre lächerlich geweſen, Ihren Namen zu rufen, deshalb rief ich ihn nicht. Ich dachte, wenige Stuben entfernt ſcheint auch durch Ihr Fenſter der Mond, zeichnet ſich auf dem Fußboden das Gitterwerk Ihres Fenſters, und vielleicht wachen Sie und betrachten mit den Augen den Schatten des Gitterwerks auf dem Fußboden. Bin ich denn in einem Kerker, vor deſſen Fenſtern Eiſenſtäbe ſind?

Wie lange iſt das her — wohl zehn Jahre mögen es ſein, da ſah ich auch in einer Nacht das Gitterwerk auf dem Fußboden. Ich ſtand auf und zog mich an und ging aus der Tür. Damals wurde mir erſt klar, daß ich liebte, als ich den Gang entlang ging. Ich kam an die Tür und legte die Hand auf den Drücker. Sie öffnete ſich und ich trat in das Zimmer. Da richtete ſich das Mädchen im Bett auf, ſah mich an und ſprach: »Ich habe dich erwartet.« Wie hätte ich damals gedacht, daß ich noch eine Andere wieder lieben könnte, am nächſten Morgen wechſelten wir die Ringe und gaben uns Treue. Das iſt nun ſo lange her, ſie iſt vor langem geſtorben; ich bin doch heute ein andrer Menſch, als der

Menſch damals war, nur Erinnerung verbindet, was habe ich ſonſt mit dem Menſchen von damals gemein? Das wäre doch unmöglich, daß der nun Sie lieben könnte!

Eine Aufzeichnung

Ich bin ſehr beunruhigt und denke daran, meinen Aufenthalt hier abzubrechen. Er ſpricht ſo ſonderbar zu mir, ich verſtehe Alles nicht recht, das er meint. Geſtern war es ganz ſchrecklich. Ich hatte Kopfſchmerzen, als er ging. Er kann ſehr gut erzählen, von ſeinen Reiſen, von den Menſchen, die er kennen gelernt hat, er iſt überhaupt ein ſehr merkwürdiger Mann. Seinen Anzug vernachläſſigt er etwas; man merkt ihm an, daß er Niemanden hat, der für ihn ſorgt. Es iſt wohl lächerlich in meinem Alter, ſo Etwas zu denken, ich bin nun faſt fünfundreißig Jahre alt und habe die Kinder, aber wenn ich nicht meinen guten Mann hätte, ſo einen Mann könnte ich heiraten. Er müßte doch einen Menſchen haben, der auf ſeine Sachen Acht giebt. Einen Beruf hat er nicht, er ſcheint vermögend zu ſein. Ich will zu Hauſe meinen Mann danach fragen, der ihn von früher her kennt.

Dieſe Nacht war etwas ſehr Merkwürdiges. Ich wachte auf, Mondſchein lag auf der Diele. Ich dachte an meine Kinder, die nun ruhig ſchliefen. Da wurde mir klar, daß ſich das Fenſtergitter ſchwarz auf dem Boden abzeichnete. Ich wurde unruhig und dachte: »Jetzt kommt er.« Meine Tür war nicht verriegelt. Ich dachte: »Ich muß wohl aufſtehen und meine Tür verriegeln.« Dann dachte ich wieder: »Aber dann kann er ja nicht kommen.« Ich habe die Tür nicht verriegelt. Was iſt das? Wenn er gekommen wäre, dann hätte ich wohl ſagen müſſen: »Ich habe dich erwartet.« Iſt das nicht Unſinn? Was Einem für Gedanken einfallen können; das geſchieht, wenn man Nichts zu tun hat. Wie

ſoll ich ihn nur anſehen, wenn ich ihm nachher begegne; ich glaube, ich werde rot.

Eine verheiratete Frau gehört in ihr Haus. Der Arzt wollte, daß ich mich hier erhole. Aber das iſt Unſinn, das verſtehen die Männer nicht. Wenn man von Haus und Kindern getrennt iſt, dann iſt man wie eine Pflanze, die man an eine andere Stelle geſetzt hat. Da wächſt ſie anders und treibt Blätter und Blüten, die ſie an ihrem eigentlichen Ort nie getrieben hätte. Und was geht mir ab? Ich habe einen guten Mann, der mich liebt, und habe gute Kinder, und ſo rinnt nun das Leben.

Die Unruhe werde ich nicht los. Ich kann nicht Mehr ſagen, als daß das Leben rinnt. Ich habe in dieſen Wochen auch Manches geleſen. Wenn man ſich jung verheiratet hat, dann erfährt man doch Vieles überhaupt nicht. Max iſt nun erſt ſechzehn Jahre alt und weiß ſchon in Manchem mehr als ich. Die Bücher hat mir Max auch mitgegeben. Wenn er ein Mädchen wäre und heiratete ſo früh wie ich, dann könnte ich in drei Jahren Großmutter ſein.

Ob er ſich wohl wirklich in mich verliebt hat, oder ob es nur ſo ein Spielen iſt, weil er über viele müßige Stunden verfügt? Es giebt doch noch andere Frauen und Mädchen hier; ich ſehe doch auch nicht mehr jung aus; ich müßte mein Haar nicht ſo glatt ordnen, das iſt unkleidſam.

— — Er hat mir einen Brief geſchrieben. Die Kniee zittern mir. Das habe ich gar nicht mehr gewußt, daß er ſo zu mir geſprochen hat und daß ich ſo geantwortet habe. Er muß doch geſagt haben, daß er mich liebt, und ich habe ihm von Pflicht und Aufgaben geantwortet. Wie ſoll ich denn nur meinem Mann und meinen Kindern vor die Augen treten! Ich bin nicht zum gemeinſamen Frühſtück gegangen und habe immerfort geweint.

Ich weiß nicht, was ich tun ſoll; ich weiß nicht, was er will. Er hat mir einen ſolchen Brief geſchrieben! Er müßte wohl eine Frau haben, damit er ruhig wird. Es iſt ſchrecklich, wie er ſich quält; wenn ich ihm doch helfen könnte! Die Männer ſind doch ganz anders als wir. Nun ſchreibt er auch über meine Ärmel; das Kleid kann ich nicht wieder anziehen; der Futterſtoff hatte nicht ganz gereicht, deshalb hatte ich die Ärmel nicht gefüttert; ich könnte vielleicht für die Ärmel einen andern Stoff als Futter nehmen, denn es iſt doch ſchade, wenn das Kleid ſo im Schrank hängen ſoll.

Sein Brief hat keinen Schluß und keinen Anfang, er iſt nur ſo ein Erguß, und ich weiß nicht, was er will, das ich tun ſoll. Ich erinnere mich gar nicht mehr, was ich ihm geſagt habe; er ſchreibt, ich habe ihm auch geſagt: »Ich bin ſchlecht, ich bin ein ſchlechtes Weib.« Wahrſcheinlich, weil er ſich ſo quält. Aber was ſoll ich denn tun? Ich kann doch nicht ſeine Geliebte werden! Die Bilder meiner Kinder und meines Mannes ſtanden früher auf meinem Tiſch; vor ein paar Tagen habe ich ſie fortgenommen und in die Schublade gelegt. Das hätte ich nicht tun ſollen. Ich ſtelle ſie wieder auf. Meinem Mann kann ich Nichts erzählen von dem Geſchehenen; und ſonſt habe ich Niemanden, der mir einen Rat geben kann. Eine Freundin beſitze ich nicht. Ich kann ihn nicht wiederſehen; ich habe Angſt vor ihm; ich zittere ſchon, wenn ich nur daran denke, daß er in das Zimmer treten könnte. Er iſt ſo ein Menſch, man hat keinen Willen mehr, wenn er bei Einem iſt. Es wird mir klar: ſchließlich bin ich doch noch keine alte Frau; als Mädchen, ja, als Mädchen wäre ich alt; aber als Frau bin ich noch jung. Mein Mann macht ſich das nicht klar, er iſt wohl etwas bequem geworden. Freilich, er hat ſo furchtbar viel zu arbeiten; wenn er ſpät nach Hauſe kommt, dann bringt er immer noch Akten mit und arbeitet bis in die Nacht hinein; meiſtens ſchlafe ich ſchon, wenn er ins Bett

geht. Man dürfte ſich doch nicht ſo einrichten, daß man nur auf ſeinen Mann angewieſen iſt.

Ein Brief

Verehrte gnädige Frau,

Geſtatten Sie, daß ich mich ſchriftlich von Ihnen verabſchiede. Ich traf Sie nicht beim Frühſtück, ich verſuchte dreimal zu Ihnen zu kommen. Einmal ließ ich mich durch das Zimmermädchen melden, Sie ſagten, daß Sie unpaß ſeien. Zweimal klopfte ich an und wollte in Ihr Zimmer treten, aber Sie antworteten nicht und die Tür war verſchloſſen. Ich ſpürte draußen, daß Sie den Atem anhielten, während ich pochte und die Hand auf die Klinke drückte.

Haben Sie mit mir geſpielt und wollen Sie nun die Folgen Ihres Spieles abſchneiden? Nein, Sie ſind keine kalt berechnende Natur. Habe ich Sie erſchreckt? Ich weiß ja Nichts von Ihnen, Nichts, als meine Sehnſucht und Liebe, die grauſame Sehnſucht, die quälende Liebe; wahrſcheinlich ſind Sie überhaupt nur mein Phantaſiegebilde, und Ihre Wirklichkeit — mir pocht das Herz, ich bin der Ohnmacht nahe, wenn ich an Sie denke, mit allen Sinnen nehme ich Sie in mich auf. Sie ſind kalt. Ich will auch kalt ſein. Was iſt meine Liebe? Wahrſcheinlich Neugier. Neugier auf einen Menſchen. Das ſage ich mir, und zerbeiße mir die Lippen, daß es nur Neugier iſt, eine beſonders heftige, quälende Art von Neugier. Nun laſſe ich es im Herzen kochen, im Hirn bin ich kalt; ſo komme ich über das lächerliche Geſchehnis fort, daß ich Mann von vierzig Jahren in eine verblühte Frau verliebt bin, daß ich im ſtande wäre, mir eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen wie ein Sekundaner. Dieſe Südländer ſind doch leidenſchaftslos. Da haben ſie die Geſtalt des Don Juan — der ſammelt Liebſchaften, wie ein Anderer Briefmarken. Iſt denn dieſen

Dummköpfen keine Ahnung gekommen von dem Furchtbaren, das ihren Don Juan vorwärts peitſcht, dem Suchen, dem Suchen — was weiß ich davon, was ich ſuche! Dich ſuche ich — ich klopfe an Deine verſchloſſene Tür, Du ſtehſt atemlos harrend im Zimmer, das Stubenmädchen geht mit erſtaunten Augen den Gang entlang, ihre Augen werden immer mißbilligender, und ich werfe ihr nicht ein Trinkgeld zu und ſprenge Deine verſchloſſene Tür! Aber ſo Etwas iſt nicht möglich in der gebildeten Geſellſchaft. Vielleicht würdeſt du nicht um Hülfe rufen; aber das Zimmermädchen holte den Hausdiener, und der Hausdiener holte den Wirt, und der Wirt käme im ſchwarzen Rock, und es gäbe einen peinlichen Auftritt, denn ich kann den Wirt doch nicht beim Kragen nehmen und aus dem Zimmer werfen, wie er es verdiente und wie es nötig wäre. Ich bin tief davon durchdrungen, daß ich eine ganz lächerliche Rolle ſpiele — —

Ach, Liebſte, Liebſte, wie ſcheußlich iſt das Alles, das ich geſchrieben habe. Ich liebe Dich, und ich bin Dir dankbar, daß ich Dich liebe, daß Du zitternd hinter der Tür ſtandeſt, und vielleicht ein klein wenig Mitleid hatteſt mit mir, ſicher, Du hatteſt Mitleid mit mir Ruheloſem, Gejagtem, Gequältem; Du dachteſt, »ich möchte ſeinen Kopf in beide Hände nehmen und ihn auf die Stirn küſſen, ſeine Tränen möchte ich verküſſen«; nur das Bürgerliche in Dir ließ es nicht zu, daß Du die Tür aufſchloſſeſt. Kann ich Dir zürnen über das Bürgerliche? Hätteſt Du es nicht, dann wäreſt Du ja nicht, die Du biſt, dann wäreſt Du mir nicht meine Liebe, dann ſpürte ich nicht in Dir den Frieden. Ja, nun reiſe ich fort. Alles iſt gepackt, ſchon hält der Wagen, immer ſchneller läuft meine Feder über das Papier, noch ein paar Zeilen, dann Lebewohl, dann ſehen wir uns nicht wieder. Du biſt der Friede, und wenn ich an Dich denke, werde ich den Frieden haben. Liebe, Geliebte, lebe wohl, lebe wohl!

Dieſen Blättern vertraue ich Alles an, das mir geſchieht. Kein Menſch ſoll ſie leſen, nur ich ſelber will durch ſie meine Erinnerungen auffriſchen können, und wenn ich fühle, daß mein Ende naht, dann will ich ſie vorher vernichten. Jetzt ſchreibe ich Etwas auf, das ich nicht aufſchreiben würde, wenn ich nicht ſicher wäre, daß nie ein anderer Menſch als ich ſie in die Hand bekommen wird.

Vor zehn Jahren war ich allein in einer Sommerfriſche auf Verordnung meines Arztes, der mich durch die häuslichen Sorgen überlaſtet glaubte. Ich traf da mit einem Mann zuſammen, der ſich als ein Jugendbekannter meines nun verſtorbenen Gatten herausſtellte, der, ich muß mich zwingen, das Befremdende niederzuſchreiben, ſich leidenſchaftlich in mich verliebte. Mit mir iſt ſeitdem viel geſchehen. Mein älteſter Sohn iſt nun verheiratet, und ſeine Frau erwartet das erſte Kind; mein jüngerer Sohn iſt im Ausland; ich ſtehe allein in der Welt, ich habe keine Pflichten zu erfüllen; oft ſcheint mir eine große Leere da zu ſein; und ich ſpüre faſt eine Angſt: das Leben flieht, es flieht immer raſcher, und ich habe nicht gelebt. Um mich herum ſehe ich Menſchen in leidenſchaftlichen Verflechtungen, ich ſehe jetzt Mehr, als ich früher ſah, wo ich nur die ſtille Außenſeite der Verhältniſſe und Menſchen bemerkte. Das Leben flieht an mir vorbei, und ich ſtehe nur verwundert und leer.

Ich lebe in der Wohnung, in welcher ich mit meinem Mann und meinen Kindern lebte. Alle Räume ſind noch ſo, wie ſie waren. Das Zimmer meines Mannes mit den Bücherſtändern und dem Schreibtiſch; nur iſt der Schreibtiſch ſauber aufgeräumt und ſeit Jahren unberührt. Das Zimmer meiner Söhne mit ihren Betten; nur werden jetzt nicht mehr abends die Decken von den Betten genommen. Ich ſitze noch am Fenſter wie ſonſt; da ſteht mein Nähtiſch, an dem ich vor

Jahren flickte, was den Jungen zerriſſen war; nun ſitze ich vor ihm und lege die Hand in den Schoß. Das Mädchen klopft und tritt in das Zimmer und meldet, daß angerichtet iſt. Dann ſtehe ich auf und ſetze mich an den großen Eßtiſch.

Das wird mir nun klar, ich fürchtete mich vor dem Altern. Ich bin in das Gebirge gegangen, ſeit vierzehn Tagen wohne ich hier in einem kleinen Gaſthaus. Ich war zuerſt allein, machte Spaziergänge. Wozu das Alles? Mir kamen am Abend oft Tränen, ich hatte Mitleiden mit mir ſelber.

Nun habe ich den Mann wieder geſehen, der mich damals liebte.

Mir wird klar: damals habe ich das gar nicht verſtanden, was geſchah. Dann wurde ich mit einem Male reifer, heute verſtehe ich es. Eine große Angſt überkommt mich: Sollte es ſo ſein, daß ich mit meinem Mann gelebt habe, ohne zu ſpüren, was Liebe iſt, daß ich meine Kinder geboren und erzogen habe, ohne zu ſpüren, was das war, und daß ich dann vor zehn Jahren von dieſem Mann geliebt wurde und ihn wieder liebte, und daß ich das nicht wußte?

Heute bin ich eine reife Frau, heute verſtehe ich, was damals geſchah.

Ich ſaß in der Wirtsſtube, es war gegen Abend, und ich wartete auf das Eſſen. Da öffnete ſich die Tür mit einem Ruck, und er trat ein. Ich erkannte ihn gleich wieder. Er war ganz grau geworden, aber ſein Geſicht hatte noch gar keine Furchen. Er war gebräunt, und ſeine Augen blitzten. Ich erhob mich ſchnell und ſtieß einen Freudenruf aus, das war unwillkürlich. Er ſah mich ſcharf an, dann kam ihm die Erinnerung, es flog wie Glück über ſein Geſicht, er reichte mir beide Hände.

Mir ſchwindelt. Ich will morgen weiter ſchreiben.

— — — Die Nacht durch habe ich nicht geſchlafen. Ich liebe ihn; ich fühle jetzt, daß ich ihn die zehn Jahre hindurch geliebt

habe. Aber er liebt mich nicht mehr. Ich halte das Taſchentuch unter die Augen, damit mir mein Tagebuch nicht naßtropft. Wir waren zuſammen gegangen und ſaßen nebeneinander auf einer Bank. Er hatte mir erzählt. Kälter war es mir geworden und kälter. Wie gleichgültig war Alles, das er erzählte; vor zehn Jahren war Alles wunderbar geweſen. Ich fühlte, daß er mich nicht mehr heimlich anſah, daß er nicht ſpürte, als unſere Kleidungsſtücke ſich berührten beim Hinſetzen. Bin ich denn zu alt? Aber er iſt ja auch älter geworden, und er ſieht für mich aus wie damals; wenn Leute ſich lieben, dann bleiben ſie jung für einander.

Da ergriff er meine Hand, drückte ſie und wollte ſie an die Lippen führen. Ich ſtieß einen Schrei aus und entriß ſie ihm, ich ſprang von der Bank auf und ſprach: »Es iſt kühl, ich möchte nach Hauſe gehen.« Damals hatte er über das Lächerliche der Umgangsworte und gewöhnlichen Verhältniſſe geſprochen, nun fühlte ich ſelber dieſe Lächerlichkeit, und ich ſah, nun fühlte er ſie nicht.

Wir gingen zuſammen dem Dorfe zu. Früher konnte er ſprechen, es floß ein Strom aus ihm. Nun war er ſtumm. »Er ſchämt ſich, daß er meine Hand ergriff, ohne mich noch zu lieben«, dachte ich. »Es iſt gemein, was er getan hat«, dachte ich. Damals, vor zehn Jahren, lag ich in meinem Bett und wachte auf, der Mondſchein lag auf der Diele, und das Fenſtergitter zeichnete ſich ſchwarz ab. Mein Zimmer war nicht verriegelt, und ich weiß heute: ich erwartete, daß er kommen werde. Da hätte ich geſagt: »Ich habe dich erwartet.« Was nachher geſchehen wäre, weiß ich nicht; vielleicht hätte ich es nicht tragen können, daß ich meinem Mann die Ehe gebrochen hätte, vielleicht wäre ich vernichtet. Aber er, er hätte tun dürfen, was er tat. Jetzt durfte er meine Hand nicht nehmen. Ich weine. Soll ich weinen? Er iſt abgereiſt, ohne Gruß. Er hat ſich geſchämt. Ich aber weine.

Die Sängerin

Ein engliſcher Beamter namens Wallace bekleidete in Indien einen hohen Verwaltungspoſten. Vor einigen Jahren war er nach England auf Urlaub gegangen und hatte von dort eine junge Frau mitgebracht, die mit Vornamen Kathleen hieß. Aus der Ehe waren bereits zwei Kinder entſproſſen, ein Knabe von anderthalb und ein Mädchen von einem halben Jahr.

Es kam die Nachricht, daß eine engliſche Operngeſellſchaft eine Reihe von Aufführungen geben wolle. Man erwartete die Unterbrechung in der Gleichförmigkeit des indiſchen Lebens mit großer Spannung, und bei der erſten Vorſtellung war das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt.

Als erſte Oper wurde Carmen gegeben. Die Sänger waren, wie man erwarten durfte, nicht gerade erſten Ranges; man nahm die Darbietungen trotzdem mit lebhaftem Beifall auf. Die Darſtellerin der Carmen zeigte ſich als eine ſehr begabte Perſon, wohl noch etwas ungeſchult, ſie war noch ſehr jung, aber von großer Lebendigkeit und Kraft und dabei von einem beſtrickenden ſinnlichen Liebreiz. Die Herren waren hingeriſſen von ihr, die Damen ſtimmten zögernd in die allgemeine Begeiſterung ein.

Als Kathleen nach der Vorſtellung mit ihrem Gatten nach Hauſe fuhr, ſagte ſie: »Welch eine Welt! Wie ahnungslos lebt man doch! Und was muß eine ſolche Sängerin erfahren, deren Lebensgeſchäft die künſtleriſche Arbeit an derartigen Rollen iſt.« Wallace lächelte leicht, dann nahm er die Hand der zartblonden Frau und drückte ſie; er ſprach: »Du biſt in einem behüteten Heim aufgewachſen. Es giebt nicht nur die Welt, welche du kennſt.« Nachdenklich erwiderte ſie: »Ich habe das wohl ſchon geahnt; nie wurde es mir ſo klar wie

heute; wenn das möglich wäre, dann würde ich eine Sehnſucht haben nach den andern Welten.«

Am nächſten Tag hatte die junge Frau Beſorgungen in der Stadt zu machen. Sie gab dem Führer des Kraftwagens Befehl, ſtieg ein und fuhr zu den Geſchäften. Als dieſe erledigt waren, beſchloß ſie, der Einfachheit wegen einen Imbiß im Klub zu nehmen.

Als ſie in den Speiſeſaal trat, ſah ſie an einem Fenſterplatz ihren Gatten in Geſellſchaft einer Dame ſitzen; das war die Darſtellerin der Carmen von geſtern Abend. Die Beiden hatten geſpeiſt, und es ſtand eine Flaſche Sekt auf dem Tiſch. Verlegen ſprang Wallace auf; er ſtellte die Sängerin ſeiner Frau vor und erzählte, ein Freund habe eine Verabredung mit der Dame gehabt und ſei plötzlich verhindert geweſen, die einzuhalten; ſo ſei er eingeſprungen. Kathleen merkte ſeine Befangenheit nicht; ſie freute ſich herzlich über die Bekanntſchaft und gab der Sängerin die Hand. Dann ſetzte ſie ſich an den Tiſch zu den Beiden; ſie beſtellte ſich ein billiges Gericht.

Man ſprach die gewöhnlichen Worte, wie es der Fremden gefalle, wie lange ſie bleiben werde, und Ähnliches. Der Gatte ſah nach der Uhr, er mußte in ſein Amt. Die Sängerin wohnte in der Nähe des Ehepaares; Kathleen bot ihr an, mit ihr zu fahren.

Die Sängerin hatte bis nun keine Verlegenheit gezeigt. Als Kathleen unerwartet erſchienen war und Wallace plötzlich vom Stuhl aufſprang, hatte ſie ſich in die Unterlippe gebiſſen, um ein Lächeln zu unterdrücken. Dann hatte ſie unbefangen und friſch geantwortet, gefragt und erzählt, wie es gerade kam, vielleicht gelegentlich in etwas herausforderndem Ton. Nun, als Kathleen ihr anbot, ihren Wagen zu benutzen und ſie dabei mit hellblauen Augen in dem leicht geröteten Geſicht harmlos anſah, wurde ſie befangen. Sie nahm mit ungeſchickten Worten an, ſtand haſtig auf, dabei blieb ihre Kette am Tiſch-

eck hängen und riß. Die beiden Andern waren ihr behilflich, einige abgeſprungene Glieder wieder zu finden, ſo kamen alle drei über die Verlegenheit fort, die ſich von ihr über die beiden Andern verbreitete.

Als die zwei Frauen im Wagen ſaßen, legte Kathleen ihre Hand auf die Hände der Sängerin, drückte die und ſagte: »Ich wünſchte geſtern Abend, Sie kennen zu lernen. Nun iſt mein Wunſch erfüllt. Das iſt mir eine große Freude. Ich tue einen Blick in eine andre Welt.« Erſtaunt ſah die Sängerin ſie an, dann ergriff ſie ſtürmiſch die Hand der Andern und drückte ſie wieder.

»Kommen Sie einen Augenblick zu mir herauf, ich will Ihnen meine Kinder zeigen«, ſagte Kathleen. Die Sängerin wurde rot bis hinter die Ohren; ſie ſagte mit leiſe zitternder Stimme: »Sie erweiſen mir eine große Ehre, gnädige Frau.«

Der Knabe eilte wackelnd auf ſeine Mutter zu und umklammerte ihre Beine. Die Wärterin brachte das kleine Mädchen im Kiſſen, das teilnahmlos die noch leeren hellblauen Augen gehen ließ, dann mit den Armchen jubelnde Bewegungen machte und das Mündchen ſpitz öffnete. Die Wärterin berichtete, die Sängerin ſtand zaghaft neben Kathleen. Dann ſagte ſie: »Erlauben Sie, daß ich das Kind einmal in den Arm nehme?« Kathleen nickte, die Sängerin legte ihre Taſche fort und nahm das Kind. Das machte zuerſt ein ängſtliches Geſicht und verzog die Mienen zum Weinen, da lachte die Sängerin und ſang einige Töne. Die Kleine horchte auf, das Geſicht glättete ſich, ſie angelte mit beiden Armchen, öffnete wieder das Mündchen, die Sängerin fuhr fort, und nun betrachtete ſie auch der Knabe, den Finger im Mund, die andere Hand in den Falten des mütterlichen Kleides feſtgeklammert. Die Sängerin bewegte das Kind im Kiſſen wiegend hin und her und ſang ein Kinderlied. Da löſte ſich der Knabe von der Mutter und ging ſchwankend, täppiſch zu der Fremden hin-

über, erfaßte mit beiden Händen ihr Gewand und ſah an ihr hoch.

Kathleen führte die Sängerin in ihr Zimmer; da ſtand ein niedriges Tiſchchen für den Tee gedeckt. Die Frauen ſetzten ſich, Kathleen goß ein und reichte die Schale mit dem Gebäck. »Wenn ich einen Mann hätte und Kinder, ich wollte ſie lieb haben, und wollte für ſie arbeiten, und wenn ich als Wäſcherin gehen müßte«, ſagte die Sängerin mit glänzenden Augen. Plötzlich kam ihr ein Gedanke, ſie ſenkte beſchämt die Augen, die Tränen ſtiegen ihr hoch.

Kathleen fragte nach der Bühne, nach dem Einlernen, nach dem Verkehr mit den andern Sängern. Die Sängerin antwortete, wie ſie konnte; einmal ſagte ſie: »Ach, Das iſt alles ganz anders, als Sie ſich Das denken, gnädige Frau, es iſt ganz anders. Wünſchen Sie ſich nicht, daß Sie Das kennen lernen.« Das ſagte ſie ſo ernſt, daß eine kleine Pauſe entſtand. Dann entſchuldigte ſie ſich. Sie ſagte auch: »Mein Vater iſt früh geſtorben, meine Mutter ſtand allein, ich habe auch noch zwei jüngere Geſchwiſter.«

Sie erhob ſich, um zu gehen. Dankend reichte ſie Kathleen die Hand. Die begleitete ſie zur Tür, in den Flur. Im Flur ſtand ein eingeborner Diener. Nun verabſchiedete ſie ſich zum letzten Mal. Da ſagte ſie in franzöſiſcher Sprache: »Ich habe Ihr Brot gegeſſen, Sie haben mir Ihre Kinder gezeigt, Sie haben Nichts von mir zu fürchten, gnädige Frau.« Noch ehe Kathleen ſich klar wurde, was dieſe Worte bedeuteten, war die Tür hinter ihr zugeſchlagen.

Kathleen ging nach oben und weinte. Ihr Geſicht war ſehr nachdenklich, indeſſen ihr die Tränen rund über das unſchuldige Geſicht rollten. »Ich bekomme Röte ins Geſicht«, ſagte ſie zu ſich und tupfte ſich mit dem Taſchentuch ab.

Ihr Mann kam. Er eilte auf ſie zu, um ſie in den Arm zu nehmen und zu küſſen, wie er gewohnt war. Sie ſchob ihn etwas

von ſich, dann ſagte ſie traurig: »Ich habe ſie mit mir nach oben genommen. Da hat ſie mir geſagt: ‚Ich habe Ihr Brot gegeſſen, Sie haben mir Ihre Kinder gezeigt, Sie haben Nichts von mir zu fürchten.‘«

Wallace biß ſich auf die Lippen, in ſein Geſicht kam ein häßlicher Zug, und er fluchte: »Verdammtes Frauenzimmer, ich habe ſie im Klub eingeführt. Aber ich will dafür ſorgen, daß ſie nicht wieder in unſre Räume kommt.«

Entſetzt blickte ſie ihn an, dann machte ſie ſich ganz von ihm los; ſie flüchtete ſich in die Ecke, warf ſich auf einen Stuhl, ſchlug die Hände vor das Geſicht und weinte. Er trat auf ſie zu und ſagte: »Was haſt du, was bedeutet das?«

»Nun iſt Alles aus! Meine armen Kinder!« ſagte ſie, indem ſie immer die Hände vor den weinenden Augen hielt.

Die Brieftaſche

Ein junges Mädchen, wir wollen ſie Sidonie nennen, lebte mit ihrer verwitweten Mutter in bedrängten Verhältniſſen in einer kleinen Wohnung einer mittleren Stadt. Die Familie war vornehm und war früher reich geweſen. Im allgemeinen Unglück war das Vermögen verloren gegangen. Mutter und Tochter lebten jetzt von dem kärglichen Verdienſt der Tochter, die für ein Geſchäft Hüte herſtellte. Sie konnte zu Hauſe arbeiten und mußte nicht in einem großen Raum mit andern Mädchen zuſammen ſitzen.

Sidonie war verlobt. Ihr Bräutigam, wir wollen ihn Kurt nennen, ſtammte aus ihren Kreiſen. Er hatte ſich mit den neuen Verhältniſſen abgefunden und war Beamter; man nahm an, daß ihm eine gute Laufbahn bevorſtand.

An einem Nachmittag beſuchte Kurt ſeine Braut. Er wickelte aus Seidenpapier eine Brieftaſche, überreichte die ihr und ſprach: »Ich habe bemerkt, daß du eine häßliche und alte Brieftaſche haſt. Es wäre mein Wunſch, daß du dich eleganter anziehen möchteſt, und nach der heutigen Mode; du haſt mir das immer abgeſchlagen mit der Begründung, daß du dieſe Mode unpaſſend findeſt. Ich bin ja der Anſicht, daß man mit ſeiner Zeit gehen muß; aber wenn du dich weigerſt, ſo muß ich mich wohl beſcheiden. Wenigſtens bitte ich dich, dieſe neue Taſche anzunehmen und zu gebrauchen.«

Sidonie hatte ein eigenes Gefühl, als ſie das Geſchenk annahm. Es war ihr, als müſſe ſie es abweiſen. Aber ſie bezwang ſich, indem ſie ſich vorhielt, daß derartige Gefühle unberechtigt ſind. Sie lächelte und dankte ihm; und in der Verlegenheit über jenes Gefühl machte ſie einen Scherz, der etwas töricht war, wie es denn in ſolchen Fällen iſt; ſie ſagte: »Die Taſche iſt ja

ganz leer, nun müßten noch einige Hundertmarkſcheine darin ſtecken.« Er lachte, und ihr war, als ſei ſein Lachen gezwungen; er erwiderte: »Ja, ſie iſt leer; aber ſieh nur, es ſind deine Anfangsbuchſtaben, welche in das Leder gepreßt ſind.« Es war etwas Sonderbares in den Worten, das ihr halb zum Bewußtſein kam. Sie holte den Schlüſſel ihres Schreibtiſches und ſchloß die Taſche fort.

Als Kurt ſich entfernt hatte, nahm die Mutter die Zeitung vor. Sie las gern die Anzeigen und ſuchte ſich denn vorzuſtellen, welche Art von Leuten die wohl mochten erlaſſen haben. Darüber ſprach ſie dann mit ihrer Tochter, welche indeſſen fleißig vor ihrem Arbeitstiſch ſaß und an einem Hut arbeitete mit geſchickten Fingern und hellem und regem Blick.

»Sieh, da iſt eine Anzeige, daß Jemand eine Brieftaſche verloren hat«, ſagte ſie. »Mit viel Geld! Eine elegante Brieftaſche! Vielleicht eine Frau, die hat Einkäufe machen wollen. Das iſt jetzt ſo unbequem für die Frauen, die großen Brieftaſchen. In den Kleidern kann man ſie nicht unterbringen, Viele tragen ſie in der Hand, und da läßt man ſie denn eben einmal liegen. Die arme Frau, heute iſt der Dritte, da wird ihr ganzes Wirtſchaftsgeld in der Taſche geſteckt haben! Dreihundert und fünfzig Mark, das iſt eine Summe! Hier ſteht es. Drei Scheine zu hundert, die fünfzig Mark in kleineren Scheinen.«

Sidonie ſah zerſtreut nach der Zeitung hinüber, welche die Mutter ihr reichte. Da ſtand die Brieftaſche beſchrieben; ſie war aus hellem Leder; das Herz ſtockte ihr; auf der innern Klappe waren die Anfangsbuchſtaben eingepreßt — — es waren die Anfangsbuchſtaben ihres eignen Namens.

Sie wendete ſchnell den Kopf von der Zeitung fort und ſagte in gleichgültigem Tone: »Ein goldnes Armband iſt auch verloren. Dergleichen Schmuck ſoll man doch nur im Haus tragen!«

Die Mutter ging in den Gedankengang der Tochter ein und erwiderte: »Ja, Schonen und Sparen, das iſt heute abgekommen, das giebt es heute nicht mehr. Heute verdient, morgen ausgegeben!« Und ſo fuhr ſie fort, über den Unterſchied der Zeiten zu ſprechen.

Mit eingekniffener Unterlippe, haſtig und ſcheu arbeitete Sidonie an ihrem Hut. Plötzlich blickte ſie auf. »Ich muß noch einen Gang machen, Mutter«, ſagte ſie. »Ich brauche ein paar Meter Band. Ich bleibe nicht lange fort.« — »Komm bald wieder«, ſagte die Mutter. »Ich ängſtige mich immer ſo, wenn du allein auf der Straße biſt. Heutzutage kann ein Mädchen eigentlich nicht allein auf der Straße gehen.« Sie ſeufzte. Sidonie machte ſich indeſſen an ihrem Schreibtiſch zu ſchaffen. »Nun werde ich die ſchöne neue Brieftaſche zum erſten Mal benutzen«, ſagte ſie ſcherzhaft; ſie nahm ſie heraus, dann nahm ſie unvermerkt noch ihr Sparkaſſenbuch, dann ging ſie fort, nachdem ſie die Mutter auf die Stirn geküßt hatte. Die Mutter erhob ſich und ging in die kleine Küche, das einfache Mittagseſſen zu bereiten.

Sidonie ging zu der Sparkaſſe, auf der ſie eingezahlt hatte, was ſie von ihrer Arbeit hatte hinterlegen können. Dreihundert und fünfzig Mark war faſt Alles, das ſie ſtehen hatte. Sie ließ ſich den Betrag in drei Scheinen zu hundert, zwei zu zwanzig und einem zu zehn geben. Dann eilte ſie zu dem Haus, das in der Verluſtanzeige angegeben war.

Das Haus ſtand allein in der vornehmſten Straße der Stadt in einem Garten. Es war nur von einer Familie bewohnt. Auf ihr Klingeln öffnete ein älterer Diener mit glattraſirtem, gefurchtem Geſicht. »Die Herrſchaften ſind heute früh auf drei Tage verreiſt«, ſagte er. »Wenn Sie den jungen Herrn zu ſprechen haben, der iſt eben zum Baden gegangen. In einer halben Stunde kommt er wieder. Ich kann Beſtellungen ausrichten.«

Haſtig dankte Sidonie und ging.

Die Stadt lag an einem Fluß. Ein Wäldchen zog ſich an dem entlang. Dort waren Einrichtungen zum Baden getroffen: einfache Holzhütten, in denen man ſich entkleidete, um ins Waſſer zum Schwimmen zu gehen. Sie wußte, daß Kurt jeden Tag hier badete. In fliegender Angſt ging ſie den Weg zu dem Wäldchen.

Es war Vormittag, ſie begegnete wenigen Menſchen. Sie ging die Straße entlang, bog in eine andre Straße ein; die Häuſer ſtanden in Gärten, die Häuſer kamen in immer größeren Abſtänden; da waren Gärtnereien; da verlor ſich der Weg ſchon in das ſauber gehaltene Wäldchen. Ein Dienſtmädchen war ihr begegnet, das noch einen Einkauf für Mittag hatte machen wollen, ein Eiswagen; im Wäldchen kamen ihr zwei ältere Herrn entgegen, in ein Geſpräch vertieft. Da ſah ſie zwiſchen den Stämmen einen jungen Mann gehen; er ſummte ein Lied zwiſchen den Zähnen und ſchwang eine Badehoſe im Kreis.

Sie redete ihn angſtvoll an: »Sind Sie Herr . . .?« Sie nannte den Namen. Verwundert, dann verlegen grüßte er ehrerbietig, dann ſagte er »ja«. »Iſt das Ihre Brieftaſche?« fragte ſie und reichte ihm die Taſche. »Ja«, erwiderte er und nahm ſie. »Zählen Sie nach, das Geld iſt alles darin, es fehlt Nichts«, rief ſie. Er wollte Etwas ſagen, ſie wiederholte flehend: »Zählen Sie.« So gehorchte er mechaniſch, er zählte; als er an die kleinen Scheine kam, da ſtutzte er.

Sidonien ſchlug die Lohe über das Geſicht. »Es ſind nicht dieſelben Scheine«, ſagte ſie. »Das iſt durch ein Verſehen gekommen. Aber es ſtimmt doch Alles.« »Es ſtimmt Alles«, ſagte er mechaniſch und ſah ſie erſtaunt, erſchrocken über ihre Erregung an.

Sidonien war es, als ſolle ihr ſchwindlig werden. Sie faßte

nach einem Baumſtamm, um ſich zu halten, die Tränen ſchoſſen ihr über das Geſicht.

»Was iſt Ihnen, Fräulein, was iſt Ihnen?« fragte er. Er griff ängſtlich nach ihrer Hand. »Es iſt Ihnen etwas geſchehen, habe ich ſchuld?«

Sie ſchüttelte den Kopf, dann wendete ſie ſich, lehnte ſie ſich an den Baum, das Geſicht in den Händen an den Stamm, und weinte, weinte.

Ratlos ſtand er vor ihr, die Brieftaſche in der Hand. Von Weitem ſah er durch die Stämme einen Menſchen nahen. »Es kommt Jemand«, ſagte er. Sie raffte ſich zuſammen, wiſchte ſich mit dem Taſchentuch die Tränen ab und ging. Er ging neben ihr.

Sie ging langſam, zögernd, das Geſicht geſenkt. Er paßte ſich ihrem Schritt an. Der Menſch hinter ihnen kam näher, ſie hörten ſeinen Tritt. Er überholte ſie, es war ein Arbeiter. Er grüßte und ging an ihnen vorüber.

»Ich wage nicht, zu fragen«, ſagte der junge Mann. »Es muß Ihnen Etwas Schweres geſchehen ſein. Nun möchte ich Sie nicht allein laſſen. Vielleicht darf ich Ihnen erzählen. Ich habe meine Prüfungen beſtanden und ſoll bei meinem Vater eintreten, er hat eine große chemiſche Fabrik, ich bin das einzige Kind. Mein Vater ſchenkte mir die Taſche mit dem Geld, ich ſollte jetzt eine Vergnügungsreiſe machen, um mich zu erholen, denn ich habe an der Doktorarbeit ſchwer zu tun gehabt. Mein Vater iſt ſehr ſtreng. Ich habe die Taſche beim Baden in dem Häuschen vergeſſen und wagte nicht, ihm das zu geſtehen. Ich erzählte es meiner Mutter, dann haben wir die Anzeige eingerückt. Wir glaubten nicht, daß ſie Erfolg haben würde. Ich bin Ihnen ſehr dankbar; meinen Vater würde der Verluſt ſehr bekümmert haben, nicht des Geldes wegen, aber weil er ſich dann Sorgen über mich machen würde, daß ich vielleicht nachläſſig werden könnte.«

Sidonie ſchwieg und ging neben dem jungen Mann her. Die Beiden ſchwiegen eine Weile. Stockend ſagte er: »Es iſt wohl ſonderbar, daß ich das ſage, es ſchickt ſich eigentlich nicht. Aber Sie werden es mir gewiß verzeihen, es iſt gut gemeint. Kann ich Ihnen irgendwie nützen? . . . Es iſt nur, daß ich Ihnen meinen guten Willen zeigen will, ich ſage Ihnen das nur meinetwegen.«

Sidonie ſchüttelte den Kopf und ſchwieg weiter. Nach einer Weile ſagte ſie: »Es iſt doch vielleicht richtig, wenn ich es Ihnen erzähle. Sie werden verſchwiegen ſein. Meiner Mutter möchte ich es nicht mitteilen, die würde es gar nicht verſtehen. Der muß ich etwas Anderes ſagen, ich kann ja doch nicht ſeine Frau werden.«

Nun erzählte ſie, daß ihr Vater ein hoher Offizier geweſen, der im Krieg gefallen war, daß Kurt der Sohn einer den Eltern bekannten Familie war; ſie hatte keine Neigung zu ihm geſpürt, aber ihre Mutter ſagte ſich, was geſchehen ſolle, wenn ſie einmal nicht mehr wäre und dann das kleine Witwengeld fortfiele; um die Mutter zu beruhigen, hatte ſie in die Verlobung gewilligt. Nun zeigte es ſich, daß der Bräutigam ein Dieb war. »Ich habe es ja gleich gewußt, als er mir die Taſche brachte«, ſchloß ſie. »Ich wollte es mir nur nicht eingeſtehen.« Der junge Mann ergriff Sidoniens Hand. »Mein Vater ſagt, die Guten müſſen heute zuſammenhalten, wo ſie ſich finden«, ſagte er. »Die Zeit iſt nun ſo, daß die Menſchen nicht mehr die Formen beobachten können, wie früher. Sie haben gefühlt, daß ich eine Neigung zu Ihnen gefaßt habe, als ich Sie erblickte. Eine ſolche Neigung iſt flüchtig, ſie braucht keine Folgen zu haben. Nun haben Sie mir ſo Viel von ſich erzählt. Nun bitte ich Sie, mit mir zuſammen einen Plan zu machen, wie Sie mich und meine Eltern näher kennen lernen können. Auch ich will Sie näher kennen lernen, denn die Ehe

iſt eine ernſte Sache, von ihr hängt das Wohl der Kinder und Kindeskinder ab.«

Sidonie errötete und ſenkte das Geſicht. Dann erhob ſie die Augen, ſah ihn an und ſagte: »Ja, ich will einen Plan mit Ihnen zuſammen machen.«

Heimkehr

Es war an einem Sylveſterabend. Auf einem leichten Hügel erhob ſich ein Schlößchen, deſſen Fenſter weithin über die tief verſchneite Landſchaft ſtrahlten.

Ein Wanderer kam eilig die Landſtraße her, ein etwa dreißigjähriger Mann. Am Fuß des Hügels bog der Fahrweg zum Schloß ab und zog ſich in Windungen hoch. Der Wanderer ſtutzte einen Augenblick, dann betrat er nicht den Weg, ſondern ſtieg durch den Schnee gerade hoch. Der Schnee lag tief, der Abhang war ſteil, er mußte ſich tüchtig anſtrengen die paar Minuten, und der Schweiß lief ihm über die Stirn.

Nun ſtand er im Tor. Er eilte die breite Treppe hoch, da kam er in einen hellerleuchteten Gang. Ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren trat gerade aus der Tür. »Marie!« rief der junge Mann, warf ſeinen Hut auf die Erde, lief mit ausgebreiteten Armen auf das Mädchen zu, umſchlang und küßte ſie naß in das erſchrockene Geſicht. Das Mädchen ſtemmte die Arme gegen ſeine Bruſt und ſchrie laut um Hilfe. »Ich bin ja Richard!« rief der junge Mann, »ich bin zurückgekommen, nun habe ich einen Beſitz, nun können wir heiraten.« Das Mädchen ſah ihm, der die Widerſtrebende noch immer feſt in den Armen hielt, verdutzt ins Geſicht, dann ſchrie ſie von Neuem.

Inzwiſchen hatte ſich eine Zimmertür weit geöffnet; Vater, Mutter und Geſchwiſter ſtrömten heraus, riefen, und eilten auf das feſt verſchlungene Paar zu; der junge Mann ließ los und ſah dem Mädchen erſtaunt ins Geſicht. Das wiſchte ſich lachend hocherrötet Mund und Wangen und lief fort.

Der Vater trat vor und ſagte ernſthaft: »Darf ich fragen, mein Herr . . .?«

»Das war wohl garnicht Marie?« rief der junge Mann aus. »Wo iſt Marie, wo iſt Marie! Ich bin zurückgekommen, ein neues Jahr fängt an, ich habe einen Beſitz.«

Er ſtand da, der Schnee taute an ſeinen Hoſenbeinen und fiel ab, an den Stiefeln hatte er Eisklumpen.

Der Vater forderte ihn auf, in das Zimmer zu treten. Verwirrt folgte Richard. »Es muß hier ein Irrtum vorliegen,« ſagte der alte Herr, »wie iſt Ihr Name?«

»Ich ſuche Marie von Werthern«, rief Richard bekümmert aus. »Ja, es iſt ein Irrtum, ich kenne Sie ja garnicht.«

»Von Werthern? das iſt die Familie, von der unſer Vorbeſitzer das Gut gekauft hat«, ſagte der alte Herr. »Wir ſind erſt ſeit kaum einem Vierteljahr hier.«

Die Mutter begann nun zu reden, ſie wies auf den Schnee draußen hin, ſie lud den Fremden ein, im Haus zu bleiben. Es waren noch drei Kinder da, eine etwas ältere Tochter und zwei jüngere Söhne. Alle ſtanden um den Fremden herum mit neugierigen Geſichtern. Das geküßte Mädchen, noch rot, ſtand verſchämt im Hintergrund und ſah verſtohlen auf die Gruppe. Der junge Mann hörte nicht auf die Mutter hin. »Verkauft?« rief er. »Wo iſt Marie? Wohin iſt ſie mit ihrer Mutter gezogen?«

Der alte Herr blickte fragend auf ſeine Gattin, die zuckte die Achſeln. Er antwortete: »Wir haben das Gut von einem Geſchäftsmann erworben, der ſich in der Inflationszeit bereichert hatte, mit dem wir gar keine geſellſchaftlichen Beziehungen haben. Wir ſind noch fremd in der Gegend . . .«

»Sie wiſſen Nichts!« ſagte Richard. »Nun habe ich ſechs Jahre drüben gearbeitet, ich habe nicht einen Brief geſchrieben, auf dieſen Abend habe ich mich gefreut . . .«

»Ich weiß Etwas!« rief das abgeküßte Mädchen aus. »Das Fräulein hat ſich verheiratet.«

»Verheiratet?« fragte Richard mit dumpfem Ton und taumelte zurück.

»Ja, es iſt eine ſehr gute Partie geweſen«, fuhr das Mädchen fort.

»Woher willſt du denn das alles wiſſen?« ſagte in tadelndem Tone die Mutter.

»Die Tochter des Schulmeiſters hat es mir doch erzählt«, erwiderte das Mädchen ſchmollend.

»Leben Sie wohl!« rief Richard. Auf dem Flur lag noch ſein Hut, er hob ihn auf. Der alte Herr eilte ihm nach, faßte ſeinen Mantel, rief: »Wohin wollen Sie denn! Bleiben Sie doch hier! Morgen ziehen wir nähere Erkundigungen ein!« Richard riß ſich los, er lief den Gang hinab, aus der Tür, eilte die Treppe hinunter und ſtürmte wieder durch das Tor hinaus.

Verdrießlich kehrte der alte Herr um. »So ein hübſcher Menſch«, ſagte errötend das geküßte Mädchen. »Ein Narr«, ſprach der Vater. »Sechs Jahre will er im Ausland geweſen ſein, du biſt achtzehn Jahre; wie er fortging, biſt du alſo zwölf Jahre alt geweſen. Wie kann er dich denn für ſeine Marie halten! Sechs Jahre hat er nicht geſchrieben, nun wundert er ſich, daß das Mädchen nicht ſo lange auf dem Stuhl ſitzt und auf ihn wartet! Zu Neujahr kommt er zurück. Wie bei Ottilie Wildermuth! Den ganzen Abend hat er Einem verpfuſcht.«

Die Mutter legte begütigend die Hand auf ſeinen Arm. Sie ſagte: »Der arme Menſch! Denke doch die Aufregung!« Sie führte die Geſellſchaft in das warme Zimmer zurück. Die beiden Jungen ſtießen ſich in die Rippen und lachten heimlich, das geküßte Mädchen hatte ſich in den Arm der älteren Schweſter gehängt, die mit ihr flüſterte und kicherte.

Unterdeſſen war Richard wieder auf die Landſtraße gekommen. Er lief weiter, unruhig, wütend über ſich ſelber, daß er nicht doch bei der freundlichen Familie geblieben war. Unten lagen

die Gutsgebäude, kleine Häuschen der Arbeiter. Nun fiel der Schnee in dicken Flocken. Die Landstraße war wenig befahren, es waren da glatte Spuren von Schlittenkufen, Löcher durch die Pferdehufe. Richard dachte nicht klar, er ging eilig weiter. Er ging eilig, wohl eine Stunde, wohl eine zweite Stunde. Die Landstraße zog sich in das Gebirge hinein, Wald war zu beiden Seiten. Es fiel ihm ein: er wußte ja, daß keine Wirtschaft hier in der Nähe war. Doch: Ein Gut, das damals einem alten Herrn von Elster gehörte, einem unverheirateten Herrn. Es mußte hier in der Nähe sein. Richard war müde durch die Aufregungen, die sich widerstreitenden Gefühle und Empfindungen, durch das anstrengende Gehen auf dem ungleichen Weg. Dicke Schweißtropfen rannen ihm über das Gesicht und mischten sich mit den Schneeflocken, die ihm entgegenflogen.

»Vielleicht ist er auch gestorben in der Zeit, es sind sechs Jahre, in denen ist viel geschehen«, dachte er sich. »Aber man wird mir wohl doch ein Unterkommen geben.« Er schob das Denken an Marien weit zurück in seinem Geist.

Nach einiger Zeit sah er zur einen Seite Lichter durch die Schneeflocken. Er öffnete ein großes eisernes Parktor, der Schnee schob sich zusammen, indem er es auftat. Der Weg war fest, aber frisch verschneit. Er schritt Stufen hoch und klingelte. Ein Diener öffnete ihm und sah ihn mißtrauisch an. Richard lachte. »Lebt Herr von Elster noch hier?« fragte er. »Der gnädige Herr sind vor anderthalb Jahren gestorben«, erwiderte der Diener.

»Ich wollte ihn aufsuchen... verdrießlich!« murmelte Richard. Der Diener sah mißtrauisch an ihm nieder. Richard war sehr gut gekleidet, aber sein Anzug paßte nicht für das Winterwetter, er war durchnäßt, und nun, als er nicht mehr in Bewegung war, faßte ihn ein plötzlicher Frost. »Wer wohnt denn jetzt hier?« fragte er zähneklappernd.

»Die gnädige Frau wohnen hier allein«, erwiderte der Diener.
»So, hat er noch geheiratet auf ſeine alten Tage!« murmelte Richard. Dann ſagte er laut: »Melden Sie der gnädigen Frau, Herr Richard von Brand iſt hier, er war ein Bekannter ihres verſtorbenen Gatten, er bittet um die Freundlichkeit, ihn für die Nacht aufzunehmen, er hat ſich verirrt.«
Ratlos ſtand der Diener einen Augenblick da. »Sie wiſſen nicht, was Sie tun ſollen?« ſagte lachend Richard. »Gehen Sie nur und melden Sie, Sie können ruhig die Tür ſo lange ſchließen.« — »Wenn es der Herr nicht übel nehmen wollen ... ich habe ſtrenge Vorſchriften«, ſtotterte der Diener. Richard winkte ihm zu, der Diener ſchloß die Tür und ging.
Richard trat einen Schritt zurück und ſpähte nach oben. Es waren nur zwei Fenſter erhellt. Plötzlich wurde in andern Zimmern Licht. Dann erhellte ſich der Flur. Die Tür öffnete ſich, der Diener ließ ihn ein mit Verbeugungen und Entſchuldigungen. Richard winkte ihm ab und folgte ihm.
Er wurde in ein warmes, helles Zimmer geführt. Der Diener verſchwand für einen Augenblick und kehrte zurück mit Wäſche und Kleidungsſtücken. »Es ſind Sachen vom gnädigen Herrn«, ſagte er. »Die gnädige Frau denkt, daß der gnädige Herr ganz durchnäßt ſein müſſen. Wir ſollen ſeine Sachen in der Küche trocknen. Wenn der gnädige Herr klingeln, dann komme ich.«
Richard entledigte ſich der naſſen Kleidung, trocknete ſich, zog die warmen Kleider an. Er ſah ſich in dem Zimmer um. Da hing an der Wand ein Bild von Marien.
»Marie!« rief er aus und ſchluchzte. Die Tränen liefen ihm über die Wangen. Aber er faßte ſich ſchnell. Er ſtampfte mit dem Fuß auf. »Nicht mehr daran denken!« ſagte er.
Es fiel ihm ein, daß wohl eine längere Zeit verſtrichen ſein mußte. Er wuſch ſich die Augen mit kaltem Waſſer, dann klingelte er.
Der Diener kam und führte ihn in das Eßzimmer.

Das Eßzimmer war ein großer, mäßig erhellter Raum. Eine Dame in Schwarz, noch jung, erhob ſich, trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Er entſchuldigte ſich, ſie machte die paſſenden Erwiderungen. Ihre Stimme hatte einen Klang, der ihm an das Herz ging, er ſtutzte, es war wie ein Erſchrecken. Sie deutete auf einen Stuhl, die Beiden ſetzten ſich, da war das Abendeſſen hergerichtet.

Nun war da der warme Raum, die Ruhe, die Sicherheit, die ſtille Dame in Schwarz, eine Uhr tickte, da überkam es ihn, die Tränen ſtrömten ihm aus den Augen, er legte das Geſicht in die Arme und weinte.

Unwillig ſtieß er abgebrochen hervor: »Sie kennen mich nicht . . . wofür müſſen Sie mich halten . . . ich war Offizier; ich war mit einem Mädchen heimlich verſprochen — nun bin ich über das Meer gegangen, nach Braſilien, als Kohlenſchlepper bin ich hinübergegangen — da habe ich als Tagelöhner gearbeitet und habe geſpart — nun habe ich einen Hof dort, er iſt nicht groß, Knecht und Magd kann ich nicht halten — nun komme ich zurück, ſie hat einen Andern geheiratet.«

Die Frau gegenüber ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie mit leiſer Stimme: »Haben Sie ihr denn geſchrieben?«

»Wie konnte ich ihr denn ſchreiben!« rief er. »Was ſollte ich ihr denn ſchreiben! Wie ein Sklave habe ich gearbeitet, ich bin krank geweſen, das konnte ich ihr doch nicht ſchreiben; ich denke, dann grämt ſie ſich, wenn ſie das hört. Und lügen wollte ich doch nicht, das konnte ich auch nicht, dazu war das Leben zu ſchwer!«

»Aber wiſſen Sie denn, wie das gekommen iſt, daß das Mädchen geheiratet hat?« fragte ſie leiſe.

»Das weiß ich nicht, das will ich nicht wiſſen«, rief er. »Welch ein Narr bin ich geweſen! Ich habe mir da ein Bild gemacht, und es war nur eine Gans da. Wie Schuppen fällt es mir ja

jetzt von den Augen, eine Gans war ſie, und weiter Nichts, und ich habe ſie für einen Engel gehalten.«
»Nun, das iſt wohl immer ein Fehler, wenn man einen Menſchen für einen Engel hält«, ſagte trocken die Frau.
»Meinen Sie?« fragte Richard und wendete ihr ſein tränenüberſtrömtes Geſicht zu. Er ſah ratlos aus.
Ein Lächeln überflog die Züge der Frau. »Auch ich habe Einiges erlebt«, ſagte ſie. »Junge Menſchen denken ſich das Leben einfacher, als es iſt. Sie denken: Treue iſt Treue und Liebe iſt Liebe. Ach, das ſind ja nur Worte. Wiſſen Sie, was das Leben iſt? Daß dieſe Worte einen Inhalt bekommen.«
»Das verſtehe ich nicht«, ſagte er. »Das Mädchen, das mir ihr Wort gegeben hat, iſt mir untreu geworden.«
Sie erwiderte zögernd: »Sie ſagen das. Aber Sie wiſſen nicht, wie die Untreue geſchah . . . Und denken Sie, wenn etwa ihr Mann nun geſtorben wäre, ſie wäre wieder frei, Sie ſähen ein, daß Alles einen natürlichen Zuſammenhang hatte, ſeine Notwendigkeit, möchte ich ſagen — wäre es nicht möglich . . .«
»Nein«, ſagte er, ſie unterbrechend. »Darüber kommt kein Mann hinweg.«
Die Frau ſchwieg und ließ den Kopf hängen. Auch Richard ſchwieg.
Nach einer langen Weile ſagte ſie, leiſe und ſtockend: »Das iſt ein Wunder, daß Sie nun heute vor mir ſitzen. Ich will nicht ſchwach ſein. Ich will Ihnen Alles erzählen, wie es kam. Wir mußten das Gut aufgeben. Der Reſt unſeres Vermögens ging durch den allgemeinen Betrug des Staats verloren. Ich war mit meiner kranken Mutter in der Großſtadt, die Familie meines Oheims war eben ſo verarmt wie wir, ſonſt haben wir keine Verwandten. Ich lernte Maſchinenſchreiben, ich war in einem Geſchäft, das wurde mir nicht leicht, zwiſchen dieſen Menſchen. Sie waren ja gar nicht bösartig, einige wollten mich ſogar heiraten, aber es war alles ſo gemein, ſo gemein!

Ich habe wohl an Selbſtmord gedacht, aber ich hatte doch meine kranke Mutter, ich fürchtete mich auch. Wenn ich nur einmal einen Brief bekommen hätte! Da kam der alte Herr von Elſter. Er war mit meinen Eltern befreundet geweſen, er gehörte doch zu uns. Es war nicht leicht für mich. Ich hätte ihn ja gern gepflegt, gepflegt hätte ich ihn gern . . . aber er wollte, daß ich ihn heiratete. Hätteſt du doch nur einmal geſchrieben, eine Zeile nur.«

Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht und weinte herzbrechend. »Marie!« ſchrie Richard auf und ſprang in die Höhe. »Ich habe ja ſchuld, ich ſelber habe ſchuld! Ich hätte ſchreiben müſſen! Weshalb habe ich denn nicht geſchrieben! Nein, ich kann dich ja nicht geliebt haben; denn wenn ich dich geliebt hätte, dann hätte ich doch geſchrieben, jede Woche, jeden Tag hätte ich geſchrieben! Dann hätte ich auch gedacht, wie es dir gehen müſſe. Aber ich habe Nichts gedacht, ganz gedankenlos bin ich geweſen, ich habe immer gemeint, daß du mit deiner Mutter im Haus biſt und warteſt, warteſt, bis ich komme. Das kann doch nicht Liebe ſein, was da in mir geweſen iſt!«

Sie ſtand auf und ergriff zaghaft ſeine Hand. »Mache dir keine Vorwürfe«, ſagte ſie. »Ich weiß es, wie das iſt. Du haſt gearbeitet und gearbeitet, da haſt du keine Kraft übrig gehabt, da haſt du nur gedacht, wie ich warte, Nichts haſt du weiter denken können . . . Ich habe das ſelber kennen gelernt, ſo müde war ich, und die andern Menſchen damals, das war ja auch, daß ſie immerfort arbeiteten, ich konnte ja auch ihnen keinen Vorwurf machen.«

Er riß ihre Hände zu ſeinem Mund und küßte ſie. »Du biſt ein Engel«, ſagte er überzeugt. Noch ſtanden ihr die Tränen in den Augen. Aber als er das ſo ernſt und begeiſtert ſagte: »Du biſt ein Engel«, da mußte ſie lachen.

Verdutzt ſah er ſie an, da lachte ſie ſtärker.

Plötzlich lachte auch er. Er ſchlang den Arm um ſie und küßte ſie auf den Mund; ſie wehrte ſich ſchwach. »Wie dumm bin ich,« rief er; »wie können wir denn als Bauern in Braſilien leben, das Klima iſt ſcheußlich, du kannſt das nicht aushalten.« »Ich habe doch nun ein ſchönes Gut hier«, ſagte ſie, indem ſie hoch errötete. »Kannſt du denn nicht deinen Hof in Braſilien verkaufen?«

Creszenz

In einer ländlichen Gegend Deutſchlands, wo ſich alte Sitten und rechtſchaffenes Leben erhalten hatten, lebte ein bäuerliches Ehepaar mit einer einzigen Tochter. Die Leute hatten nach der Sitte der Gegend ſpät geheiratet, und ſo waren ſie für das erſt achtzehnjährige Kind ſchon etwas alt, wenigſtens nach den heutigen Gefühlen; denn unſere Vorfahren lebten mehr nach Überlegung und Urteil, die Heutigen laſſen ſich gehen nach Drang und Leidenſchaft; und ſo mochte wohl in früheren Zeiten die Beſonnenheit älterer Leute die Jugend führen können, indeſſen heute die Jugend glaubt, ſie muß ihre Triebe durchſetzen.

Die Leute führten ihr Leben einfach und behäbig; des Morgens ſtand nicht der teure Kaffee auf dem Tiſch, ſondern eine Suppe aus eigenem Roggenmehl; aber kein Bettler ging ohne reichliche Sättigung vom Hof; für Frau und Tochter wurde kein ſtädtiſcher Kleiderplunder gekauft, ſondern ſie trugen gute Kleider aus ſelbſt gewebtem Stoff und reichen ſilbernen Schmuck, der von den Vorfahren ererbt war; und wenn eine Magd auszog, um zu heiraten, dann nahm ſie eine große Truhe voll guter Leinwand mit, deren Beilade gefüllt war mit bunt verzierten Wachsſtöcken.

Ein junger Bauer, der einziger Erbe ſeiner Eltern war, hatte ſich in das Mädchen, Creszenz war ihr Name, verliebt. Sie ſchlief allein in der Giebelſtube; der Liebhaber kam Nachts, legte die Leiter an ihr Fenſter, ſie ſchob das Fenſter auf, und ſo ſprachen die Liebenden mit einander.

Die Eltern der jungen Leute waren mit der Liebe der Beiden einverſtanden, denn beide Kinder waren geſund, gutartig, fleißig, und auch das Vermögen war etwa gleich; die Höfe

waren benachbart und die Alten hatten immer treue Nachbarſchaft gehalten und hatten einander geholfen bei allen Zufällen. Nur dachten die Eltern des Mädchens, daß die Kinder noch zu jung ſeien, beſonders ihre Creszenz, denn ſie hielten es für richtig, daß erſt ganz reife Leute heiraten, weil ſie dann erſt ganz ausgewachſen ſind und auch die Kinder, welche kommen, kräftiger ſind; auch nicht ſo viel Kinder erzeugt werden, von denen dann nachher nicht mehr wie zwei ausgeſtattet werden können, indeſſen die Andern als ledige Habenichtſe verſtoßen und gedrückt leben müſſen. Das ſagten die Alten ihrem Kind und dem jungen Mann; und damit die Beiden doch nicht hinter ihrem Rücken zuſammenkamen, ſo ließen ſie die Creszenz nicht mehr in ihrer Giebelſtube ſchlafen, ſondern nahmen ſie mit in das eigene Schlafzimmer.

Nun ſtand bei dem Dorf eine Wallfahrtskirche, die vor Alters berühmt geweſen war und viele Wallfahrer angezogen hatte. Sie erhob ſich auf einem ſteilen Berge, von welchem man einen weiten Blick über den ganzen Gau hatte, und ihr gegenüber war das Wirtshaus gebaut, wie das ſo von Alters üblich geweſen. Das Wirtshaus ſtand dicht am Abhang, und wenn man aus dem Fenſter blickte, ſo konnte man gerade hinunter ſehen tief auf die Landſtraße, welche an dem Felſen vorbeiführte, auf welcher die beladenen Laſtwagen wie Spielzeug fuhren. Die Wallfahrtskirche war ſchon lange in Abnahme gekommen, und damit war auch die Wirtſchaft zurückgegangen; aber da bei dem Haus Gründe waren, ſo ſchlug ſich der Beſitzer durch, auch wenn er keinen großen Bierverkauf hatte, wobei er freilich viel klagen durfte über die ſchlechte Lage ſeines Hofes, daß er nämlich alles den ſteilen Berg hinauffahren müſſe.

Als der große wirtſchaftliche Aufſchwung kam und auch die Brauereien ihren Abſatz vergrößerten, da kaufte eine Brauerei den Hof, ſtieß die Gründe ab, und ſetzte einen geſchickten

Menſchen in die Wirtſchaft, der ſtädtiſche Ausflügler anziehen ſollte. Das alte Haus wurde abgeputzt, mit neuen Fenſtern verſehen, die große Scheiben hatten, wurde geſtrichen, und an allen paſſenden Winkeln wurde ausgeſägter und gedrehter Zierrat eingeſetzt; in den Stuben waren an den Wänden Bretter, auf denen alte Krüge und Zinnſachen, ein Spinnrad und eine Weiſe ſtanden, an den Wänden hingen Geweihe, und im Flur, der mit bunten Flieſen belegt wurde, war für Mäntel und Hüte ein Ständer aufgeſtellt aus Hellebarden und Spießen, die aus Gußeiſen und fichtenem Holzwerk zuſammengeſetzt waren. So bildete denn das Haus eine Sehenswürdigkeit für ſtädtiſche Beſucher, die ein Bild gewinnen wollten, wie unſere Altvorderen gelebt haben; und da das Bier der Brauerei gut war, ſo kamen am Samstag Abend auch die Bauern gern.

Der neue Wirt hatte eine Kellnerin aus der Stadt mitgebracht, welche ſehr dazu beitrug, daß die Gäſte ſich vermehrten, denn ſie war immer freundlich mit den Gäſten und hatte für jeden ein heiteres und liebenswürdiges Wort.

Creszenz tat inzwiſchen ihre Arbeit in Haus und Stall und dachte daran, daß ſie und der Geliebte ja noch ihr Leben vor ſich hatten und daß ſie gut einige Jahre warten könnten. Der junge Burſche aber wurde wohl von einer innern Unruhe getrieben; er ſtrich Nachts um das Haus herum; er machte ſich ein Gewerbe, um auf dem Hof der Eltern von Creszenz nachzufragen; beim Kirchgang paßte er immer die Zeit ab, daß er ihr die Hand geben durfte; aber da Creszenz nicht die Geſchicklichkeit hatte, ihn bei ſeinen Verſuchen zu unterſtützen, ſo gelangte er niemals mehr dazu, eines jener heimlichen Geſpräche mit ihr zu haben, bei welchen junge Leute ſich allerhand mitteilen, das ihnen wichtig iſt.

In dieſer Zeit nun war es, daß der neue Wirt ſich einrichtete und die Kellnerin kam. Der Burſche beſuchte die Wirt-

ſchaft, die Kellnerin hatte freundliche Worte für ihn, wie ſie für Alle hatte, ſie ſetzte ſich an ſeinen Tiſch und ſprach mit ihm. Vielleicht hatte der Burſche keine andre Anſprache, denn ſeine Mutter war zu ungeſchickt und ſchweigſam; ſo kam er öfter in die Wirtſchaft; die Kellnerin war eine ſaubere Perſon, er ſelber war ein hübſcher Menſch, es war wohl nicht das erſte Mal, daß eine Liebſchaft entſtand daraus, daß ein Mädchen einem anders verliebten Mann Troſt ſpendete; kurz, nach einiger Zeit wurde darüber geſprochen, daß der frühere Liebhaber der Creszenz nun bei der Kellnerin fenſterlte, und allzulange dauerte es nicht, bis man ſich erzählte, daß ſie ein Kind erwarte.

Creszenz merkte wohl ſchon lange eine Veränderung des Geliebten beim Kirchgang; ſie kümmerte ſich auch ſehr darüber, aber ſie war ſich nicht klar und wußte nicht, was ſie tun ſollte; ſie ſchnürte ſich Sonntags ihr Mieder feſter und bezwang ihr Weinen, das ihr unbewußt kommen wollte. Da machte ihr die ſchnippiſche Jungmagd, die ihr eine ſilberne Bruſtkette neidete, eine Andeutung, und weil ſie ſchon lange, ohne es zu wiſſen, in ihren Gedanken geſucht hatte, ſo verſtand ſie nun plötzlich und wußte Alles.

Sie bat ihre Eltern, am nächſten Sonntag mit ihr nach der Kirche in die Wirtſchaft zu gehen, denn ſie wolle das Haus gern kennen lernen, weil es eine Sehenswürdigkeit ſei. Die Eltern ſagten zu und gingen mit ihr. Da ſaß ſie zwiſchen Vater und Mutter in der Gaſtſtube; auf den Bänken ſaßen Nachbarn und Bekannte, auch Herrſchaften aus der Stadt; die Kellnerin bediente flink und gewandt, ſie hatte in beiden Händen Bierkrüge, ſie trug ein ſtädtiſches ſchwarzes Kleid, eine weiße Schürze und eine Geldtaſche; der Geliebte ſaß an einem andern Tiſch und mied verlegen den Blick der Creszenz; die Bauern waren ſtumm oder ſprachen leiſe mit einander; die Stadtleute waren laut; die Kellnerin kam, ſchob den neuen

Gäſten Bierfilze vor und ſetzte vor Jeden ein Maß; es ſchien, als ob ſie leicht zurückſchreckte, als ſie Creszenz ſah, die ſie wohl kennen mochte; es war unverkennbar, daß ſie ein Kind erwartete.

Creszenz ſtand auf und ging mit einer freundlichen Entſchuldigung aus der Bank, dann trat ſie aus dem Zimmer.

Vielleicht hätte noch Alles ſich zum Guten wenden können, wenn der Geliebte ihr nachgekommen wäre, und ein dumpfes Gefühl war in ihm, daß er ihr folgen müſſe. Aber er ſcheute ſich und blieb ſitzen, indem er mit unbeteiligtem Geſicht zur Seite ſah, nach dem Fenſter, vor dem ein ſchmaler Gang mit Geländer über dem Abgrund lief. Da ſah er Creszenz vorübergehen, in furchtbarer Angſt ſprang er auf und wollte ihr zurufen; aber in dem Augenblick ſah er auch ſchon, und die Andern ſahen es auch, die nun plötzlich ihre Augen zu dem Fenſter richteten, wie Creszenz ihre Kleider zuſammengenommen hatte, unter dem Geländer durchſchlüpfte und ſich in die Tiefe gleiten ließ.

Die Geliebte des Mörders

Ein junger Mann namens Heinrich Lee, der gelernter Kaufmann war, wurde in Berlin ſtellungslos. Er las die Ankündigungen in den Zeitungen, beſuchte die Vermittler und gab ſich jede Mühe, einen neuen Poſten zu bekommen, aber es glückte ihm nie. Er verbrauchte das baare Geld, das er noch bei ſich hatte und das kleine Guthaben bei der Sparkaſſe. Seine Eltern waren tot, und ein Oheim, der einzige nähere Verwandte, hatte ihm ſchon früher einmal geſchrieben, ihn ſolle er nicht angehn, wenn er einmal in Not ſei, denn er habe keine Luſt, einen Verſchwender zu unterſtützen.

Die Zimmervermieterin drängte ſeit vierzehn Tagen auf Bezahlung. Lee ſah ſich gezwungen, ein ſilbernes Cigarettenkäſtchen zu verkaufen, das er ſich früher einmal auf Abzahlung erworben. Dann verkaufte er die Unterrichtsbriefe für doppelte Buchführung. Dann brachte er die Kleidungsſtücke für den Winter ins Leihhaus, dann die nicht unbedingt nötige Wäſche, dann den Sonntagsanzug. Er ging nun in einem abgetragenen Anzug, den er mühſam und ſorgfältig bürſtete und aufbügelte, in Stiefeln, deren Sohlen durchgelaufen und mit Pappe ausgebeſſert waren.

Er ſtand vor dem Gebäude einer Zeitung zwiſchen vielen andern Menſchen, welche Arbeit ſuchten, und las in den eben angeſchlagenen Blättern, ob irgend eine Beſchäftigung ausgeſchrieben ſei, durch die er etwas verdienen könnte. Da ſah er eine Anzeige, daß ein Stadtreiſender für ein Briefmarkengeſchäft geſucht werde, der Gewandtheit und Selbſtändigkeit beſitze. Er beſchloß, ſich dem Geſchäftsinhaber vorzuſtellen.

Dieſer war ein Mann namens Hamburger, der ſein Geſchäft in einer entlegenen Nebenſtraße hatte. Der kleine Raum, in

den von der Straße eine Glastür mit einer heftig bimmelnden Glocke führte, war durch einen Vorhang in zwei Teile geteilt. Vorn ſtand der Treſen, unter dem in Auszügen die Mappen mit den Briefmarken lagen. Der ganz dunkle hintere Raum wurde durch ein Bett eingenommen, eine Kommode, einen Schrank und zwei Stühle.

Lee trat ein und teilte Hamburger mit, daß er ſich auf ſeine Anzeige hin melde. Hamburger, welcher zuerſt vom Stuhl hinter dem Treſen aufgeſtanden war, wo er prüfend vor einem Blatt mit Briefmarken geſeſſen, ſetzte ſich wieder und ſagte abweiſend, es ſeien ſchon achtzehn Bewerber dageweſen. Lee blieb ſtehen und erwiderte Nichts. Hamburger fuhr nach einer Pauſe fort, er könne freilich mehreren Herrn Verdienſt geben, es komme eben auf die Leiſtungen an. »Ich ſcheue keine Arbeit«, ſagte Lee.

»Ich will Ihnen Etwas ſagen«, ſprach Hamburger; »Sie haben natürlich kein Kapital mehr?« Lee ſchüttelte den Kopf. Hamburger pfiff zwiſchen den Zähnen. »Sie gehen die Treppen hoch und klingeln an jeder Wohnung. Dann ſagen Sie den Leuten, wenn ſie alte Briefe und Schriftſtücke haben, Sie zahlen die höchſten Preiſe für alte Marken. Sie verſtehen mich? Sie müſſen über die Preiſe Beſcheid wiſſen, Sie können bei mir das Verzeichnis einſehen. Am Abend kommen Sie zu mir. Dann nehme ich Ihnen die Marken ab. Wenn Sie mir Sicherheit geben können, dann ſtrecke ich Ihnen das Kapital vor. Haben Sie noch Etwas?«

Zögernd erwiderte Lee, er könne ſeinen Sommerüberzieher in Pfand geben. — »Eine Mark zwanzig«, ſagte Hamburger kaltblütig, indem er mit ruhigen Blicken das Kleidungsſtück abſchätzte, das Lee auf dem Leibe trug. »Haben Sie denn keine Gold- und Silberſachen mehr? Die ſind mir lieber.« — »Die Trauringe meiner Eltern und ein halbes Dutzend ſilberne Löffel, ich habe ſie noch nicht verkauft, es ſind Er-

innerungen, ich habe ſie als Letztes aufgehoben«, brachte Lee vor. »Bringen Sie mir ſo viel zuſammen, daß ich Ihnen zehn Mark geben kann, mehr brauchen Sie nicht«, ſchloß Hamburger die Unterhaltung.

Die Trauringe und Löffel hatte Lee in Wirklichkeit ſeiner Stubenwirtin verpfändet. Er ging nach Hauſe, ſchloß die Flurtür auf; die Wirtin war nicht zu Hauſe. So ging er in ihr Zimmer. Er wußte, daß die Wirtin die Sachen in einer Kommode aufbewahrte, im mittelſten Auszug, der verſchloſſen war. Aber der oberſte Auszug war nicht verſchließbar. So zog er ihn heraus und taſtete von oben die mittlere Schublade durch. Er fand ſchnell das Paket, nahm es an ſich, ſchob die obere Schublade wieder ein, nahm noch einige Kleinigkeiten mit, die ihm gehörten, und kehrte zu Hamburger zurück. Hamburger gab ihm das Geld, und Lee machte ſich auf den Weg. Er ging aufs Geratewohl in eine ältere Straße, trat in ein Haus und klingelte bei jedem Mieter. Die meiſten Leute wieſen ihn grob ab oder ſchlugen ihm die Tür vor der Naſe zu, in einigen Fällen aber hatte er Glück. Eine verhutzelte uralte Witwe kramte ein Paket alte Briefe vor mit braunſchweigiſchen Marken; er kaufte über dreißig Marken für fünfundſiebzig Pfennige. Dann machte er noch einige kleinere Fänge.

Am Abend kehrte er zu Hamburger zurück und wies ihm das Gekaufte vor. Er hatte nicht ganz ſechs Mark von ſeinem Kapital ausgegeben. Hamburger ſah die Marken genau durch, er mäkelte an jeder, dann machte er ihm ein Angebot: neun Mark für Alles. Lee wurde entrüſtet, er rechnete ihm vor, daß allein die Braunſchweiger Marken einen Wert von rund zwanzig Mark haben mußten. »Und wo bleibe ich?« fragte Hamburger. »Denken Sie, ich arbeite hier zu meinem Vergnügen? Sie verdienen über drei Mark, mit Spazierengehen und Schwatzen verdienen Sie

die. Iſt das nicht genug? Meinetwegen, wenn Sie nicht wollen, gehen Sie zu einem andern Händler, ſehen Sie, ob Sie mehr bekommen. Für meine zehn Mark habe ich keine Zinſen berechnet, ich dachte: das iſt ein junger Mann, der will vorwärts kommen, dem muß man helfen. Gut, machen Sie, was Sie wollen. Aber wenn Sie an einen Händler verkaufen, der Sie nicht kennt, bei dem müſſen Sie ſich über den Erwerb der Marken ausweiſen.«

Lee nahm das Geld und ging. Er kaufte ſich ein Brot und etwas Schweineſchmalz und ging in ſein Haus.

Als er die Flurtür aufſchloß, kam die Wirtin aus ihrem Zimmer. Ihre Haare waren aufgelöſt, ſie ſchrie laut vor Erregung: »Wer iſt an meiner Kommode geweſen, wer hat meine Sachen durchwühlt, wer hat die Löffel und Ringe geſtohlen? Gleich kommt die Polizei, der habe ich alles angezeigt, ins Zuchthaus gehören Sie; das iſt Einbruch.« Lee ſtarrte die Frau einen Augenblick an, dann warf er Brot und Schmalz hin, kehrte ſchnell um und lief, wie er konnte, die Treppe hinab, aus dem Haus, miſchte ſich unter die Menge, und drängte ſich eilig durch.

Er kehrte zu Hamburger zurück, der eben ſeinen Laden ſchließen wollte. Mürriſch ſetzte er ſich auf den Treſen. »Ich habe Ihnen heute einen ſchönen Batzen verdient, kann ich die Nacht bei Ihnen ſchlafen?« fragte er. »Ich lege mich auf die Diele, nur, daß ich ein Dach über dem Kopf habe.«

Hamburger ſah ihn zögernd, prüfend, mißtrauiſch an und ſagte Nichts. »Mir iſt das Leben ſchon lange über«, ſchrie Lee, indem er vom Treſen herabſprang. »Das iſt kein Leben mehr. Von Tag zu Tag kommt man mehr herunter.« Er wollte gehen. Hamburger erſchrak, er hatte wirklich gut verdient und hoffte, daß der Burſche noch mehr wertvolle Marken anbringen würde. So faßte er ihn am Armel und rief: »Bleiben Sie nur, bleiben Sie nur, ich mache Ihnen

ein Lager zurecht, ein weiches Lager, Sie brauchen mir Nichts zu bezahlen, ein warmes Lager, Sie können ſchlafen, wie Sie wollen.«

Lee holte ſich ſein Abendbrot nochmals und verzehrte es, auf einem der Stühle ſitzend; er ſah zu, wie ſich Hamburger auf Spiritus ein Kalbſchnitzel briet. In einem Schrank hingen allerhand Kleidungſtücke, die Hamburger als Pfand genommen hatte. Hamburger holte ſie ſorgfältig vor und breitete ſie auf dem Boden aus: »Schlafen Sie aber ruhig,« ſagte er, »daß Sie mir die guten Sachen nicht verknüllen. Junge Leute wälzen ſich oft im Schlaf.« — »Ich ſchlafe wie ein Balken«, ſagte mürriſch Lee. »Ich bin den ganzen Tag treppauf treppab gelaufen, wie ein Briefträger. Da iſt man froh, wenn man ſich ausſtrecken kann.«

Auf dem Boden des Schrankes, der offen geblieben war, ſtand eine Bronzefigur von etwa zwei Spannen Höhe, ein nacktes Mädchen darſtellend, das aufgerichtet ſtand und die Hände hinten um den Kopf geſchlungen hielt. Lee faßte die Figur, hob und betrachtete ſie. »Das iſt auch ein Pfand«, ſagte Hamburger; »wer mir zwanzig Mark bezahlt, der kann es haben; es iſt verfallen.« Lee ſchwang die ſchwere Figur mit dem ſchwarzſteinernen Sockel in der Luft und ſagte: »Damit könnte man ſchon Einen totſchlagen.« Erſchrocken ſah ihn Hamburger an, aber in dem Geſicht Lees war Nichts zu ſehen, er ſtellte die Figur wieder an ihren Platz.

»Ich habe den Schrankſchlüſſel verlegt, ich kann den Schrank nicht ſchließen«, klagte Hamburger. »Heute früh habe ich ihn noch, ich ſchließe auf, es kommt ein Kunde, ich bediene ihn; wie ich wieder komme, fort iſt der Schlüſſel.«

Als die Beiden gegeſſen hatten, machte ſich Hamburger an das Reinigen ſeines Geſchirrs. Lee half ihm. »Wer jetzt Geld hat, der kann ins Kino gehen oder zum Tanzen«, ſagte er, indem er die Gabel abwiſchte. »Wenn das vorbei iſt,

dann iſt es, als ob es nicht geweſen iſt, und das Geld iſt weg«, erwiderte Hamburger. »Das iſt wohl auch wieder wahr«, ſagte nachdenklich Lee; »aber ſchön iſt es doch.«

Die Beiden gingen früh ſchlafen. Der Alte wickelte ſich in ſeine Bettdecke und Lee ſtreckte ſich auf ſeinem Lager aus, indem er ſich mit Mänteln zudeckte. Er war ſehr müde und ſchlief ſchnell ein.

Er wachte auf, es mußte wohl in der Mitte der Nacht ſein. Die Straße war ganz ſtill. Durch das Fenſter ſchien das Licht einer Laterne in den Laden; der Vorhang ſchloß in der Mitte nicht ganz; durch den Spalt fiel das Licht auch in den hintern Raum, ein ſchmaler Streif, quer über die Dielen, über das Bett des Alten, an die Wand. In dem hellen Streifen wurde der Kopf des Alten ſichtbar. Hamburger lag auf dem Rücken, der Mund war weit offen, die geſchloſſenen Augen lagen tief dunkel in den Höhlen. Er lag wie ein Toter.

Leiſe erhob ſich Lee. Er öffnete die angelehnte Tür des Schranks, nahm die Bronzefigur in die Rechte, ſchwang ſie mit Macht hoch, und ließ ſie auf den kahlen Schädel des Schlafenden niederſauſen. Es klang, wie wenn ein Topf zerbrochen wird. Ein Schrei, der nicht zu Ende kam. Dann war Alles ſtill.

Einen Augenblick ſtand Lee lauſchend, die Figur in der Hand. Dann ſetzte er die Figur in den Schrank zurück. Dann ſtand er wieder lauſchend. Dann ging er in den abgeteilten vordern Raum. Dann ging er zurück. Dann drehte er den Gashahn auf und zündete Licht an.

Er ſah an ſich nieder. Kein Blutflecken. Er betrachtete ſeine Hände. Sie waren ſauber. An die Wand war Blut geſpritzt von dem zerſchmetterten Schädel, auf das ſchmutzige Kopfkiſſen.

Die Kleider des Ermordeten lagen auf dem Stuhl vor dem Bett. Lee ſuchte in der Hoſentaſche nach dem Geld; er fand nur eine Mark etwa in kleiner Münze. Dann nahm er das Schlüſſelbund. Unter dem Bett ſtand ein Kaſten, den zog er vor, er paßte den Schlüſſel und ſchloß auf. Allerhand Papiere, eine Schachtel mit Geld. Er ſteckte es ungezählt in die Taſche, es mochten etwa fünfunddreißig Mark ſein. Eingewickelt in ein altes Taſchentuch waren die beiden Ringe und die ſilbernen Löffel, die er gleichfalls zu ſich nahm.

Nun ſah er ſich weiter um. Aber da überkam ihn plötzlich eine Angſt. Die Uhr lag auf dem Tiſch, ſie zeigte dreiviertel auf Zwei. Aber er nahm die Uhr nicht, Dergleichen wird zum Verräter. Aber ſeinen Sommermantel zog er an, der auf ihm gelegen hatte. Es hatte ihn ja wohl Niemand geſehen, wie er zu dem Alten hineinging. Jetzt war die Straße noch ganz menſchenleer, der Türſchlüſſel war am Schlüſſelbund, er konnte hinausgehen, auf eine Hauptſtraße, dann konnten ſie ſuchen! In den Schubladen des Treſens lagen die Mappen mit den Briefmarken. Das waren gewiß Werte von Tauſenden. Aber Dergleichen wird zum Verräter.

Er ſchloß leiſe die Tür zur Straße auf, ſpähte vorſichtig nach links und rechts, trat dann hinaus, ſchloß wieder zu und ſteckte das Schlüſſelbund in die Taſche. Dann ging er. Er ging mit dem Gang eines jungen Menſchen, der Nachts nach Hauſe geht, den Kragen hochgeſchlagen, mit weiten Schritten. Auf der Hauptſtraße gingen ähnlich einige Verſpätete; ein Schutzmann ſchritt langſam; Lee ſtockte das Herz, als er an ihm vorüberging, der Mann ſah ihn aufmerkſam an; er wollte ihn heftig fragen, was das bedeuten ſolle, aber er bezwang ſich und ſchwieg. Er kam über die Spreebrücke. Da griff er vorſichtig in die Hoſentaſche, ging nahe am eiſernen Geländer, und warf unmerklich das Schlüſſelbund ins Waſſer. Es klatſchte auf.

Es fröſtelte ihn. Er ſpürte die Nachtkälte. Da war wieder eine Nebenſtraße, in die bog er ein. Im Vorraum eines Gaſthofs war noch Licht, es war ein billiger Gaſthof. Er trat ein, der Pförtner ſah verſchlafen aus ſeiner kleinen Bude heraus. »Kann ich ein Zimmer bekommen?« fragte Lee ſtotternd. »Mein Gepäck habe ich auf der Bahn gelaſſen.« — »Drei Mark,« erwiderte ruhig der Pförtner, »gleich bezahlen.« Lee griff in die Taſche und zahlte, der Pförtner ſchloß das Haustor und führte ihn in das Zimmer, drehte das Licht an und wünſchte ihm gute Nacht.

Lee ſchloß ſich ein, zog ſich aus, legte ſich ins Bett und ſchlief einen tiefen und traumloſen Schlaf.

In einer Nebenſtraße wohnte bei der Familie eines Eiſenbahnſchaffners ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren namens Grete Kanitz. Sie war von kleiner, zierlicher Geſtalt, mit dunklen Augen, braunem Haar und hübſchem, anmutig ſchüchternem Geſicht. Ihre Wirtin war ihres Lobes voll. »So ein Fräulein«, pflegte ſie zu ſagen, »iſt ja gar kein Fräulein. Man merkt überhaupt Nichts von ihr. Und Herrn — nicht in die Hand! Die könnte haben, ſo viele ſie wollte! Und was ſie der für Anerbietungen machen! Aber nein! Die iſt anſtändig und bleibt anſtändig! So ein Fräulein giebts heutzutage nicht mehr!«

Grete Kanitz war in einem Geſchäft als Buchhalterin angeſtellt. In der Nähe des Geſchäfts war ein Kaffeehaus, in das ſie immer zur Frühſtückszeit ging; da verzehrte ſie ihr Brot und trank dazu eine Taſſe Milchkaffee.

Sie ſaß an ihrem gewohnten Platz an einem kleinen runden Tiſchchen mit Marmorplatte und hatte ihre Taſſe vor ſich. Lee trat ein, das Gaſthaus war gerade in der Nähe, er hatte lange geſchlafen und kam nun, um zu frühſtücken. Er blickte ſich im Saal um, ging dann zum Tiſch des jungen Mädchens, bat

um Erlaubnis und ſetzte ſich zu ihr. Der Kellner brachte ihm Kaffee, er beſtellte ſich Kuchen.

Bald war er in einem Geſpräch mit dem jungen Mädchen. Er erzählte, er ſtamme aus Bremen, dort ſei ſein Vater ein reicher Kaufmann. Er ſagte »Bremen«, weil er an Hamburger dachte; er dachte bei ſich: »Ja, das weiß nun kein Menſch, das mit Hamburger, und ich ſage, ich ſtamme aus Bremen.« Er nannte ſich mit einem falſchen Namen als Heinrich Merkel. Er erzählte, ſein Vater ſei brummig, junge Leute wollten doch einmal ihr Vergnügen haben, aber davon wollte der Alte Nichts wiſſen, und kurz und gut, er war ihm durchgebrannt und hatte ſich hier in Berlin ſelbſtändig gemacht, und da ginge es ihm ganz gut.

Das Mädchen fühlte ſich von ihm merkwürdig angetan. Er war in Wirklichkeit wohl nicht anders, als tauſend andere junge Männer, aber ſie hatte bei ihm ein eigenes ſüß beklommenes Gefühl. Sie war verlegen und antwortete einſilbig, aber ſie hätte ihm gern immer zugehört, und als er einmal mit ſeinen Erzählungen ſtockte, da bat ſie ihn, fortzufahren. Er erzählte von Bremen und den großen Schiffen. Der Kellner kam, Grete wollte bezahlen; er machte eine Handbewegung und bezahlte für ſie. Sie wurde rot, ſie ſagte: »Es hat noch kein Herr für mich bezahlt.« Der Kellner warf im Abgehen einen Blick auf ſeinen Anzug und ſeine Schuhe, der ihn faſt verlegen machte, aber er bezwang ſich und lachte mit dem Mädchen. Er ſagte: »Sie könnten mir einen Gefallen tun. Ich habe mich mit meiner Wirtin verkracht. Wüßten Sie nicht ein Zimmer für mich? Bei anſtändigen Leuten muß es ſein. Aber ich kann jetzt nicht viel bezahlen, ich muß eine Zeitlang krumm liegen, bei dem letzten Pferderennen habe ich zu viel ausgegeben.« Das Mädchen dachte einen Augenblick nach, dann ſagte ſie: »Meine Wirtin hat eine Schlafſtelle zu vermieten. Das Bett ſteht im Flur, da ſind Sie ganz allein für ſich, um zehn ſchläft Alles

ſchon. Den Tag über bin ich ja nicht zu Hauſe, da können Sie mein Zimmer benutzen. So kommen Sie ſehr billig fort.« Lee dankte ihr herzlich, ſie ſtand auf, um in ihr Geſchäft zu gehen, zum Abſchied drückten ſich die Beiden die Hand und verſprachen, ſich am Abend wiederzuſehen.

Als Grete Kanitz abends vom Geſchäft nach Hauſe ging, da dachte ſie bei ſich: »Ob er wohl gekommen iſt? Eigentlich war das doch ſtark von mir, ihm eine Schlafſtelle vorzuſchlagen, wo er aus einer ſo feinen Familie ſtammt. Aber ich glaube, er hat es mir nicht übel genommen, er hat ſo etwas Feines in ſeinem Weſen.«

Sie trat in ihr Zimmer, da ſah ſie Lee am Fenſter ſitzen. Sie wurde über und über rot und ihre Augen glänzten; er umfaßte ſie und wollte ſie küſſen. Sie ſagte: »Nicht doch, das hätte ich nicht von Ihnen gedacht.« Da wurde er beſchämt und ließ ſie. Er ſetzte ſich wieder an das Fenſter, ſie legte ihre Sachen ab und plauderte fröhlich allerhand, was im Geſchäft geweſen war, wie Herr Lehmann einen Regenſchirm zu billig verkauft hatte und darüber angeſchnauzt war, und wie ſie ſich Alle über den Anſchnauzer gefreut hatten, denn Herr Lehmann war wirklich zu eingebildet, der dachte, alle Mädchen müßten ihm nachlaufen.

Nun war es Zeit zum Abendeſſen. In einer Schublade bewahrte Grete ihre Vorräte und das Geſchirr. Sie ſtellte die Spirituslampe auf; dafür hatte ſie in der Ecke einen Tiſch mit polierten Füßen und einer rohen Holzplatte ſtehen, auf der ſonſt eine Decke lag, die ſie nun abnahm und vorſichtig zuſammenlegte. Der Kakao war ſchnell hergeſtellt, nun richtete ſie die Teller, das Brot, die Butter und die Wurſt. »Den Kaffee haben Sie für mich bezahlt, dafür lade ich Sie zum Abendeſſen ein«, ſagte ſie zu ihm. Er ſetzte ſich und griff zu, und die Beiden aßen lachend und plaudernd.

Lee ſagte: »Wie wäre es, Fräulein, wenn wir gemeinſame Wirtſchaft machten? Es iſt hier ganz nahe zu Ihrem Geſchäft. Sie kommen zu Mittag herüber, Sie kochen auf der Spiritusflamme, und wir leiſten uns gegenſeitig Geſellſchaft.« »Ja«, erwiderte ſie, »ich bin einverſtanden. Ich hätte das ſchon getan, aber wenn man nur für ſich allein zu ſorgen hat, dann macht Einem das kein Vergnügen. Ich kann ja bei der Frau in der Küche kochen, das hat ſie mir ſchon angeboten.«

So wurde nun getan. Lee ſagte dem Mädchen, er wolle nicht viel auf der Straße herumlaufen, ihm mache das keine Freude, er ſei häuslich. Er gab ihr Geld für die Einkäufe, und Grete brachte dann das Nötige immer mit nach Hauſe, wo Lee ſie erwartete. Da flog ſie ihm in die Arme und küßte ihn, und ſagte: »Ich bin ſo glücklich«, dann zog ſie ſchnell den Mantel aus und legte den Hut ab, band ſich die ſaubere Schürze vor und machte ſich an die Arbeit. Lee hatte ſchon allerhand vorbereitet: die Kartoffeln hatte er geſchält, daß ſie nur in den Topf getan werden mußten, das Gemüſe hatte er geputzt. Sie hantierte in der Küche; er ſchaute ihr glücklich zu, wie ſie ſich raſch bewegte und tüchtig zugriff. Die Frau ſah die Beiden freundlich an und ſagte: »Ein guter Mann iſt Ihr Bräutigam, Fräulein, das muß man ſagen; was er Einem an den Augen abſehen kann, das tut er. Und ſo ſolide. Den ganzen Tag ſitzt er zu Hauſe.« Da mußten ſie lachen, ſie wußten nicht, weshalb, ſie lachten wie die Kinder, und die Frau lachte mit, dann ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte: »Ja, die Jugend, die Jugend.«

»Um deine Sachen hat ſich kein Menſch gekümmert«, ſagte ſie zu ihm. »Da ſieht man, wenn ſo ein Mann allein ſteht in der Welt!« Die Stiefel nahm ſie mit zum Schuſter. Sie ſtopfte ihm ein Loch, das er ſich bei Hamburger in die Hoſe geriſſen, das er mit einer Nadel zuſammengehalten hatte. »Ich unterlege es erſt«, ſagte ſie. »Die Frau hat mir ein Stückchen

Stoff gegeben von ihrem Mann, das ſieht faſt ganz genau ſo aus wie dein Hoſenſtoff. Dann ſtopfe ich. Wenn du die Hoſe zum Kunſtſtopfer giebſt, ſo mußt du drei, vier Mark bezahlen, und das kann man eben ſo gut ſelber machen. Ich dröſele Fäden von dem Stoff auf, damit ſtopfe ich. Das iſt die Hauptſache; wenn anderes Garn genommen wird, das ſieht man.«

Sie ſagte zu ihm: »Daß du menſchenſcheu biſt, das glaube ich dir nicht. So ſiehſt du nicht aus. Ich weiß, was du getan haſt, daß du dich nicht auf der Straße zeigen willſt.«

Er wurde bleich und wankte, er mußte ſich ſetzen. Sie lachte hell auf. »Das tut doch Jeder heute, die feinſten Leute tun es, Herren und Damen«, ſagte ſie. »Mir ſind auch Angebote gemacht. Aber ich habe geſagt: Nein, wenn ich ſo Etwas tue, dann fliege ich ſicher hinein, das kenne ich ſchon von der Schule her, wenn ich da einmal etwas Verbotenes tat, das hatte der Lehrer immer gleich heraus. Und wenn dann die Polizei kommt, was ſollen meine Wirtsleute von mir denken? Sie denken doch, ich habe etwas Böſes getan.« Er merkte, ſie nehme an, daß er Schiebergeſchäfte gemacht habe. So ſagte er: »Die Polizeibeamten ſchieben ſelber. Der Geſchäftsmann wird unterdrückt heutzutage. Ich habe die Handelsſchule beſucht, Geſchäft iſt Geſchäft. Die Ware iſt ſelten heute, Geld iſt genug da.« — »Das verſtehe ich nicht,« ſagte ſie, »das geht mich auch nichts an. Aber das iſt nun ſo. Die Reichen wollen nicht, daß die Armen auch einmal Etwas verdienen. Ja, du biſt ja eigentlich reich. Du kannſt mir glauben, wenn du bei deinem Vater im Geſchäft wärſt, da könnteſt du machen, was du wollteſt.«

Das Geld, welches Lee bei Hamburger gefunden hatte, war bald zu Ende. Lee ließ ſich bis zuletzt Nichts merken. Er nahm noch das Letzte aus der Geldtaſche, um es Greten zum Einkaufen zu geben. Am nächſten Tag mußte er Etwas ſagen. Er ſagte verlegen: »Es iſt mir verdammt ſcheußlich, ich habe große Verluſte gehabt, nun habe ich lange Nichts verdient, ich bin

ganz blank.« — »Das habe ich wohl gemerkt, daß das geſtern dein letztes Geld war«, ſagte ſie. »Wenn ein Mädchen einen Mann lieb hat, dann läßt ſie ſich Nichts vormachen, dann weiß ſie Alles von ihm. Ich koche ſchon weiter, und wenn du einmal wieder bei Geld biſt, dann kannſt du mir ja vielleicht zurückgeben, was ich jetzt für dich auslege.« — »Natürlich, natürlich«, ſagte er haſtig. »Du ſchreibſt alles genau auf. Sowie ich wieder Geld habe, bekommſt du es zurück.« Sie lachte. »Ich habe doch gleich geſehen, daß dein Anzug ſchäbig war und die Schuhe zerriſſen; da dachte ich mir ſchon: aha, er darf nicht wieder in ſeine Wohnung kommen, er hat die Miete nicht bezahlt. Ich habe mich ſchon gewundert, daß du noch ſo viel Geld hatteſt. Haſt du denn Etwas verſetzt?« Er wurde rot und ſagte: »Nein, das Geld habe ich ſo gehabt.« Darauf entſtand ein Schweigen, es war, als ob etwas Bedrückendes zwiſchen Beiden wäre.

So ging es nun einige Tage weiter. Trällernd und ſummend kam die Kleine die Treppe hoch, ſchloß die Flurtür auf, Lee begrüßte ſie mit Umarmung und Kuß, dann eilte ſie in die Küche an ihre Kocharbeit.

»Andere Mädchen machen am Sonntag Ausflüge mit ihrem Liebſten,« ſagte ſie, »nach Pankow oder nach Werder. Eine Dame haben wir im Geſchäft, die iſt jedes Jahr zweimal in Werder geweſen, zur Baumblüte. Das machte mir auch Spaß, daß die Andern dich ſehen und neidiſch auf mich ſind. Aber wenn du es nicht willſt, dann iſt es mir auch recht. Am Sonntagmorgen kann man ſich ſo ſchön ausſchlafen, und dann kann man zu Hauſe bleiben und bringt ſeine Sachen in Ordnung, und am Nachmittag, wenn die Wirtsleute ausgegangen ſind, dann haben wir die Wohnung ganz für uns allein, dann hat uns Keiner Etwas zu ſagen, dann iſt es, als wenn wir verheiratet ſind, und das in der Wohnung, das ſind alles unſere Sachen.«

An einem Tag ſah ſie, wie ihre Kameradin am frühen Morgen eifrig in einer Zeitung las. »Der Chef iſt noch nicht da,« ſagte ſie, »ich muß noch den neuſten Bericht über die Mordſache Hamburger leſen.« Grete hatte Nichts von dem Mord gehört; ſie las nicht die Zeitung, und ſeit ihrer Liebe ſprach ſie auch wenig mit ihrer Wirtin. So hörte ſie nun verloren zu, was die Andere ſchwatzte. »Sie haben die Spur«, ſagte ſie. »Ein junger Mann hat bei ihm geſchlafen, der wird jetzt geſucht. Zehntauſend Mark Belohnung! Sie, da könnte man ein Geſchäft machen!« Sie las die Beſchreibung vor: »Ein hellgrauer Sommerüberzieher mit einem großen Ölfleck auf dem linken Schoß . . .«

Plötzlich fühlte Grete, wie es ſie glühend heiß durchfuhr, dann war es ihr wieder eiſig kalt. Ihr klapperten die Zähne.

»Was haben Sie denn?« fragte die Andere. »Sie ſehen ja ſo ſchlecht aus? Sie haben gewiß die ganze Nacht durch getanzt.«

»Ich . . . nein, ich habe nicht getanzt«, beteuerte ſie ſtockend. Es war ihr, als müſſe ſie ohnmächtig werden.

»Wann iſt denn der Mord geweſen?« fragte ſie vorſichtig.

»Warten Sie mal«, erwiderte die Andere, dann rechnete ſie nach, dann nannte ſie den Tag. »In der Nacht muß es geſchehen ſein. Der junge Mann, der bei ihm geſchlafen hat, der wahrſcheinlich der Mörder geweſen ſein wird, iſt gegen zwei Uhr in ein Gaſthaus gekommen, ganz hier in der Nähe, und hat ein Zimmer verlangt. Dem Pförtner iſt noch ſein verſtörtes Weſen aufgefallen, aber er hat ſich natürlich auch Nichts gedacht. Gott, wer wird denn gleich an ſo Etwas denken! Jetzt ſucht die Polizei, ob er nicht eine Geliebte gehabt hat, denn die Mörder verſtecken ſich immer bei ihren Geliebten.«

»Er iſt es, er iſt es«, ſchrie es in ihr, ſie hatte Angſt, daß es

Einer hörte. »So, die Mörder verſtecken ſich immer bei ihren Geliebten!« ſagte ſie, und ihre Finger zitterten.

Da kam der Geſchäftsinhaber. Er ging grüßend mit raſchen Schritten durch den Raum; die Beiden ſahen durch die Scheiben, wie er den Zylinderhut abnahm, glatt machte und an den Haken hängte, den Mantel ablegte und dann am Stehpult die Briefſchaften durchſah. Grete bückte ſich über ihre Arbeit und rechnete angeſtrengt eine Reihe herunter.

Sie rechnete und verrechnete ſich immer. Sie dachte Nichts, und wußte, daß ſie Nichts dachte. Ihre Beine waren ſchwach, ihr war, als müſſe ſie umſinken.

Nun kam die Frühſtückspauſe. Alle ſtanden auf; auch ſie ſtand auf; ſie zog ihren Mantel an und ſetzte den Hut auf; dann ging ſie.

Sie ging zum Polizeiamt. Da war eine kleine Stube; in der ſaßen zwei Wachtmeiſter am Tiſch und ſchrieben. Ein Gitter trennte den Vorraum vor ihnen ab. Der eine richtete den Kopf auf, ſah über ſeine Brille weg ſie an und fragte: »Was wünſchen Sie, Fräulein?«

»Den Herrn Polizeileutnant möchte ich ſprechen«, erwiderte ſie mit erlöſchender Stimme.

»Die Tür links«, ſagte der Mann und zeigte mit dem Daumen. Dann bückte er ſich wieder auf ſeine Schreiberei.

Zaghaft klopfte ſie. Dann öffnete ſie und trat ein. Der Polizeileutnant ſah ſie prüfend an, dann holte er ihr einen Stuhl. Sie ſetzte ſich.

»Der Mörder iſt bei mir«, ſagte ſie mit blaſſen Lippen. »Tun Sie mir Nichts, ich habe Nichts gewußt. Er hat mir Nichts davon geſagt, und ich habe nur geglaubt, er hat geſchoben und hat Geld verloren.«

»Es iſt Ihnen ſchlecht, Fräulein«, ſagte der Beamte und ſah ſie mitleidig an. Dann klingelte er. Der Wachtmeiſter trat ein. »Bringen Sie friſches Waſſer«, befahl ihm der Leutnant.

Der Mann ging, brachte eine Flaſche mit, die noch beſchlagen war von der Kälte, dann goß er ein Glas ein und reichte es gutmütig dem Mädchen.
»Nun erzählen Sie, Fräulein«, ſagte der Beamte und ſetzte ſeine Feder an.
»Ich habe ihn lieb gehabt, mehr kann ich nicht ſagen«, erwiderte ſie und ſtockte.
Der Beamte fragte: Wann ſie ihn kennen gelernt habe, und wo, und ſeit wann er ſich bei ihr aufhalte, und wodurch ſie auf den Verdacht gekommen ſei. Sie antwortete, überſtürzt, ſich verwirrend, unter Tränen und Beteuerungen, haſtig. Der Beamte ſchrieb alles auf.
»Ich muß ins Geſchäft zurück,« ſagte ſie, »die Frühſtückspauſe iſt zu Ende.«
»Ich danke Ihnen, Fräulein«, ſagte der Beamte, reichte ihr zum Abſchied die Hand. »Beruhigen Sie ſich. Sie haben Nichts zu fürchten. Gehen Sie in Ihr Geſchäft. Wenn wir Ihre Ausſage gebrauchen, erhalten Sie eine Vorladung.« Er grüßte, ſie ging.
Sie ſaß an ihrem Tiſch im Geſchäft und machte ihre Arbeit. Der Geſchäftsführer ſah ſie prüfend an, dann ſagte er: »Wenn Sie ſich krank fühlen, dann können Sie nach Hauſe gehen. Schicken Sie mir Nachricht, ob Sie morgen kommen können.« Sie dankte ihm und machte ſich auf den Heimweg.
Sie kam an dem Fleiſcherladen vorbei, in welchem ſie immer einzukaufen pflegte für das gemeinſame Mittageſſen. »Soll ich einkaufen?« dachte ſie, und hob ſchon den Fuß, um einzutreten. Dann zog ſie den Fuß wieder zurück und ging weiter. Sie ging bis zu ihrem Haus, langſam und ſchleppend. Dann ging ſie die Treppe hoch, langſam, immer langſamer, dann zog ſie den Drücker vor und öffnete die Flurtür. Lee kam erſchrocken aus der Stube; als er ſie erblickte, atmete er auf, er ſagte: »Ich dachte, ein Fremder kommt, wie kommſt du zu

der ungewohnten Zeit?« Sie wollte ihm Etwas antworten, ſie konnte nicht. Er legte den Arm um ſie und wollte ſie küſſen. Da ſtemmte ſie leidenſchaftlich die Hände gegen ſeine Bruſt und rief: »Laß mich, laß mich.« Er ließ ſie und ſah ſie ratlos an; er ſagte: »Was iſt dir? Iſt dir Etwas geſchehen?« Es war ſo, daß ihr im nächſten Augenblick die Tränen vorſtürzen wollten.

Da wurde die Klingel gezogen, ſcharf, mit einem Ruck. Die Beiden ſtanden im Flur, gerade unter der Klingel. Die Wirtin war nicht zu Hauſe, ſie waren allein in der Wohnung. Sie prallten zurück, als das heftige Schellen war, dann blieben ſie ſtill, atemlos ſtehen und ſchauten wie gebannt auf die Tür. Es verging eine Zeit, irgend eine Zeit, die vielleicht lang war. Sie dachte: »Gleich wird es wieder klingeln.« Sie faßte ſich und öffnete mit einem Ruck.

Draußen ſtand ein Polizeibeamter mit zwei Poliziſten. Er trat auf den regungsloſen Lee zu und ſagte zu ihm: »Sie ſind der Heinrich Lee?« Lee antwortete mit einem ſtummen Kopfnicken. »Sie ſind verhaftet. Kommen Sie mit. Verſuchen Sie keinen Widerſtand. Die Droſchke wartet unten«, ſagte der Beamte. Lee ſagte: »Ich komme«, und ſchritt zur Tür.

Unter der Tür drehte er ſich zu dem regungslos daſtehenden Mädchen um und ſagte ihr: »Glaube es nicht. Es iſt ein Irrtum. Es wird ſich Alles aufklären.«

Die Liebe der Fünfundfünfzigjährigen

Eine Frau war nach dem Tode ihres Gatten im Alter von fünfundfünfzig Jahren als Witwe zurückgeblieben. Der Verstorbene war ein Großindustrieller gewesen. Sie entstammte selber dem Kreise. Die Familie hatte schon in vielen Geschlechtern das Gewerbe ausgeübt und hatte bei großer Tüchtigkeit in früheren Zeiten in Wohlhabenheit, in den letzten beiden Geschlechtern in Reichtum gelebt.

Die Frau hatte mit ihrem Gatten keine Kinder gehabt. Dadurch, sowie durch die wirtschaftliche Verbindung, welche der Anteil am Geschäft zwischen den verschiedenen Familiengliedern aufrecht hielt, hatte sie eine besonders nahe Beziehung zu den Verwandten, sowohl den eignen, wie denen des Gatten. Von einer verstorbenen Schwester, welche einen Gelehrten geheiratet hatte, war ein erwachsener Sohn da, gleichfalls ein Gelehrter, den ihr verstorbener Gatte und sie selber nach ihrem Tod zum Haupterben bestimmt hatten, der schon heute einen monatlichen Zuschuß zu einem für eine junge Familie unzureichenden Einkommen erhielt.

Eine andere Schwester war nach Amerika verheiratet. Die Witwe hatte sie seit langen Jahren nicht gesehen. Da sie nun für Niemanden zu sorgen hatte und über ihre Zeit frei verfügen konnte, so beschloß sie, die Überfahrt zu machen, um noch einmal einige Wochen mit der Schwester zusammen zu sein.

Die Schwester erwartete sie. Aber in den Tagen, wo die Erwartete eintreffen sollte, erhielt sie statt ihrer folgenden Brief: »Liebe Schwester, du wirst verwundert sein, diesen Brief zu erhalten, während du gedacht hattest, mich selber zu sprechen. Sein Inhalt wird dich vielleicht noch mehr in Erstaunen

ſetzen: ich habe mich mit meinen fünfundfünfzig Jahren noch einmal verheiratet, und zwar mit einem Mann, der faſt zwanzig Jahre jünger iſt als ich.

Ich weiß, wie ich ſelber früher über ſolche Vorkommniſſe geſprochen habe, ſo kann ich mir genau denken, wie du meinen Fall beurteilen wirſt. Ich muß mir das gefallen laſſen. Aber ich will dir wenigſtens Alles erzählen.

Ich ging in Hamburg an Schiff, wie ich dir geſchrieben. Mein jetziger Gatte fiel mir gleich auf, ohne daß ich einen Gedanken an Das gehabt hätte, was nachher werden ſollte. Er iſt, um dir das gleich mitzuteilen, Amerikaner, hat ein unabhängiges größeres Vermögen, und lebt ohne eigentlichen Beruf; er iſt viel gereiſt, vielleicht wird er einmal aus dem Schatz ſeiner Erfahrungen und Kenntniſſe den Menſchen mitteilen, aber er iſt im Allgemeinen der Anſicht, daß es zu viele Bücher in der Welt giebt und zu wenig Menſchen. Ich teile dieſe Anſicht durchaus.

Er iſt ſchlank und hochgewachſen, hat dunkles Haar, ein kleines Schnurrbärtchen, und hält ſich ſehr gut gekleidet. — —

Wie ich das ſchreibe, liebe Schweſter, kommt mir zum Bewußtſein, daß ich den Satz auch als Backfiſch hätte ſchreiben können. Ich glaube, ich werde rot. — Ja, ich bin glücklich, ich bin glücklich, liebe Schweſter, und eine überſtrömende Dankbarkeit fühle ich für den Mann, deſſen Güte und Klugheit ich dieſes Glück verdanke.

Aber ich muß erzählen. Am Abend des erſten Tages ſtand ich oben auf dem Schiff an dem Geländer, ich glaube, »Reeling« heißt das, und ſah ins Meer hinab. Die übrigen Reiſenden befanden ſich meiſtens in den Geſellſchaftsräumen, es war etwas windig hier oben; ſo blieb das Deck faſt menſchenleer. Nun hatte ich ſchon gemerkt, daß der Herr, ſeinen Namen habe ich noch nicht genannt, er heißt Richard Log, alſo daß Richard mich oft verſtohlen anſah. Ich fühlte, daß er die

Treppe heraufkam, er trat mir zur Seite, ich mußte mich zu ihm wenden, er grüßte höflich, entſchuldigte ſich und ſtellte ſich vor, und wir kamen ins Geſpräch. Er liebt nicht den Verkehr mit der Menge; ich fühle es, ich habe früher viel zu geſellig gelebt; man kommt nicht zu ſich ſelber, wenn dieſer Trubel um Einen iſt. Wir ſprachen von den Gaſthäuſern in Hamburg, die wirklich ausgezeichnet ſind. Er hat ſehr viel geſehen, er kann bezaubernd von ſeinen Reiſen erzählen. In Indien iſt er auch geweſen; weißt du, wir dachten als junge Mädchen immer, wenn einmal eine Geſellſchaftsreiſe dorthin gemacht würde, wo die Geſellſchaft natürlich ausgewählt iſt, dann möchten wir uns wohl beteiligen. Dieſe Felſentempel, dieſe Buddhas müſſen doch entzückend ſein. Der Buddhismus iſt ja heute Mode, aber wir Beide ſind unſrer Zeit voraus geweſen. Richard findet das übrigens von mir auch heute noch. Alſo, wir kamen ins Geſpräch. Das war ſo anregend, daß die Zeit im Fluge verging. Wir trennten uns erſt gegen zwölf Uhr, und mir war, als ob wir uns ſchon ſeit langen Jahren kennen. Ich lag noch lange wach und mußte an ſeine Worte denken. Nun, es iſt nicht nötig, daß ich dir jeden Tag beſchreibe. Mir ſteht jede Stunde, jede Minute faſt, lebendig vor dem Geiſt; aber für einen Andern vermag das ja nicht ſo viel zu bedeuten, wie für mich. Ich habe nie an Liebe bei ihm gedacht, das kann ich beſchwören. Ich ſah in mir ſeine mütterliche Freundin. Als er zuerſt davon ſprach, daß ich ihm mehr ſein könnte, erſchrak ich, ich erwiderte ihm, daß ich ihm nicht gleich antworten könne. Ja, ich bin fünfundfünfzig Jahre alt, das wußte ich, das weiß ich auch jetzt, indem ich dieſes ſchreibe. Er iſt ſiebenunddreißig. Ich könnte ja ſeine Mutter ſein. Aber ich bin namenlos glücklich. Nie habe ich gelebt bis heute, das wird mir jetzt klar. — —

Ich mag meine geſchriebenen Zeilen nicht wieder leſen, ich fürchte mich, daß ich mich ſchämen könnte, vielleicht ſind ſie

zu leidenſchaftlich für mein Alter. Ich weiß deshalb nicht recht, was ich dir ſchon erzählt habe. Als wir ans Land ſtiegen, da hatte ich noch die Abſicht, gleich zu dir zu fahren. Aber dann, in der Nacht, überlegte ich mir das. Soll ich es dir ſagen? Du biſt ja meine Schweſter, wir haben als Kinder und junge Mädchen uns unſere Geheimniſſe mitgeteilt. Ich hatte wohl eine Art Scheu, dich zu beſuchen, ich hatte wohl auch Scheu vor deinem Mann. Ich hätte Euch doch Alles mitteilen müſſen, da dachte ich an einen Ausdruck, den ich einmal vor langen Jahren von einem Mann hörte, der eine Geſchichte von einer alten Frau erzählte, welche einen jungen Menſchen heiratete; er ſagte »Alte Scheunen brennen hell«. Ach, liebe Schweſter, wenn unſer Herz voll iſt von heiligen Gefühlen — — ja, es ſind heilige Gefühle, ich ſchwöre es dir — — dann können wir die Menſchen nicht ſehen, dann ſuchen wir die Einſamkeit. Nur, wer das erlebt hat, was ich jetzt erlebe, nur der kann mich verſtehen. Die Menſchen ſind höhniſch, ſie haben nur ihre Worte, mit denen bezeichnen ſie Alles. Aber was ſind Worte für Das, was ich empfinde? Alles Äußere iſt tot, leblos; nur mein Inneres lebt. Ich ſchreibe dir aus einer Stadt, die nicht allzuweit entfernt iſt von deinem Ort; aber ich beſuche dich auch jetzt nicht. Wir Beide leben in unſrer Welt für uns. — —«

Die Schweſter zeigte den Brief ihrem Gatten. Der las ihn kopfſchüttelnd. »Dieſem Miſter Log traue ich nicht recht«, ſagte er. Er betrachtete den Poſtſtempel des Briefs. »Wenn du willſt, dann fahren wir nach dort«, fuhr er fort; »das Städtchen liegt ſehr ſchön, es iſt ganz geſchaffen für die Flitterwochen des jungen Paars . . .«

Seine Frau warf die Lippen auf. »Du ſprichſt ſo, wie meine Schweſter befürchtet,« ſagte ſie, »kannſt du dich wundern, wenn ſie ſich ſcheut, in unſer Haus zu kommen?«

»Ich habe deine Schweſter zum letzten Mal geſehen, als ſie

noch unverheiratet war«, ſagte der Mann. »Damals war ſie ein junges Gänschen. Nach ihrem Brief iſt ſie heute eine alte Gans. Tu, was du willſt. Ich will dich zu Nichts zwingen. Aber ich denke, daß es die Pflicht der Verwandten iſt, in einem ſolchen Fall zu helfen. Ich bin überzeugt, ſie iſt einem Spitzbuben zum Opfer gefallen, der ſie rupft und dann ohne Federn laufen läßt. Wäre ſie nicht deine Schweſter, dann würde ich lachen. Schließlich fällt ſie dann noch mir zur Laſt.«
Nachdenklich neigte die Frau den Kopf. »Du brauchſt oft ſo harte Worte«, ſagte ſie; »aber ich weiß, wie du es meinſt. Du haſt wohl recht, und ich danke dir für deine Hilfsbereitſchaft. Wenn es dir paßt, können wir ſofort fahren.«
Die Beiden ſetzten ſich in den Zug und fuhren nach dem Städtchen, wo ſich die Briefſchreiberin mit ihrem neuen Gatten aufhalten mußte. Sie kamen nach einigen Stunden Fahrt an und ſuchten gleich den beſten Gaſthof der Stadt auf, um ſich nach Herrn Log und ſeiner Gattin zu erkundigen. Man wußte nichts von ihnen. Die beiden Suchenden fragten in den übrigen Gaſthöfen nach, wo ſie abgeſtiegen ſein konnten; nirgends war Etwas in Erfahrung zu bringen. Der Mann machte ein immer bedenklicheres Geſicht. »Die Sache könnte ſchlimmer ſein, als ich zuerſt dachte«, ſagte er; »Miſter Log könnte noch einen höhern Grad in dem Orden bekleiden, als den eines bloßen Spitzbuben. Ich will Nachforſchungen anſtellen laſſen.«
Aber die Nachforſchungen, von den geſchickteſten Spähern angeſtellt, blieben erfolglos.
Die Schweſter erhielt wochenlang keine weitere Nachricht. Sie ſchrieb nach Deutſchland, ob man dort Nichts erfahren habe. Der Neffe hatte einen Brief bekommen, ähnlich wie die Schweſter; er hatte geantwortet, und die Antwort mußte die Briefſchreiberin erreicht haben, denn ſie erwiderte auf ſie. Dieſer Brief folgte in Abſchrift mit. Er lautete:
»Lieber Neffe, dein freundlicher Brief hat mich beglückt; eine

Freude war mir, was du ſchreibſt, und dankbar bin ich dir für Das, was du verſchweigſt. Ich kann ja nicht erwarten, daß irgend ein anderer Menſch meine Handlung verſteht und meine Lage richtig beurteilt. Wahrſcheinlich werden ältere Leute immer falſch beurteilt, denn man kann ja wohl nur von ſeinen Altersgenoſſen verſtanden werden, und wenn man älter wird, dann überwiegen in der Zahl der Beurteilenden die jüngern Leute. Ich möchte dir nur ſagen: eine Frau, die in meinem Alter heiratet, noch dazu einen jüngern Mann, die erlebt etwas Anderes als ein junges Mädchen. Unſere Worte bezeichnen eben immer nur Abziehungen, aber das Leben bringt jedesmal Neues. »Ehe« iſt für jedes Alter, für jeden Stand, für jede Lage, für jeden Menſchen etwas Anderes. Und ich möchte ſagen: ich bin ſehr glücklich, ich bin mir bewußt, daß mein Leben erfüllt wird. Aber wie das geſchieht, das kannſt du nicht verſtehen, und es hätte keinen Zweck, eine Erklärung zu verſuchen.

Ich möchte dich nur über deine eignen Verhältniſſe beruhigen. Mein verſtorbener Gatte und ich ſelber haben dich immer als eine Art Sohn betrachtet, da uns eigne Kinder verſagt waren. Du haſt einen Beruf, den du mit Ehren erfüllſt, in dem du vielleicht einmal Hervorragendes leiſten wirſt. Mein verſtorbener Gatte und ich waren glücklich darüber, daß wir die Schwierigkeiten dieſes Berufes, ſoweit ſie mit der mangelhaften Entlohnung zuſammenhängen, erleichtern konnten; und es iſt eine ſelbſtverſtändliche Ehrenpflicht für mich, daß ich das weiterhin tue.

Gern würde ich Euch alle einmal wiederſehen und Euch meinen guten Mann zeigen. Vielleicht iſt das ſpäter möglich. Jetzt haben wir noch vollauf mit Anderem zu tun. Du wirſt wiſſen wollen, was das iſt. Ich kann es dir nicht ſagen — nicht, daß es ein Geheimnis wäre; aber man muß meinen Mann kennen, um es zu verſtehen; ſonſt ſind es nur tote Worte, die ich mit-

teilen kann. Nur Folgendes kann ich dir mitteilen, das du, als Gelehrter, verſtehen wirſt. Die andern Mitglieder der Familie ſind ja alle Kaufleute; du aber weißt, daß wir einen Zweck für unſer Leben außer uns haben müſſen.

Lieber Neffe, ich habe bis zu meiner zweiten Ehe gelebt, wie ſo die Menſchen leben, ohne zu wiſſen, wozu. Mein erſter Gatte war gut, er liebte mich, er war ein Ehrenmann, er war tüchtig in ſeinem Beruf, ich konnte ſtolz auf ihn ſein — Nichts fehlte mir für mein Leben, wenn ich ſo nach den gewöhnlichen Anſichten und Urteilen ging. Aber ich habe gefühlt, ohne es zu wiſſen: das Weſentliche war nicht da, ich wußte nicht, wozu ich lebe. Jetzt weiß ich es. Alles, das mir geſchehen iſt, erſcheint mir heute anders, als es mir früher erſchien, ja, als ich es damals erlebte.

Was kann ich dir ſagen, lieber Neffe? Ich ſpreche zu dir, wie der Mann, der an Gott glaubt, zu dem Ungläubigen ſpricht. Der Ungläubige hält ihn für einen Toren, denn er hat nicht erlebt, was die Worte des Gläubigen bedeuten. Eine Torheit vor der Welt iſt meine Liebe, das weiß ich. Aber was vor der Welt iſt, das geht mich nicht an: ich lebe.«

Der Neffe ſchrieb einige Worte zu dieſem Brief. Er ſagte, daß allerdings ein Andrer nicht urteilen könne, namentlich, wenn er jünger ſei. Er habe die Tante immer als eine ernſte, kluge und gütige Frau gekannt; er könne ſich vorſtellen, daß ihr die Fragwürdigkeit des menſchlichen Lebens zum Bewußtſein gekommen ſei und daß ſie glaube, eine Antwort gefunden zu haben.

»Die Fragwürdigkeit des menſchlichen Lebens!« rief der Schwager aus; »wer hat je ſo Etwas gehört! Das iſt ein gelehrter Unſinn. Aber welchen Zweck hat es, ſolchen Gedanken ernſthaft nachzugehen! Das Leben ſtellt uns ſeine Aufgaben, die müſſen wir erfüllen, wie wir können, und dabei haben wir keine Zeit zu überflüſſigem Grübeln.«

Wieder vergingen einige Wochen, während deren Niemand Etwas von der Frau erfuhr. Einmal nur kam ein Brief, der eine einzige Zeile enthielt: »Ich bin namenlos glücklich.« Er kam aus einem Ort der Vereinigten Staaten, der ſehr entlegen war.

Plötzlich erhielt der Neffe in Deutſchland eine Drahtung aus Amerika: »Sie iſt plötzlich abberufen. Ich komme mit der Aſche nach Deutſchland. Richard Log.«

Nach der angemeſſenen Zeit klingelte es an der Flurtür des Gelehrten. Das Dienſtmädchen öffnete, ein Herr ſtand draußen mit einem kleinen braunen Handkoffer. Er hatte einen ſchwarzen Anzug an, etwa wie ein Geiſtlicher, um den Arm trug er eine Trauerbinde. Er war ſchlank und hochgewachſen, ſein Haar war dunkel, in dem weißen Geſicht ſchien über einem ſchwarzen Schnurrbärtchen eine Naſe vor, welche eigentlich ſpitz war, aber in eine rundliche, knopfähnliche Form endete. Sie war gerötet und glänzte. »Ich bin Richard Log«, ſagte er in gebrochenem Deutſch, indem er ſeine Beſuchskarte reichte; »ich möchte den Herrn Doktor ſprechen.«

Er wurde in das Beſuchszimmer geführt. Vorſichtig ſetzte er ſeinen Zylinderhut auf einen Stuhl, dann den kleinen braunen Handkoffer auf einen andern Stuhl, dann ſetzte er ſich und legte die Hände auf die Kniee, indem er erwartungsvoll ausſah. Der Gelehrte trat ein. Log ſtand feierlich auf, ging mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, umarmte ihn, drückte ihn feſt an ſich, daß die Rockknöpfe ſich ihm ins Geſicht preßten, und rief mit tränenerſtickter Stimme aus: »Sie iſt tot, die Vortreffliche. Du biſt das Einzige, das mir von ihr geblieben iſt.«

Die Gattin des Gelehrten trat in das Zimmer, man ſetzte ſich um den Tiſch. Mit Tränen in den Augen öffnete Log den braunen Handkoffer. Eine Urne aus vergoldetem Kupferblech kam zum Vorſchein. Er ſtellte ſie auf den Tiſch und ſprach: »Sie iſt von Malcan & Brother, Ausführung hand-

gearbeitet, das erſte Geſchäft dort am Platz, Künſtlerentwurf. Sie enthält von ihr, was ſterblich an ihr war. Ihr unſterblicher Teil weilt droben bei den Seligen.« Dabei drückte er das Taſchentuch vor die Augen und weinte ſtill.

Die beiden jungen Leute ſchwiegen betreten. Die junge Frau ermannte ſich als Erſte zum Reden. Sie ſagte mit jenem Ton des Bedauerns und Mitgefühls, den man in ſolchen Fällen hat: »Wie iſt denn das nur ſo plötzlich gekommen?«

Log erwiderte nicht auf ihre Frage. Er öffnete eine Seitentaſche des Handkoffers und nahm ein Schriftſtück heraus. »Ihr letzter Wille«, ſagte er. »Er iſt mir heilig.«

Der junge Gelehrte dachte, daß in dem Schriftſtück Beſtimmungen zu ſeinen Gunſten enthalten ſeien; aus Zartgefühl mochte er es nicht anſehen; ſo lag es vor ihm auf dem Tiſch, wohin es Log gelegt hatte.

»Nehmen Sie es, leſen Sie, es iſt auch für Sie wichtig«, ſagte Log, nahm es wieder auf und reichte es ihm.

Zögernd nahm der junge Mann es in die Hand und entfaltete es. Er durchflog mit den Augen die belangloſen Einleitungsſätze, dann las er genauer. »Das Teſtament iſt ganz zu Ihren Gunſten«, ſagte er ſtockend; »Sie ſind als Geſamterbe eingeſetzt.«

»Ja, als Geſamterbe, das iſt richtig«, ſagte betrübt Log und nickte mit dem Kopf.

»Auch nicht unſere monatliche Rente?« fragte die junge Frau mit bleichem Geſicht.

»Leider nein«, erwiderte Log.

»Ja, wovon ſollen wir denn dann leben«, rief ſie entſetzt aus. Niemand antwortete ihr. Ihr Gatte ſah traurig auf das Papier. Log hatte ſein Schnupftuch entfaltet, auf das Knie gelegt und ſah es an.

Frau und Geliebte

Ein junger Staatsmann — er hatte etwa die Mitte der Dreißiger erreicht, als die folgende Geſchichte ſich mit ihm ereignete — war in großer Schnelligkeit aus kleinen Umſtänden von Stufe zu Stufe geſtiegen und war nun berufen, die Schickſale ſeines Landes als Miniſter des Äußern zu leiten. Bei aller Anerkennung ſeiner großen Tüchtigkeit und Begabung bezeichnete man ihn allgemein, und oft nicht ohne Neid, als den »Glücklichen«. Die Bezeichnung erhielt, wenn das noch nötig war, eine weitere Beſtätigung, als er die reichſte Erbin des Landes, ein ſchönes und kluges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, heiratete, das ohne Eltern lebte und ihn dergeſtalt gleich zum unumſchränkten Herrn eines ungeheuern Vermögens machte.

Der Miniſter machte mit ſeiner jungen Gattin eine kurze Seereiſe zu dem benachbarten Inſelreich, wo eine wichtige Zuſammenkunft von Staatsmännern verſchiedener Länder ſtattfinden ſollte. Die Beiden ergingen ſich auf dem Verdeck und beſprachen Allerlei, indem der Gatte der jungen Frau Einiges von ſeinen Aufgaben klar machte. Die Leute wichen ihnen ehrerbietig aus, ohne daß ſie das recht merkten. Im eifrigen Geſpräch waren ſie auf den Teil des Verdecks gekommen, den die Fahrgäſte der zweiten Klaſſe nicht verlaſſen dürfen; da ſtürzte plötzlich ein bildſchöner Knabe von etwa ſechs Jahren herbei, umarmte die Beine des Miniſters, blickte glücklich hoch und rief lachend: »Vater!«

Der Miniſter bückte ſich und nahm den Knaben hoch, der ihm nun die Arme um den Hals ſchlang und den bärtigen Mund küßte. Leiſe ſagte er zu der Gattin: »Geh zurück zur erſten Klaſſe, ich komme nachher zu dir.«

Der Knabe führte den Miniſter zu einer blaſſen Dame in ſchwarzem Kleid, welche anfangs der Dreißig ſein mochte. Die erhob ſich tief errötend. Sie ſagte: »Das war nicht Abſicht, das glaubſt du wohl? . . . Es iſt ein Zufall . . . ich habe eine Stellung angenommen in dem andern Land, um uns Beide durchzubringen.« Die Tränen ſchimmerten ihr in den Augen. Der Miniſter ſetzte den Knaben neben ſie, küßte ihr die Hand und ſprach: »Ich weiß, daß es ein Zufall iſt; wie kannſt du denken, daß ich einen häßlichen Verdacht habe. Ich muß nun mit meiner Frau ſprechen.« So verabſchiedete er ſich von den Beiden; die Mutter zog den fortſtrebenden Sohn an ſich.

Der Miniſter fand ſeine junge Gattin nachdenklich ſitzend. Sie trat ihm entgegen, reichte ihm die Hand und ſagte: »Ich weiß alles. Ich wußte es längſt vor meiner Heirat. Es tat mir leid, daß du mir nichts von den Verhältniſſen erzähltеſt, welche dich bedrückten, aber ich ſelber konnte nicht ein Geſpräch über ſie anfangen; und ſo mußte ich denn auf ein Begebnis warten, wie das eben war. Nun höre mich an. Ich habe dir zu beichten.

Du haſt meinen Vater nicht mehr gekannt. Er war ein Mann, den man achten mußte, und ich achte wenige Menſchen, wie du weißt. Er ſagte mir: ‚Eigentum iſt nicht Glück, wie Weiber und Proletarier ſich einbilden; es iſt Macht.‘ Als mein Bruder, der einmal Alles erben ſollte, plötzlich ſtarb, da war er gebrochen. Er ſah mich traurig an und ſagte: ‚Du biſt ja nun mein Kind. Nun biſt du ohne Schutz, wenn ich tot bin.‘ Er ſtarb bald, nachdem er das geſagt hatte.

Du haſt ja wohl in deiner Stellung die Menſchen kennen gelernt, wie ſie ſind. Aber vielleicht doch noch nicht ſo gut, wie ich achtzehnjähriges, elternloſes Mädchen ſie kennen lernte. Ich übertreibe nicht, wenn ich dir ſage, daß ich jede Woche einen Heiratsantrag erhielt, von Männern, die mich wahrſcheinlich nie geſehen und ſicher nie geſprochen hatten. An

meinem toten Vater und Bruder hatte ich Maßſtäbe, wie Männer ſein ſollen. Hätte ich nicht an ſie gedacht, dann hätte ich Alles fortgeſchenkt und hätte mich in ein Kloſter verſteckt. Ich habe ja denn auch ſo dieſe Romane geleſen, die man den jungen Mädchen gibt; auch ſolche, welche man ihnen nicht gibt. Ich wundere mich nicht mehr über die vollendete Albernheit dieſer Zeit; aber daß ein junges Mädchen zu dieſem Nichtverwundern kommen konnte, das war nicht leicht. Durch einen Zufall — ein Zufall mußte es wohl ſchon ſein — geriet mir ein großer Dichter der Vergangenheit in die Hand. Da wurde mir die Aufgabe meines Lebens klar. Mein Vater hatte recht: Sein großer Reichtum war Macht. Und ich, ſeine Erbin, war nun durch dieſe Macht aus dem Kreis der übrigen Menſchen hinausgehoben, wie es in frühern Zeiten die Töchter der Könige waren. Das Volk — mein Vater ſagte: ‚Weiber und Proletarier‘ — hat ſich ja wohl deren Daſein wunderſchön vorgeſtellt, ſo wie es ſeinen Wünſchen entſprach. Nun, ſie waren nichts als Mittel der Macht.«

Sie ſtrich ſich das Haar zurück und ſah ernſt zu ihrem Gatten auf. »Ich bin dir dankbar, daß du mich an deinem Leben teilnehmen läßt. Ein ſolches Leben, wie ich es jetzt bei dir führe, habe ich gewollt. Ich werde einmal deine Dienerin ſein; jetzt lerne ich noch, es zu werden. Das Vermögen meines Vaters iſt in deinen Händen lebendig, es iſt lebendige Macht.«

Der Gatte ſaß halb abgewandt von ihr, als ſie ſo ſprach. Er ſagte: »Ich wußte ja, wer du biſt. Weshalb habe ich dir nicht Alles erzählt, als ich dich um deine Hand bat? Ich hatte eine Scheu, die aus andern Verhältniſſen ſtammt, ſo aus dem bürgerlichen Übereinkommen früherer Zeiten.«

Er erzählte: »Du ſagſt, daß du Alles weißt, aber ich muß dir doch erzählen, denn du kannſt ja nur Tatſachen wiſſen, und nicht Zuſtände und Gefühle. Ich ſtamme aus dem Volk. Meine Eltern habe ich geehrt und geliebt; aber was hatte ich

mit ihnen gemein? Ich konnte ihnen ja nichts erzählen; meine Mutter hätte geweint, mein Vater hätte mich für einen Narren gehalten. Ich war in meiner Partei, Freunde hat man nicht im Parteileben. Ich ſehnte mich ſo nach einem Menſchen. Nun, in einer Geſellſchaft traf ich mit jenem Mädchen zuſammen, ſie war beinahe in meinem Alter. Sie war die einzige Tochter des damaligen Miniſters. ‚Sehen Sie,‘ ſagte ſie mir, ‚ich werde nun ſeit zehn Jahren von meinen Eltern in die Geſellſchaft geführt. Meine Eltern denken immer, ich ſoll mich verheiraten. Nun ja, ich bin nun faſt ſchon ein altes Mädchen, aber ich werde noch immer umſchwärmt, denn mein Vater kann ja einem jungen Mann nützlich ſein. Nur: Ich weiß genau, daß ein armes Mädchen nicht geheiratet wird. Welcher Mann in unſern Kreiſen kann ſie denn heiraten? Wahrſcheinlich würde ich ſelber einen Mann abweiſen, der mich um die Ehe fragen wollte, denn ich bin ja doch ein vernünftiges Mädchen, ich weiß, was Alles koſtet, ſo vernünftig bin ich ja.‘«

Der Staatsmann fuhr fort: »Wir haben ſeitdem eine Revolution gehabt. Jene Welt, aus der dieſe Worte geſprochen wurden, iſt verſunken. Nun, wir Beide machten damals ſchon unſre Revolution, wir machten ſie auf unſre Art. Wir wurden ein Liebespaar, und jener Knabe, den du geſehen, wurde uns geſchenkt. Es iſt ſchlimm, wenn man in einer Revolutionszeit leben muß — das ſage ich, der ſelber durch die Revolution hochgekommen iſt.

Als ich Miniſter geworden war, da hätte ich ja nun die Geliebte heiraten können. Aber da biſt du eben in mein Leben gekommen. Und nicht nur deine Jugend, Schönheit und Klugheit, ſondern, das muß ich dir als ehrlicher Mann ſagen, auch dein Reichtum. Was ſo die Menſchen Liebe nennen, das ſcheint mir eine der bürgerlichen Selbſtlügen zu ſein. Aber nun, dich liebte ich eben.

Ich habe offen mit meiner Geliebten geſprochen. Sie behauptete ja, daß ſie mich verſtehe. Als ich ihr nun aber ſagte, daß ich für ſie und unſer Kind ſorgen wolle, da kam ein Stolz über ſie. Sie will nichts von mir annehmen. Sie hat im Inſelreich eine Stelle angenommen, ſie will ſich und unſer Kind ſelber ernähren.«

Die junge Frau erhob ſich, ſie umarmte ihren Mann und küßte ihn, dann ſagte ſie: »Laß mich mit ihr ſprechen.«

Als ſie nun der Andern gegenüber ſaß, da ſagte ſie zu der: »Ich habe meinen Mann geliebt, ehe er mich liebte. Aus allen Männern, die ich ſah, habe ich ihn gewählt. Ich ließ alle ſeine Verhältniſſe erkunden, da erfuhr ich auch von Ihnen. Ich dachte: Eine Frau, die er liebt, muß großmütig ſein. Sie wird dir verzeihen, wenn du das Notwendige tuſt, indem du ihn aus den kleinen Umſtänden, in denen er ſich aufreibt, befreiſt. Sie weiß, daß er auch heute noch nicht ein armes Mädchen heiraten darf, ſie hat bei ihren Eltern erlebt, wie der Widerſtreit bedeutender Pflichten und kleinlicher Lebensumſtände die Menſchen zermürbt.«

Die Andere neigte den Kopf, Tränen tropften ihr auf das dunkle Kleid.

Da faßte die junge Frau ihre Hand: »Iſt es wirklich Stolz, der Sie zwingt, nichts von ihm anzunehmen? Sie wiſſen, daß er durch Ihr Verweigern leidet. Seit Beginn unſrer Ehe ſpüre ich das täglich. Iſt es wirklich Stolz, folgen Sie nicht vielleicht einem Gefühl der Rache, Rache gegen — mich?«

Die Andre erſchrak. »Was ſoll ich denn tun?« fragte ſie tonlos.

»Sie ſind viel älter als ich,« erwiderte die junge Frau; »aber ich habe mehr erlebt. Ich habe Ihnen den Geliebten fortgenommen. Glauben Sie, daß ich eine ſchlechte Geſinnung hatte? Ich tat, was nötig war. Mein Glück iſt, daß ich ihm den Weg bereite. Dieſes Glück habe ich dadurch erkauft, daß

ich Ihnen den Geliebten fortnahm. Ich wußte, daß Sie arm und verlaſſen ſind, und daß er Ihr Alles war. Nun habe ich Ihren Haß getragen, ich ſelber, ich allein . . .«

Sie errötete tief und fuhr fort: »Wenn ich ein Kind von ihm erwarte, kann das denn leben, wenn Sie und ſein Kind im Elend ſind? Ich habe Sie für großmütig gehalten. Geben Sie dem Manne, den Sie noch immer lieben, die innere Ruhe, haſſen Sie mich nicht mehr, erlauben Sie, daß auch mein Kind lebt.«

»Wir leiden alle,« ſagte die Andre, »das Leiden iſt unablöslich mit unſerm Leben verbunden. Ich habe jahrelang ein Glück gehabt, ein zitterndes Glück. Wir dürfen nicht abſichtlich das Leiden der Andern vermehren. Sie haben recht mit Ihrem Vorwurf. Ich will dankbar ſein für das Glück, das ich hatte. Ich will tun, was Sie wollen.«

In der Mühle

Ein Müller lebte auf einer Mühle in einem engen Tal einer gebirgigen Landſchaft Mitteldeutſchlands. Neben dem Bach auf der Sohle des Tals lief die Landſtraße, und ſo ſchmal war die Sohle, daß die Mühle ſchon halb den Abhang hinaufgebaut war. Die Berge zogen ſich von beiden Seiten hoch, und durch Lage und Biegung des Tals geſchah es, daß niemals ein Sonnenſtrahl auf die Mühle und ihre Umgebung fiel.

Etwa eine Viertelſtunde hinter der Mühle ſenkten ſich die Berge in die fruchtbare und gut bebaute Ebene ab, in welcher die Dörfer dicht verſtreut lagen; die Landſtraße war der befahrenſte Weg durch das Gebirge.

Der Müller hatte zu beiden Seiten die Berge hinauf bis an den Waldrand ſeine Wieſen und konnte ſich wohl vierzig Stück Vieh halten. Seine Mühle lag günſtig und hatte deshalb viel zu mahlen. Er war der einzige Sohn ſeines Vaters geweſen, der gleichfalls keine Geſchwiſter gehabt hatte. Und ſo konnte man ihn denn wohlhabend, ja, reich nennen.

Seine Frau war ihm früh geſtorben, indem ſie ihm eine einzige Tochter hinterließ. Er hatte nicht wieder heiraten mögen, denn, wie er ſich in ſeiner thüringiſchen Mundart ausdrückte, er fand nichts Paſſendes; und ſo war denn die Tochter allein bei ihm aufgewachſen.

Er war ein langer, hagerer Mann mit helldünnem Haar und der ungeſunden, blaſſen Geſichtsfarbe, welche die Müller ſo oft haben; man merkte ihm wohl an, daß ſein Haus nicht in der Sonne lag. Die kleine dicke Naſe ſtand rot in dem blaſſen Geſicht, er hatte ſie einmal als junger Menſch erfroren; und die Augen waren oft leicht geſchwollen und rot geränderт.

Die Tochter, Anna war ihr Name, glich ihm ſchon als ganz kleines Kind auffallend. Eine Pathe, eine entfernte Verwandte der Mutter, beſuchte den Müller einmal und ſah das ſchüchterne, ſtarre Kind traurig an. »Einen Mann kriegt ſie doch,« ſagte der Vater, »die hat einmal Geld, die kann ausſuchen.«

Als Anna zur Schule kam, machte der Müller dem Schulmeiſter einen Beſuch. Er ſagte, das Kind ſolle mehr lernen wie die Dorfkinder, denn es ſolle es einmal beſſer haben wie er und nicht ihr ganzes Leben auf der Mühle ſitzen. So machte er mit dem Lehrer ab, daß das Kind noch Klavierſtunden bekommen ſollte. Der Lehrer ſagte, daß er Verbindungen mit Klavierfabriken habe und ein gutes Klavier beſorgen könne. Der Müller erkundigte ſich, welches die beſten Klaviere ſeien und ließ den Schulmeiſter einen Flügel aus der damals berühmteſten Fabrik beſtellen.

In jener Zeit geſchah es einmal, daß ein Mühlenknappe, den er kurz zuvor angenommen hatte, im Walde wilderte, mit dem Förſter zuſammentraf und einen Kampf mit dem Beamten hatte. Im Verlauf der gerichtlichen Unterſuchung kam ein Aſſeſſor aus der Stadt mit dem Gerichtsſchreiber und beſah die Mühle, fragte nach Verſchiedenem und ließ alles Erkundete durch den Schreiber aufzeichnen. Der Müller hatte Amtsperſonen und ihr gegenſeitiges Verhältnis, aus dem er denn die Bedeutung Beider entnehmen konnte, noch nie in ſolcher Vertrautheit und Nähe geſehen. Die Beiden kamen im Wagen; der Aſſeſſor ſaß allein im Grund, der Gerichtsſchreiber hatte ſeinen Platz auf dem Bock neben dem Kutſcher. Während der Unterſuchungen und Verhandlungen trug der Aſſeſſor ein herrſchaftliches Benehmen zur Schau, der Schreiber, ein graubärtiger Mann, zeigte ſich unterwürfig und dienſtbefliſſen. Dem Müller kam der Gedanke, daß Anna einmal einen ſolchen Mann heiraten ſolle, wie der Aſſeſſor war.

Das Kind wuchs auf, häßlich, linkiſch und ſchüchtern. Sie war groß und ſchlotterig gewachſen, mit übermäßig großen Händen und Füßen, einwärts gekehrten Knieen, mit dünnem, hellem Haar, das glatt zurückgekämmt war, und wäſſerigen Augen in einem bleichen Geſicht über einer kleinen, ungebildeten und etwas geröteten Naſe.

Als ſie etwa achtzehn Jahre alt war, da wurde ein Unterförſter in die Gegend verſetzt, ein friſcher, hübſcher, junger Mann im ſaubern grünen Rock, blitzenden dunklen Augen im bräunlichen Geſicht, der ſelbſtbewußt und heiter zufrieden daherſchritt, das Gewehr auf der Schulter und den Hund an der Leine. Es wurde bald allerlei von ihm erzählt, daß er luſtige Geſellſchaft liebte und gern den Herrn ſpielte, und daß es ihm nicht darauf ankam, ſeine Geſellſchaft im Wirtshaus frei zu halten. In der erſten Zeit hieß es, daß er einen reichen Vater habe, der eigentlich höher mit ihm hinaus gewollt habe, aber er habe nun einmal eine ſolche Leidenſchaft für den Wald gehabt, daß er den Vater gezwungen habe, ihm die Förſterlaufbahn zu geſtatten. Dann wurde von Schulden aller Art erzählt, die der junge Mann machte, und es hieß, ſein Vater ſei durchaus nicht reich, ſondern ſei nur ein armer Tagelöhner, der Alles an ſeinen Sohn gehängt habe, um ihn höher zu bringen.

Anna hatte den jungen Mann öfter auf der Landſtraße vorüber ſchreiten ſehen. Sie hielt ſich meiſtens in ihrer Stube auf, denn der Vater wollte nicht, daß ſie ſich in der Wirtſchaft betätigte. Sie war nach dem Schulſchluß zwei Jahre in der Stadt geweſen, auf der Benehme, wie es in dieſen Kreiſen genannt wird, und hatte ſelber nicht große Luſt, bei grobem Schaffen mit zuzugreifen, und ihr Vater ſagte ihr immer: »Du brauchſt nicht zu arbeiten, du haſt einmal Geld.« So ſaß ſie denn meiſtens am Fenſter, mit einer Häkelei beſchäftigt oder in einem abgegriffenen Leihbibliotheksbuch leſend. Von

ihrem Fenſter aus aber konnte ſie gerade einen Teil der Landſtraße jenſeits des Mühlbachs überſchauen.
Sie wußte, um welche Zeit der Förſter vorausſichtlich vorüber kommen werde, denn deſſen Gänge waren regelmäßig. So wurde ſie denn eines Tages von ihm auf der Landſtraße eingeholt; ſie war weiß gekleidet, hatte eine rote Roſe im Gürtel ſtecken und las im Gehen in einem Gedichtbuch mit Goldſchnitt. Der Förſter grüßte ehrerbietig, denn er wußte, daß ſie die Tochter des reichen Müllers war, ſie dankte mit einer ſtädtiſchen Verbeugung, das Blut ſchoß ihr in die Wangen, und ſie ſah ihn, wohl unbewußt, mit einem leuchtenden Blick an.
Der junge Mann zwirbelte ſich das Bärtchen hoch, rückte ſein Gewehr zurecht, und die Hand weltmänniſch an den grünen, federgeſchmückten Hut legend und ſich verbeugend, redete er Anna mit einer Bemerkung über das Wetter an. Sie erwiderte, indem ſie noch tiefer errötete; in ihrer Verwirrung ſagte ſie: »Was müſſen Sie von mir denken, ich leide an ſolchem Blutandrang ins Geſicht.« Der Unterförſter war gleich mit einer Antwort zur Hand, die freilich ſeinem Stande wohl angemeſſener war, als den zarten Gedichten in dem Goldſchnittbändchen; er ſagte, das finde man oft bei jungen Mädchen, und das gebe ſich, wenn ſie erſt einen Mann hätten. Anna wendete den Kopf beleidigt ab, aber der junge Mann ging ruhig neben ihr weiter und ſah ſie nur ſelbſtbewußt liſtig lächelnd von der Seite an, da erwiderte ſie ſeinen Blick, ſah zur Erde und ſagte: »Sie ſind ſo, aber Ihnen kann man nicht böſe ſein.«
So kam es denn nun ſchnell zu einem Einverſtändnis der Beiden. Das Mädchen war bis über die Ohren in den ſtattlichen Menſchen verliebt, und dieſer faßte dreiſt zu, indem er wohl fand, daß ſie gänzlich reizlos war und auch töricht, aber es ſchwebte ihm herrlich vor Augen, wie er auftreten könne

mit dem Geld des Mädchens, wie er ſich einen vergoldeten Hirſchfänger kaufen könne und am Wirtstiſch die erſte Rolle ſpielen müſſe. Er wußte ja wohl, daß der Alte ihn nicht ſo ohne Weiteres als Schwiegerſohn annehmen werde, aber er ſagte ſich, daß er dem gegenüber gar keine Verpflichtungen habe, und daß der froh ſein ſolle, einen ſolchen Schwiegerſohn zu bekommen, denn ſonſt konnte das Mädchen irgend einem Schuft in die Hände fallen, der ihre Narrheit ausnutzte; und ſo gedachte er denn Alles ſo zu wenden, daß der Müller ihm ſchon wohl oder übel die Einwilligung geben mußte, auch wenn er nicht wollte.

Er brachte es nun bei dem verliebten und vertrauensſeligen Mädchen dahin, wohin er wollte und ging am andern Tag in ſeiner Feſtuniform zu dem Alten, um ihm ſein Anliegen vorzuſtellen. Er hatte ſich einen Plan gemacht, wie er vorgehen wollte. So tat er denn zunächſt zerknirſcht, ſprach von der Macht der Leidenſchaft, ſagte, daß er ritterlich denke und alle Schuld auf ſich nehme, und ſchloß damit, daß unter den Umſtänden eine baldige Heirat wohl das Beſte ſei, zu welcher er ſich als Ehrenmann ſelbſtverſtändlich anbiete.

Der alte Müller war ein Schlauberger. Er merkte ſofort, worauf der junge Menſch hinauswollte und durchſchaute ſeinen ganzen Plan. Er bezwang ſich aber und tat, als ſei er von dem Edelmut des Jüngern gerührt; dann fragte er, wann alles geſchehen ſei, und da zeigte ſich denn, daß man von Notwendigkeiten noch gar nicht ſprechen konnte. So erwiderte er denn ſehr zurückhaltend, er müſſe ſich Alles erſt noch überlegen, er werde ihm Beſcheid zukommen laſſen, er rechne ihm ſeine Ehrenhaftigkeit hoch an, und er habe das grüne Tuch immer gern gehabt. Damit drückte er dem Verdutzten die Hand und entließ ihn.

Als die Haustür hinter dem jungen Mann ausgeklingelt hatte, ging der Alte die Treppe hoch und trat in die Stube

ſeiner Tochter, die nun wohl ſchon ahnte, daß nicht Alles ſo ausgegangen war, wie der Geliebte geprahlt hatte. Das Mädchen ſaß an ihrem Fenſterplatz und ſtickte an einem Pantoffel für den Vater; die Tränen rollten ihr rund aus den geröteten Augen, und ſie wiſchte ängſtlich an der Stickerei.

Auch hier bezwang ſich der Alte, denn er ſagte ſich, daß er mit Ruhe vielleicht noch wieder Alles gut machen konnte. Es war nun nicht zu ändern, das Mädchen hatte ein Hufeiſen verloren, aber in den vornehmen Kreiſen war ja auch nicht Alles ſo, wie es ſein ſollte, und wenn es nötig war, dann mußte er eben bei der Mitgift tiefer in den Sack greifen. Das Mädchen erbte ja doch einmal Alles. So ſagte er ihr denn, ſie wiſſe ja, weshalb der Unterförſter dageweſen ſei, er habe auch Alles gehört, er könne ſich aber noch nicht entſcheiden. Zunächſt dürfe ſie nicht mehr mit dem Geliebten zuſammenkommen, er werde ſie im Zimmer einſchließen; dann wolle er ſie für eine Weile aus dem Hauſe tun und erſt einmal abwarten.

Das Mädchen wußte nicht, was dieſe Rede und ihr gezwungen ſanftmütiger Ton bedeuten ſollten; ſie legte ihre Stickerei fort und weinte vornübergebeugt in ihre Hände; der Vater ging aus der Stube, ſchloß draußen ab und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Einige Tage vergingen ſo, er brachte ihr das Eſſen auf das Zimmer. In einer Nacht bellte der Hund heftig, und am andern Morgen ſah der Müller, daß Mörtel in den Fugen unter dem eng vergitterten Fenſter ſeiner Tochter ausgebrochen war. Er lachte in ſich hinein und ſagte ihr Nichts von ſeiner Beobachtung. Er fand ſchnell ein Unterkommen für das Mädchen bei den Leuten, wo ſie auf der Benehme geweſen war; die weihte er in Alles ein und trug ihnen Wachſamkeit auf; und dann fuhr er mit Anna in die Stadt.

Er ließ ſie drei Monate dort, um ganz ſicher zu gehen. In

dieſer Zeit hielt ſich der Unterförſter ihm gegenüber ruhig, grüßte ihn immer befliſſen, wenn er ihn ſah, und ſuchte die Verbindung mit dem Mädchen heimlich durch Briefe aufrecht zu erhalten; die Leute, bei denen ſie war, zeigten ſich aber geſchickt genug, ſeine Verſuche zu vereiteln, und da er ja durch ſein Amt feſtgehalten wurde, ſo konnte er nicht ſelber ihr nachreiſen.

Nachdem die Zeit verfloſſen war, welche der Müller ſich geſetzt hatte, beſtellte er den Unterförſter ins Haus. Er ſagte ihm ruhig, daß er nicht daran denke, ſeine Tochter einem Mann zu geben, der Nichts ſei und Nichts habe; der junge Mann brauche ſich keine Hoffnungen weiter zu machen und er rate ihm an, ſich verſetzen zu laſſen, denn er wolle das Mädchen jetzt wieder in die Mühle nehmen, und wenn er etwa ſehen ſollte, daß er wieder hinter ihr her ſei, ſo laſſe er ihm alle Knochen im Leibe zerſchlagen. Er wolle ihm aber einen freundſchaftlichen Vorſchlag machen, denn es liege ihm ſelber Nichts daran, daß ſein Kind in den Klatſch komme. Wenn er binnen vier Wochen die Gegend verlaſſe, ſo ſolle er tauſend Taler haben.

Der junge Menſch begehrte auf, ſprach von Beleidigungen, Ehrgefühl, Liebe und Anderem; aber der Müller blieb bei ſeiner Rede, hielt ihm ſeine Schulden vor und ſagte, er ſolle Gott danken, daß er durch das Geld aus ſeinen Verlegenheiten komme; jetzt wiſſe Niemand etwas Sicheres; er könne als ehrlicher Mann gehen, wenn aber die Schulden angezeigt würden, dann ſei es zu ſpät, und er verliere ſeine Stelle. Da kam der Unterförſter ins Weinen, Schluchzen und Selbſtbezichtigen; der Müller faßte ſeine Forderung noch einmal zuſammen, gab ihm den Tag an, wo er das Geld holen könne, und ſchob den Zerknirſchten dann aus dem Zimmer.

Es geſchah Alles ſo, wie der Müller beabſichtigt hatte; der Liebhaber holte ſich das Geld aus der Mühle und ging dann,

pfeifend, den Daumen im Gewehrriemen und den Kopf hoch; nachdem er die Gegend verlaſſen, kam Anna zurück, und es ſchien Alles ſo zu ſein wie früher.

So vergingen Jahre. Anna hielt ſich meiſtens in ihrer Stube auf, denn eine alte Magd beſorgte Küche und Haus; zuweilen aß ſie auch allein auf ihrer Stube. Auf dem längſt verſtimmten Flügel übte ſie täglich zwei Muſikſtücke, das »Gebet einer Jungfrau« und »Die Kloſterglocken«.

Als ſie etwa fünfundzwanzig Jahre alt war, kam ein neuer Mühlknappe. Er war ein Menſch in ihrem Alter, der etwas Feines und Zurückhaltendes in ſeinem Weſen hatte. Am Feierabend ſetzte er ſich in die Laube und ſpielte auf der Ziehharmonika, Anna ſaß am geöffneten Fenſter und hörte ihm zu. Die beiden andern Knappen hatten ihren Spott mit ihm und nannten ihn den ſanften Heinrich.

An einem Sommerabend ſah Anna ihn ohne ſein Muſikzeug in die Laube gehen, und nach einer Weile hörte ſie aus den dichten Jelängerjelieberranken hervor ein Schluchzen. Sie zögerte lange, dann zog ſie ſich feſte Schuhe an und ging hinunter, zur Laube, und ſah den Knappen ſitzen, der ſich bei ihrem Anblick ermannte; er wollte aufſtehen, ſie ſagte ihm aber: »Bleiben Sie ſitzen, Heinrich«, dann bedachte ſie ſich noch einen Augenblick und ſetzte ſich zu ihm. Sie fragte ihn: »Was haben ſie denn?« Der freundliche Ton ihrer Stimme löſte ſein Gefühl. Er ſchlug die Hände vor das Geſicht und begann aufs Neue zu weinen. Sie nahm ſeine Hand und ſuchte ſie vom Geſicht zu entfernen, redete ihm zu, er ſolle vernünftig ſein, vielleicht könne ſie ihm helfen. Da erzählte er ihr, daß der Müller ihm gekündigt habe, weil das Waſſer knapp ſei, und er könne ja überall wieder eine Stelle bekommen, denn er ſei ein ordentlicher Kerl, das ſei es nicht, aber nun ſei er ſeit ſeinem zwölften Jahr allein in der Welt, einen Vater habe er nicht gehabt,

und er ſei bei fremden Leuten aufgewachſen, und ſeine Mutter ſei tot, und er habe höher kommen wollen und habe in Büchern geleſen, und wenn er an einer Stelle ein paar Monate geweſen ſei, dann müſſe er immer wieder fort, und kein Menſch bekümmre ſich um ihn, und er habe eine Kiſte voll Bücher, die habe er bei einem früheren Herrn ſtehen. Das Mädchen nahm die Hand, welche er ihr gelaſſen, und drückte ſie ſelbſtvergeſſen an die Bruſt, dann ſagte ſie, daß der Schein trüge, und daß andere Leute es auch nicht beſſer haben, dabei kamen ihr gleichfalls die Tränen. Der Knappe erwiderte, ſie ſei ja freilich nicht ſchön, und das gute Eſſen mache es auch nicht, es ſei eben ſo, daß der Menſch Etwas fürs Herz haben müſſe, ſonſt gehe er zu grunde. Sie ſeufzte tief auf und ſagte, da habe er recht; er erzählte von einem Mädchen, das er gern gehabt und das dann mit einem Andern gegangen ſei; ſie erwiderte ihm, das verſtehe ſie immer nicht von den Mannsbildern, daß ſie ſich an ſo Eine hängten, die es vielleicht garnicht verdiente, wo es doch ſo viele Mädchen gebe, die froh wären, wenn ſie Einer wollte; und ſo kamen ſie denn immer tiefer ins Geſpräch, der Mond ging auf und ſpielte in den Blättern, die Nachtigal ſchlug, und der Burſche ſagte einen Vers aus einem Volkslied. Da war es den Beiden, daß ſie zueinander gehörten, und keiner von ihnen wußte nachher, wie es geſchehen war, aber ſie küßten ſich und ſagten ſich, daß ſie ſich lieb hätten.

Indeſſen aber war den beiden andern Müllerburſchen aufgefallen, daß in der Laube Etwas vorging, und da ſie das Spiel nicht hörten, dachten ſie ſich, daß Heinrich dort eine Liebſchaft habe, und, wie das auch nun kommen mochte, ſie gerieten gleich auf den Gedanken, daß das Anna ſein müſſe. So ſchlichen ſie heimlich hinzu und belauſchten die Beiden, und als ſie eine Weile Küſſe und Worte gehört, brachen ſie mit Johlen vor. Sie dachten ſich nicht anders, als daß Heinrich ſo ſein müſſe, wie ſie ſelber, und ſo konnten ſie ſich nur vorſtellen,

daß er das häßliche Mädchen, das ſie für närriſch hielten, für ſich beſchwatzt habe, um die Mühle zu erheiraten; und in Neid über dieſes Glück, Hohn über den jungen Mann, der ſich mit dem lächerlichen Weſen beladen wollte, triebmäßigem Haß gegen das Höhere, das ſie dennoch in ihm witterten, Dünkel über die eigne Vortrefflichkeit, die ſich nie ſo wegwerfen würde, eine ſolche Perſon zu heiraten, und Verdruß darüber, daß ſie nicht auch ſo geſcheit geweſen waren, zuzugreifen, wo ſie doch früher in der Mühle geweſen waren wie der Andere — in dieſem Wirrwarr niedriger Gefühle äußerten ſie ſich denn in Spottreden, wie ſie ſolchen Leuten angemeſſen ſind.

Heinrich ſprang auf, wollte Anna ſchützend an ſeine Bruſt ziehen, das Mädchen ſträubte ſich und verkroch ſich im Winkel der Laube; plötzlich ſtieg dem jungen Mann die blinde Wut in den Kopf, er zog ſein Taſchenmeſſer, ſchnappte es auf und ſtach auf den Vorderſten; das Meſſer aber ſchnappte zu und verletzte ihn an den Fingern, ſodaß er es fallen ließ, und die beiden Andern riefen entrüſtet: »So, ein Meſſerſtecher willſt du auch noch ſein?« und warfen ſich auf ihn mit Fauſtſchlägen und Fußtritten. In dem Kampf ſtürzten alle Drei und wälzten ſich nun erbittert ringend, ſtoßend und ſchlagend und ſchreiend im Dunkel.

Nun kam der Müller mit einer Stalllaterne. Er überſah ſogleich, was geſchehen war, zog ſeine Tochter hervor, die ſich nicht ſträubte und brachte ſie ins Haus, dann kehrte er zurück zu den Drei, die ſich inzwiſchen mit blutenden Naſen, verbeult und zerkratzt, erhoben hatten; er rief den Verdutzten zu, daß er in ſeiner Mühle keine Schlägereien dulde, und als die beiden Lauſcher mit Anklagen gegen Heinrich in ihn drangen, da ſagte er, daß ſie alle Drei gehen könnten, und zwar gleich morgen früh; er wolle ihnen Lohn und Koſtgeld für die Zeit bezahlen, die ſie eigentlich noch bei ihm bleiben müßten.

Die Wut und das Schimpfen der Beiden teilte ſich nun

zwiſchen Heinrich und dem Müller und wendete ſich bald gänzlich auf den Herrn. Alle Drei gingen zu ihren Schlafſtätten. Am Morgen verließen ſie die Mühle, Heinrich allein und die beiden Andern zuſammen, und ſo war denn nun auch die zweite Liebſchaft Annas zu Ende. Nur, daß dieſesmal die beiden verabſchiedeten Müllerburſchen den ganzen Vorgang ausgeſchmückt im Dorfe erzählten. Dazu tauchten jetzt dumpfe Gerüchte über die alte Geſchichte mit dem Unterförſter auf und es wurde über Anna ungünſtig geſprochen.

Nun liefen die Jahre wieder. Der Müller wurde älter, ein Bauch entwickelte ſich bei ihm, breit und hängend, der zu ſeiner ſchlottrigen Figur und ſeinem ungeſunden Geſicht nicht paßte. Sein Gang wurde langſamer, er ſchlief oft ein, wenn er ſich ſetzte. Anna wurde magerer und eckiger, ihre Bewegungen wurden wackelig, es hatte den Anſchein, als ob ihr die Oberarme unbeweglich waren, und ſie trug einen falſchen Scheitel und falſche Zähne.

An einem Morgen lag der Müller tot im Bett. Er wurde begraben, und Anna blieb allein in der Mühle.

Seit einigen Jahren war ein Mühlknappe im Haus, der allmählig die Leitung des Ganzen an ſich genommen hatte, wie der alte Müller immer ſchwächer wurde, ein ruhiger und ordentlicher Menſch von etwa dreißig Jahren. Der führte Betrieb und Geſchäft nun in der alten Art weiter, gab der Herrin jeden Abend Bericht und ſorgte für Alles wie für ſein Eignes. Er wurde Franz genannt.

Bei der Beerdigung waren auch entferntere Verwandte zugegen, von denen einige nicht in guten Verhältniſſen lebten. Unter dieſen war eine Witwe mit mehreren Kindern, deren älteſtes, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen namens Marie, ſie mitgebracht hatte. Sie war mit der Tochter noch einige Tage in der Mühle geblieben, indeſſen die Andern ſich gleich nach der Feier verzogen hatten, und benahm ſich ſehr befliſſen

und zuvorkommend gegen das alte Mädchen. Sie rühmte die Mühleneinrichtung, das Vieh, das Leinen, sie lobte den Verstorbenen und beteuerte, daß sie ihm immer besonders nahe gestanden habe, sie pries Anna selber und ihren Verstand, der ein so großes Anwesen überschauen könne; und allmählig kam sie damit heraus, daß Marie doch ein sehr tüchtiges Mädchen war, und daß Anna Jemanden aus der Familie um sich haben mußte als Vertrauensperson, denn wenn man mit lauter fremden Leuten wirtschaften muß, das weiß man ja, wie das ist; sie vermied vorsichtig, auf das Altern Annas anzuspielen, ließ aber doch einfließen, daß der Mensch einmal krank werden könne und dann habe er Niemanden zur Pflege, und kurz, sie dachte sich, wenn sie Marie hier unterbringen könne, daß sie als vertraute Dienerin der Verwandten in Allem zur Hand sei, dann war es doch nicht ausgeschlossen, daß das Kind vielleicht die Aussteuer geschenkt bekam oder bei der Erbschaft besonders bedacht wurde, denn ein langes Leben gab sie der nun schon fünfunddreißigjährigen Person nicht mehr.

Anna merkte von allen Nebenabsichten Nichts; aber das freundliche, rundbäckige und eifrige Kind war ihr in Allem so dienstfertig zur Hand, wußte sich so nötig zu machen in ihrer überströmenden Dankbarkeit für das gute Essen, welches sie in diesen Tagen hatte, daß sie gern auf den Vorschlag der Alten einging, Marien gegen einen mäßigen Lohn als Magd und Beschließerin bei sich zu behalten.

Die Wirtschaft ging nun weiter, wie sie zuvor gegangen war, und Franz besorgte Alles, als sei Alles sein Eigentum. Anna kam selten aus ihrer Stube, sie lebte in ihrer gewohnten Weise mit Lesen, Klavierspielen, Sticken und Aufräumen ihrer Stube und Kammer. Jeden Abend ging Franz zu ihr hinauf, um Bericht zu geben und abzurechnen; zuweilen, wenn eine Arbeit war, wo Franz selber mit anfassen mußte, sah sie auch eine Weile der Arbeit zu. Marie machte sich gut in Haus

und Wirtſchaft, ſie melkte und futterte, und beſorgte für Alle die Küche. Ganz natürlich kam es, daß Franz und Marie Manches zuſammen beſprachen und daß ſich eine Vertraulichkeit zwiſchen ihnen entwickelte.

An einem Abend, als die Beiden noch allein in der Küche aufſaßen, Marie mit dem Ausbeſſern eines Sackes beſchäftigt und Franz in einem Rechnungsbuch Zahlen zuſammenzählend, indeſſen die andern Dienſtleute ſchon lange zur Ruhe gegangen waren, ſagte Franz: »Nun wollte ich dich noch Etwas fragen.« Er ſagte das in einem Ton, daß dem Mädchen das Herz bebte und eine rote Flamme über das runde, offne Geſicht flog. Franz fuhr fort: »Die Wirtſchaft kann ſo nicht weitergehen. Wer nicht mit der Zeit fortſchreitet, der kommt zurück. Aber wenn ich einen Vorſchlag mache, dann heißt es immer: ‚Das iſt bei meinem Vater ſo geweſen, ich verſtehe das nicht, wir wollen es nur weiterhin ſo laſſen.‘ Nun habe ich mir gedacht, ich habe von Hauſe aus Etwas und habe immer geſpart, ich will ihr vorſchlagen, daß ich die Mühle pachte und daß ſie hier wohnen bleibt. Dann bin ich mein freier Herr und kann machen, was ich will. Hier iſt Etwas zu verdienen. Aber allein kann ich das nicht machen, ich brauche eine Frau; und da wollte ich dich fragen, ob du das ſein willſt.«

Franz konnte wohl nichts Anderes ſagen, als dieſe trockenen Worte; aber was er nicht ſagte, das war in ſeinen Augen, die ſich mit Tränen füllten, und in dem Stocken ſeiner Sprache. Marie ſpürte das auch, ſie wurde blaß und es war, als ob ſie ohnmächtig werden wollte. Sie ſagte: »Ich will dir auch eine gute Frau werden, und ich danke dir, denn ich bin ein armes Mädchen, das Nichts hat.« Er ſprach: »Das laß deine Sorge nicht ſein, ich kann es ſchon machen, und wenn das Herz ſpricht, das iſt die Hauptſache.«

Nun war es ihm wohl, daß er Marien küſſen mußte; aber

ſeine letzten Worte waren ſo geweſen, daß er das nicht konnte. So nahm er den Stöpſel der Tintenflaſche und korkte die Flaſche zu. Marie aber ſtand auf, trat zu ihm und küßte ihn auf den Mund. Da umarmte er ſie und konnte Nichts ſagen.
Der nächſte Tag war ein Sonntag. Franz ging zur Herrin hinauf und ſagte ihr ſeinen Plan mit Marien, dann fragte er ſie, ob ſie ihm die Mühle in Pacht geben wolle, denn er ſei nun in den Jahren, wo Einer für ſich ſelber arbeiten müſſe.
Anna ſah ihn ruhig an, der feſt und verſtändig vor ihr ſtand. Dann ſagte ſie: »Ich verpachte Ihnen die Mühle nicht. Sie könnten eine andere Heirat machen, und mit dem Mädchen da verplempern Sie ſich nur.« Als ſie das ſagte, da wurde es Franz klar, daß er die Herrin ſelber bekommen konnte, wenn er wollte, und ſogleich verblendete ihn die Ausſicht auf den Reichtum. Er faßte ihre Hand, die ſie ihm ſchwach ließ und rief: »Dann heirate ich dich.« Sie gab ihm mit der freien Hand einen leichten Schlag auf die Backe und ſagte: »Ich könnte ja Ihre Mutter ſein, haben Sie mich denn ſo lieb?« Er nahm die faſt nicht Widerſtrebende in den Arm und küßte ſie; er mußte ſich dazu zwingen, und es wurde ihm faſt ſchwindlig. Da ſagte ſie: »Nun, wenn du es denn durchaus willſt, ſo will ich ja ſagen, und wir brauchen auf Nichts zu warten, du kannſt heute gleich das Aufgebot beſtellen.«
Mit unſichern Schritten trat Franz aus dem Zimmer und ging die Treppe hinunter. Auf der unterſten Stufe hatte Marie gewartet, ſie ſtreckte ihm die beiden Hände entgegen. Als ſie ſein Geſicht und ſeinen Gang ſah, da dachte ſie, daß Anna ihm die Verpachtung abgeſchlagen hatte, ihr blühendes Geſicht wurde aſchfahl und ſie ließ die Hände ſinken. Franz ſprach mit heiſerer Stimme, ohne ſie anzuſehen: »Du mußt es ja doch wiſſen. Ich habe mich mit der Herrin verlobt und gehe zum Bürgermeiſter und Pfarrer, um es anzuſagen.« Marie hielt ſich am Treppengeländer feſt und ſah ihm nach,

erſt langſam verſtand ſie den Sinn ſeiner Worte in ihren Ohren.

Am Nachmittag ging Marie zur Herrin hinauf und ſagte, ſie bitte um ihre Entlaſſung, ſie wolle zu ihrer Mutter zurück. Anna ſah ſie ratlos an und erwiderte: »Wie ſoll ich denn das machen? Du haſt Alles unter dir gehabt, ſo ſchnell bekomme ich doch keine Andere, der ich ſo Viel vertrauen kann. Ich weiß wohl, weshalb du gehen willſt. Aber das wäre Unſinn geweſen für Euch Beide; ſo iſt es beſſer auch für dich.« Wie das Mädchen aber auf ihrem Verlangen beſtand, da wurde ſie ärgerlich und ſagte: »Ja, wo ihr mich brauchtet, da war ich gut genug. So ſind die Dienſtboten heutzutage, nur an ſich denken! Halten kann ich dich nicht.« Da kamen Marien die Tränen, und ſie ſprach: »So will ich denn bleiben, bis du eine Andere gefunden haſt für mich.«

Als das Aufgebot geweſen war, da kam ein Jude aus der nächſten Kleinſtadt in einem feinen Landauer mit zwei prächtigen Kutſchpferden vorgefahren. Er ſagte zu Anna, daß er immer noch kein Geſchäft mit ihr habe machen können; trotzdem er ihr verſchiedentlich billige und gute Ware angeboten habe; aber nun ſie gnädige Frau werde, müſſe ſie doch einen Landauer haben, und ſie müſſe doch zur Trauung auch im eignen Wagen fahren. Anna ging auf die Straße hinunter, beſah ſich Alles und kaufte Wagen und Pferde. Franz war in Geſchäften auswärts, als er heimkam, da erzählten ihm die Andern grinſend, er werde ja nun eine gnädige Frau haben, und der Landauer ſei ſchon angeſchafft. Franz ging in den Stall, ſah ſich den Kauf an und biß ſich auf die Lippen.

Der alte Müller hatte längſt Alles vorgeſorgt gehabt für die Ausſteuer. Nun aber wollte Anna noch Kleider haben und auch Möbel für eine gute Stube. Sie lag ihrem Bräutigam in den Ohren, daß er mit ihr in die Stadt fahren ſolle, um auszuſuchen; er weigerte ſich ſtörriſch, und ſo fuhr ſie denn

allein und erzählte ihm am Abend glücklich, was ſie Alles erſtanden hatte. Sie ſagte, jetzt hätte ſie erſt Freude von ihrem Geld. Die Sachen kamen, wurden abgeladen und ins Haus gebracht; Franz ſtellte mit dem Älteſten ſeiner Arbeitsgenoſſen die Möbel auf, ſchlug Nägel ein und hängte Spiegel und Bilder, dann aber ſah er ſich den Prunk nicht wieder an, und Anna ging allein zwiſchen den blitzenden und ſchimmernden Möbeln auf und ab.

So nahte der Hochzeitstag. Die Trauung ſollte in der Dorfkirche ſtattfinden, ein Feſteſſen für den Abend war im Wirtshaus bereitet. Der Landauer wurde am Nachmittag angeſpannt. Die Braut war mit Schleier und Myrthenkranz geſchmückt, Marie hatte ihr beim Anzug helfen müſſen. Vom Hof kam der Geſang des jüngſten Müllerburſchen, eines friſchen und unverſchämten Menſchen. Es war das Lied »Wir winden dir den Jungfernkranz.« Der Bräutigam wurde bleich, die Braut merkte Nichts, ſondern zupfte ſich vor dem Spiegel noch an Kleid und Schleier. Marie hatte ſich geweigert, mit in die Kirche zu kommen; ſo hatte die Herrin ihr aufgetragen, daß ſie Kerzen in die Fenſter ſtellen ſolle, in jedes Fenſter drei, die ſie anzünden mußte, wenn ſie den Wagen von Weitem rollen hörte.

Nun fuhr der Wagen ab. Die Dienſtleute ſtanden vor dem Tor und ſahen hinter ihm her, indem ſie lachend Bemerkungen austauſchten. Marie räumte in der Stube oben Alles fort, dann bereitete ſie die Lichter und ſetzte ſie in die Fenſter. Die Stunden vergingen, es wurde Abend.

Der Wagen rollte in der Dunkelheit zurück. Alle Fenſter waren erleuchtet; die Torfahrt war mit brennenden Lichtern beſteckt; die Leute ſtanden im Feiertagsanzug und erwarteten das junge Ehepaar. Franz ſtieg zuerſt aus dem Wagen, er nickte den Leuten zu und ging ſchnell ins Haus, hinter ihm rauſchte die Neuvermählte und ſuchte ihn mit ſchnellen

Schritten einzuholen. So ging das Paar die Treppe hoch, der Mann, zwei Stufen nehmend, vorauf, die Frau ſo ſchnell ſie konnte hinter ihm.

Im Gang oben ſtand Marie. Sie hatte auf ihr Zimmerchen laufen wollen, aber Franz war eher oben, als ſie gedacht hatte. Sie ſtand da, in der Hand das Licht, mit welchem ſie die Kerzen angeſteckt hatte, blaß, mit weit offnen Augen und zitternd. Franz zog den Zylinderhut vom Kopf und ſchleuderte ihn auf die Erde, dann nahm er die Zitternde unter den Arm und ſagte: »Komm!« Sie hielt ihr Licht feſt angeklammert, ſah ihn entſetzt an, und hatte die Füße ſo geſtellt, daß er ſie nicht fortziehen konnte. »Komm, ſage ich dir!« ſchrie Franz. Da kam atemlos in ihrem Brautſchmuck, auf den Schleier tretend, der mit hörbarem Ton riß, Anna. Sie ergriff mit ihrer weiß behandſchuhten Rechten durch den Schleier den Arm Franzens und rief: »Biſt du verrückt?« — »Laß mich, Weib!« brüllte Franz ſie an, ſie wich ängſtlich zurück und ſagte: »Schlage mich nicht.« Eben wankte Marie in halber Ohnmacht. Er ergriff ſie ſtark in ſeine Arme und trug ſie; ſie legte ihr blaſſes Köpfchen bewußtlos an ſeine Bruſt; er trug ſie die Treppe hinunter zwiſchen den erſtaunten Leuten hindurch. Der Kutſcher wollte eben die Pferde abſträngen. »Aufſitzen« befahl ihm Franz. »In die Stadt«, und damit riß er den Schlag auf, ſetzte die Ohnmächtige in den Wagen, ſetzte ſich zu ihr und ſchlug den Schlag hinter ſich zu. Der Kutſcher ſaß ſchon wieder auf dem Bock, wendete, und die Pferde ſtoben wieder aus dem Tor hinaus.

Wie eine Raſende ſtand Anna in der Haustür. Sie riß an dem Schleier, der in Fetzen an ihr nieder hing, ihr Haar hatte ſich gelöſt, der Myrthenkranz lag auf der Erde und wurde zertreten. »Anſpannen« ſchrie ſie den Knecht an. Schnell ſchob der den Kälberwagen aus dem Schuppen und ſpannte ein Paar Pferde davor. Sie lief in dem Schmutz des Hofes um-

her, half ihm, brachte ihm Kummet und Ketten; ihre weißseidenen Schuhchen wurden von Kot und Mist beschmutzt, die lange weißseidene Schleppe zog sich durch Jauche und Schmutz. Als die Pferde vor dem Wagen standen, schwang sie sich auf, der Knecht saß neben ihr und peitschte auf die schweren Ackergäule los, die sich prustend, rasselnd in Trab setzten hinter den Flüchtigen her.

Der Landauer flog auf der Straße, durch das Dorf, vorbei am Wirtshaus, aus dessen erleuchteten Fenstern noch Stimmen und Gläserklirren der Hochzeitsgäste drangen, weiter in die Nacht hinein. In immer weiterer Entfernung ratterte und keuchte der Kälberwagen mit der gespenstisch weißen Frau auf dem Bock neben dem Knecht. Fast eine Stunde dauerte die Fahrt, da hatte der Landauer die Stadt erreicht. Der Kutscher klopfte an die Scheiben und fragte, wohin er fahren solle. Franz nannte ihm den Namen eines Gasthofes, der Kutscher fuhr dahin, Franz stieg mit Marien aus und befahl dem Kutscher, zurückzufahren.

Auf dem Rückweg begegneten sich die beiden Wagen. »Das ist unser Landauer«, sagte der Knecht, indem er sich vorbeugte. Die Beiden schrien Halt, der Landauer hielt und der Kutscher erkannte seine Herrin auf dem Kälberwagen. »Ist der Herr drin?« fragte ihn Anna. Der Mensch war wohl roh, er hatte mit den Andern zusammen über die liebestolle Alte gespottet, nun aber bewegte ihn doch der Ausdruck der Angst und Verzweiflung in ihrer Stimme. Er nahm den Hut ab und zögerte mit der Antwort, dann sagte er verlegen nur das eine Wort »Ausgestiegen«. — »Fahren Sie mich zu ihm«, sagte Anna, stieg vom Kälberwagen, der Kutscher half ihr beflissen, öffnete die Tür des Landauers, sie verwickelte sich in ihrem Kleid, riß mit den Händen den unteren Streifen ab und ließ sich matt in die Polster sinken.

Im Gaſthof wurde ſie vom Kellner in das Zimmer der Beiden geführt.
Sie ſtand an der Tür, zerfetzt, beſchmutzt, mit vorquellenden Augen, das ergrauende Haar wirr in der Stirn, die Beine mit den Fußſpitzen nach innen breit geſtellt, die dürren Arme zitternd vor die Bruſt geſtreckt.
»Satan, was willſt du von mir?« ſchrie Marie. Zähneklappernd, flehend ſagte Anna: »Er iſt doch mein Mann.« Franz ging im Zimmer auf und ab, ſchlug ſich mit den geballten Fäuſten vor die Bruſt und wiederholte beſtändig die Worte: »Verfluchtes Geld! Verfluchtes Geld!« »Ich bin doch auch ein Menſch!« ſagte Anna; da kamen ihr die Tränen.
Im Gaſthaus war die Geſchichte der Drei bekannt geworden. Der Wirt beſprach ſich mit ſeiner Frau, was er tun ſolle. Der Kellner, welcher den Beiden ein Zimmer gegeben, wurde hart angelaſſen, er hätte wiſſen müſſen, daß da Etwas nicht in Ordnung war. Die Frau war ängſtlich, daß ihr Haus in Verruf kam, und drängte den Mann, daß er den Dreien ſagen ſolle, ſie dürften nicht hier bleiben.
Da ſprach die alte Mutter des Mannes, die Alles mit angehört: »Wenn du ein Gaſtwirt biſt, ſo kommen die Leute zu dir, weil ſie ein Nachtlager haben wollen. Ein Jeder muß tun, was ſeines Berufes iſt. Laßt mich mit den Fremden ſprechen.« Sie ſtand mühſam am Stock auf, ging aus dem Zimmer und die Treppe hoch und klopfte dann an die Stubentür der Fremden. Niemand hörte ſie, ſo trat ſie denn ungerufen ein.
Sie ſchloß die Tür hinter ſich. Da ſtanden die Betten, weiß bezogen. Sie ſetzte ſich auf einen Bettrand und ſah die Drei mit ſcharfen Augen an. Dann ſagte ſie: »Ich bin eine alte Frau und habe Viel erlebt. Ihr ſeid mir wie Kinder. Was ſoll denn nun geſchehen?«
Als ſie das ſagte »was ſoll denn nun geſchehen«, da kamen auch Marien die Tränen. Sie rief: »Meine Mutter, meine

Mutter!« warf ſich über das andere Bett und ſchluchzte. Die Alte ſtreichelte ihr begütigend über das hellblonde Haar und ſagte: »Ruhig, Kind, ruhig, es kann ja noch Alles gut werden.«

Franz trat vor und ſagte zögernd: »Ich bin ja ſchuld an Allem. Ich habe mich verblenden laſſen, und wie ich Marien nun ſtehen ſah, da kam es über mich, es war mir, als ob ich es nicht mehr bin.« Die Alte ſah ihn an und ſprach: »Und dieſe Perſon da, der du vor Gott und Menſchen angetraut biſt, denkſt du nicht an die?« Franz ſchluckte und trat zurück. Die Alte fuhr fort: »Du mußt dir doch etwas gedacht haben auf der Fahrt mit dem Mädchen nach hier!« Widerwillig erwiderte Franz: »Ja, ich wollte mit ihr nach Amerika fahren. Da fragt man nicht nach Papieren, da ſieht man nur den Menſchen an. Da wollte ich ſie dann heiraten.« »So, ſo!« machte die Alte und nickte ernſt mit dem Kopf. »Das iſt die neumodiſche Sittlichkeit.« Dann wendete ſie ſich zu Anna: »Und du, altes Gerippe, mußt du einem jungen Mädchen den Bräutigam wegnehmen, mußt du einen jungen Mann haben? Haſt du nicht an Gott gedacht, der das Unrecht ſtraft auf Erden?« Sie ſtand mühſam auf und ging drohend auf Anna zu: »Ich habe deinen Vater gekannt und deinen Großvater, ſie haben nur immer Geld zuſammengekratzt, und ich ſage dir, wahrlich Gott ſucht der Väter Miſſetat heim bis ins dritte und vierte Glied.« Anna ſtand ſchweigend und ſah vor ſich nieder.

Nun legte die Alte die Hand auf Mariens Haupt und ſagte: »Das Kind bleibt bei mir. Mein Sohn kann im Haus noch eine Magd brauchen, und ich habe ein Auge auf ſie.« Zu Anna ſprach ſie: »Unten ſteht noch dein lächerlicher Wagen. Steige ein und fahre zurück.« Endlich wendete ſie ihre Rede an Franz: »Du kannſt nicht in meinem Hauſe bleiben, denn dies iſt ein ehrliches Gaſthaus, mit deiner Frau kannſt du auch

nicht zurückfahren, das ſiehſt du wohl ein. Was willſt du nun tun?« »Ich kann zu meinem frühern Herrn zurück, er hat mir geſtern geſchrieben und angefragt, ob ich will«, ſagte Franz dumpf. »Gut, dann gehe«, ſchloß die Alte. Schon war Anna aus dem Zimmer gelaufen, die Hände vor die Augen geſchlagen; langſam folgte Franz. Die Alte erriet ſeine Gedanken. »Kommt Zeit, kommt Rat«, ſagte ſie zu ihm. »Du weißt, wo das Mädchen iſt, und daß ſie gut aufgehoben iſt. Nun geh!« damit ſchob ſie ihn aus dem Zimmer.

Der Kutſcher ſtand noch unten neben ſeinem Wagen. Er half der Frau hinein und ſagte tröſtend: »Laſſen Sie nur, Frau, wer weiß, wozu Alles gut iſt.« Dann ſchlug er den Schlag zu, ſetzte ſich auf den Bock und fuhr ab.

Noch brannten die Lichter in den Fenſtern, als der Wagen zurückkam, in der Geſindeſtube waren die Leute noch lebendig, aber als der Wagen auf dem Hofpflaſter rollte, kam Niemand zum Vorſchein, ſie ſcheuten ſich Alle. Anna lief ſchnell die Treppe hinauf, in ihr Zimmer, verriegelte die Tür hinter ſich und warf ſich auf den Boden. So lag ſie lange.

Dann erhob ſie ſich. Sie trat vor den eiſernen Schrank, ſchloß ihn auf und warf die Papiere, welche darin waren, auf den Boden. »Verfluchtes Geld, verfluchtes Geld!« ſchrie ſie. Aus dem Fenſter nahm ſie eine der Flaſchen, in welchen ein Licht ſteckte, ſchon faſt niedergebrannt, ſie hielt es an die Papiere, die hell aufflammten. An der Wand hing ein Spiegel; ſie hob ihn ab und löſte mit zitternden Händen den Strick, machte eine Schlinge; dann ſchob ſie einen Stuhl unter den Haken, ſtieg hoch, befeſtigte den Strick, ſteckte den Kopf in die Schlinge und ſtieß den Stuhl fort.

Nach einer Weile ging der Kutſcher über den Hof. Er hatte noch ſein Abendbrot in der Küche gegeſſen und wollte nun in den Pferdeſtall, um ſich ſchlafen zu legen, da ſah er die Fenſter in der Stube der Frau hell durch das Feuer. Er lief ins Haus

zurück, die Leute eilten die Treppe hoch und erbrachen die verriegelte Tür, da fanden ſie die Tote hängend und ſahen das angelegte Feuer. Sie löſchten es bald; von den Papieren war nur Einiges angebrannt, denn ſie hatten zu feſt über einander gelegen; das glimmende Feuer hatte die Tiſchdecke ergriffen, und deren Aufflammen hatte der Kutſcher unten geſehen.

Als Marie die Nachricht erfuhr, da weinte ſie. Sie ſagte zu der alten Frau: »Ich kann das nicht vergeſſen, wie ſie ſagte: Ich bin doch auch ein Menſch.«

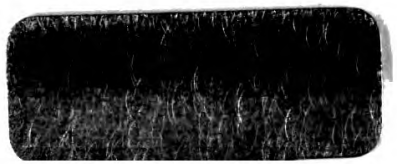
Nun kam Franz zu der Alten im Gaſthof und ſprach mit ihr und der Geliebten. Er ſagte: »Einmal habe ich mich von dem Geld verführen laſſen, daraus iſt ein großes Unglück entſtanden. Nun bin ich der Erbe, nun habe ich das Geld, und nun könnte ich Marien heiraten ...« Er redete nicht weiter. Er fühlte, daß da irgend Etwas nicht in Ordnung war.

Da ſagte Marie: »Wenn du das Geld behältſt, dann nehme ich dich nicht, dann bleibe ich lieber ſo, denn das iſt Blutgeld.« Franz blickte ernſt zur Erde und ſagte: »Das iſt ja wohl wahr, aber es iſt doch ein ſchönes Stück Geld.« Da nahm die Alte ihre Hand und ſagte: »Tue, mein Kind, was dir dein Gewiſſen ſagt.« Marie warf ſich an ihre Bruſt und ſprach unter Tränen: »Ich wäre ja auch wohl mit dir nach Amerika gegangen, aber wenn du das Geld behalten willſt, ſo ſind wir geſchiedene Leute.« Franz reckte ſich auf, machte eine Bewegung mit dem Fuß, als wolle er Etwas fortſchieben, und dann ſagte er: »Dann ſchenke ich das Geld der Armenkaſſe.« Sie ſtand auf und umſchlang und küßte ihn.

Inhaltsverzeichnis

Mutter und Tochter 5
Freie Liebe 23
Der Blinde 32
Stille Liebe 39
Der Verführer 46
Liſettens Erbſchaft 50
Heiratsanträge 60
Die Athenamünze 64
Anakreon 71
R. Z. 77
Zwei Schweſtern 84
Die Scheinehe 90
Das Abiturientenexamen 103
Die verwunderliche Verlobung 110
O gib vom ſeidnen Pfühle 117
Eheglück 124
Die Liebſchaft des Dienſtmädchens 131
Nach fünfzig Jahren 137
Erinnerung 142
Auf der Straße 148
Marmara 153
Frühling 164
Der Ring 171
Der Chriſtbaum 177
Die Liebesprobe 183
Die Wette 198
Die verſchiednen Welten 205
Der Feigling 211
Briefe und Aufzeichnungen 216
Die Sängerin 227
Die Brieftaſche 232
Heimkehr 239
Creszenz 248
Die Geliebte des Mörders 253

Die Liebe der Fünfundfünfzigjährigen 270
Frau und Geliebte 279
In der Mühle 285

★

Die Geſchichten bis »Der Verführer« ſind aus der Novellenſammlung »Die Hochzeit« (1913) entnommen; die Geſchichten bis »Die Scheinehe« aus der »Taufe« (1916); die Geſchichten bis »Auf der Straße« aus dem »Nobelpreis« (1919); die übrigen ſind ungedruckt.